



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
Main Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 1992

Suebica - Völkernamen und Ethnos

Rübekeil, Ludwig

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-171039>

Monograph

Updated Version

Originally published at:

Rübekeil, Ludwig (1992). Suebica - Völkernamen und Ethnos. Innsbruck: Institut für Sprachwissenschaft Innsbruck.

LUDWIG RÜBEKEIL

Suebica
Völkernamen und Ethnos

Innsbruck 1992

leicht überarbeitete Fassung: 8.2017

ANMERKUNGEN ZUR ÜBERARBEITETEN VERSION:

Dieser Text wurde ursprünglich in den Wordversionen 3 bis 5 (für MS-DOS, 1987-1990) geschrieben und basierte auf zahlreichen selbst gestrickten Konventionen (insbesondere für das altgriechische Alphabet und für sprachwissenschaftliche Sonderzeichen). Die digitale Überarbeitung dient daher vor allem dem Zweck der Datenrettung: Vorrangige Absicht war es, die Schriftzeichen auf Unicode umzustellen und den digitalen Text wieder lesbar zu machen.

Der Text selbst ist im Prinzip unangetastet geblieben; abgesehen von der Verbesserung kleinerer Fehler sind keine inhaltliche Änderungen vorgenommen worden, erst recht nicht solche mit aktualisierender Absicht. Bei der Überarbeitung wurden jedoch auch offensichtliche Formatfehler und andere Holprigkeiten angepasst, etwa uneinheitliche Zeitschriftenabkürzungen usw. Die meisten sichtbaren Änderungen gibt es daher in der Bibliographie, auch diese sind jedoch nicht grundlegend.

Zürich, 30. Mai 2017

INHALTSVERZEICHNIS

o	Einleitung und methodische Vorbemerkungen.....	5
o.1	Allgemeines zu den Nachbardisziplinen.....	5
o.1.1	Einige Vorüberlegungen.....	5
o.1.2	Typus und Modell.....	10
o.1.3	Kontrasterlebnis und ethnisches Bewußtsein – Faktoren der Ethnogenese.....	19
o.2	Stammesnamen und ethnozentrische Begrifflichkeit.....	27
o.2.1	Zum Begriff von Stamm und Stammesnamen.....	27
o.2.2	Selbstbenennung – Fremdbenennung.....	29
o.2.3	Denotation und Konnotation in der Namengebung.....	32
o.2.4	Ein Sonderfall ethnozentrischer Selbstbenennung.....	35
1	Kontrasterlebnis in der Germania.....	37
1.1	Fenni.....	37
1.1.1	Die antike Überlieferung.....	37
1.1.2	Zum Finnennamen.....	40
1.1.3	Exkurs: zur Datierung und Lokalisierung mittels finnisch- germanischer Entlehnung.....	43
1.1.4	Auswertung.....	49
1.2	Veneti.....	51
1.2.1	Die antike Überlieferung.....	51
1.2.2	Zum Veneternamen.....	53
1.2.3	Auswertung.....	56
1.3	Volcae.....	61
1.3.1	Die antike Überlieferung.....	61
1.3.2	Volcae im Germanischen.....	63
1.3.3	Auswertung: Volcae und die Hercynia silva.....	68
1.4	Zusammenfassung und Schlußfolgerung.....	75
2	Vagina Gentium – Skandinavien und die Germanen.....	80
2.1	Der Skandinavientopos als Wissenschaftsideologie.....	80
2.2	Die Quellen zur skandinavischen Herkunft der Germanen.....	93
2.3	Scandia und Scadinavia.....	104
2.3.1	Die Quellen.....	104
2.3.2	Scadinavia.....	105
2.3.3	Skåne.....	108
2.3.4	Scandia, Scadinavia und die Folgen.....	112
2.3.5	Schlußfolgerung.....	119
2.4	Heruler.....	120
2.4.1	Historischer Querschnitt.....	120
2.4.2	Zum Namen der Heruler.....	120

2.4.3 Auswertung.....	129
2.5 Gutones, Gothi, Gautar.....	131
2.5.1 Quellen zur Geschichte der Goten.....	131
2.5.2 Goten und Gauten: Die Namen.....	135
2.5.3 Die morphologische Parallele in Chauci : Hugones.....	149
2.5.4 Sonstiges Namensgut.....	152
Vagoth, Gauthigoth, Ostrogothae.....	152
Gdansk, Gdynia, lit. Gudai.....	156
Guthalus.....	160
2.5.5 Gutones – Gautar: Auswertung.....	162
2.6 Suiones-Suehans-Suetidi.....	164
2.6.1 Die historischen Nachrichten.....	164
2.6.2 Der Name Suiones.....	166
2.6.3 Auswertung.....	168
2.7 Nordgermanen – Ostgermanen: Versuch einer ethnohistorischen Schluß- folgerung.....	169
3 Sueben und Germanen.....	175
3.1 Germanenbegriff und Germanenname in der antiken Literatur.....	175
3.1.1 Die Belege.....	175
3.1.2 Diskussion der Belege.....	176
Die Germanen der Triumphalfasten und die semigermae gentes bei Li- vius.....	176
Die Oretani Germani bei Plinius.....	178
Germanen im Illyricum, Ligurien, Kleinasien und Iran?.....	180
Die Germanen des Poseidonios.....	181
Caesar und die Germanen.....	185
Tacitus und der Namensatz.....	189
3.1.3 Auswertung Germanenname & Germanenbegriff.....	197
3.2 Ursprung und Bedeutung des Namens Germanen.....	201
3.2.1 Die keltische These.....	201
3.2.2 Die germanische These.....	202
3.2.3 Illyrische und alteuropäische These.....	205
3.2.4 Die lateinische These.....	207
3.3 Suebenname und Suebenbegriff in der antiken Literatur.....	213
3.3.1 Die Belege.....	213
3.3.2 Diskussion der Belege.....	214
Ethnographische Topik: das Suebenbild bis Caesar.....	214
Strabo.....	222
Die „Begriffsausweitung“ bei Tacitus.....	223
Nach Tacitus.....	226
3.3.3 Auswertung Suebenname und Suebenbegriff.....	229
3.4 Der Name Sueben.....	233
3.4.1 Überlieferungs- und Forschungsgeschichte.....	233

3.4.2	Zu Wortbildung und Semantik des Suebennamens.....	235
3.4.3	Diachroner und synchroner sprachlicher Status des Sue- bennamens.....	242
3.5	Zusammenfassung: Suebi und Germani.....	242
4	Auswertung: Kosmogonie, Ethnogonie und der Name der Germanen.....	247
4.1	Der intentionale Aspekt germanischer Ethnogonie.....	247
4.1.1	Mannus und die Manni.....	247
4.1.2	Mannus und die Mythologie – ein Exkurs.....	252
4.1.3	Germanische Ethnogonie und der Semnonenhain.....	256
4.2	Suebi, Manni und die Kontinuität: intentionaler und funktionaler Aspekt germanischer Ethnogenese.....	260
5	Literatur.....	265

○ EINLEITUNG UND METHODISCHE VORBEMERKUNGEN

○.1 Allgemeines zu den Nachbardisziplinen

○.1.1 Einige Vorüberlegungen

Stammesnamenkunde dient, wie Namenkunde überhaupt, heute überwiegend dazu, Sprachen um Material zu bereichern, das im Fall der Fremdüberlieferung in deren vorschriftliche Zeit zurückreicht und aus diesem Grund für die Geschichte der Sprache besonders hohen Zeugniswert besitzt.

Eine solche Gewichtung der Namenkunde ist jedoch nicht die einzig mögliche und war auch nicht immer die vorherrschende. Stammesnamenkunde wurde bis vor nicht allzu langer Zeit eher als Teil der Ethnohistorie betrieben, und die sprachliche Analyse war nur ein Schritt auf die historische Erkenntnis zu. Beide Vorgehensweisen sind legitim; versteht man aber seine Disziplin als historische, so reicht die sprachwissenschaftliche Analyse des Namenmaterials allein nicht aus. Die früher weit verbreitete Illusion, Sprachwissenschaft oder Archäologie wären aus sich allein heraus befähigt, Geschichte zu schreiben, ist heute wohl allgemein überwunden. Tatsächlich schreibt die Sprachwissenschaft Sprachgeschichte, die Archäologie (Sach-) Kulturgeschichte; beides ist integrierter, aber nicht autonomer Aspekt der Geschichte. So kann auch die Namenkunde lediglich in Zusammenarbeit mit schriftlichen historischen Quellen Geschichte erhellen. Viele im Namen des *furor etymologicus* begangene Irrtümer resultieren aus einer fehlenden Befragung der historischen Quellen.

Indes wurde oft genug der Fehler gemacht, sprunghaft zu argumentieren, d. h. Lücken im Befund der einen Disziplin mit Material aus der anderen zu füllen, ohne sich über Kompatibilitätsfragen zu sorgen¹. Das hatte in der Regel zur Folge, daß am Ende statt eines *circulus virtuosus* ein *circulus vitiosus* stand. Um dies Risiko zu minimieren, ist vermischte Argumentation so weit als möglich zu vermeiden. Jedes Material kann nur mit dem darauf zugeschnittenen Instrumentarium gerecht untersucht werden; die Gesamtschau, eine abschließende Synthese der Einzelergebnisse läßt freilich mehr Spielraum. Hier sind modellhafte, spekulative Elemente in weiterem Umfang legitim – und auch vonnöten – als während der laufenden Argumentation am Material. Es sollte jedoch kein Zweifel darüber bestehen, daß eine völlig puristische Argumentationsweise in einer Geisteswissenschaft Illusion bleiben wird. Im speziellen Fall gilt: Je dünner gesät, je unzuverlässiger die schriftlichen Quellen sind, desto spekulativer wird stets der historische Rückschluß.

¹ Vgl. hierzu Kapitel 2.1.

Die Grundforderung einer ethnohistorisch orientierten Stammesnamenkunde ist also, daß schriftliche, historiographische Quellen die Basis für eine Stammesgeschichte abgeben; die sprachliche Deutung des Namens baut darauf auf. Das heißt nicht etwa, Autorität vom eigentlichen Sujet fort zu delegieren, so daß die Namenkunde nur noch ein funktionsloses Skelett bleibt. Nein, defektiv wäre vielmehr umgekehrt die Beschränkung der Stammesnamenkunde auf morphologische Analyse. Zwischen der althistorischen und der sprachwissenschaftlichen Namenkunde ist nämlich die oben beschworene „Kompatibilität“ wesentlich leichter herstellbar, als beispielsweise zwischen Sprachwissenschaft und Archäologie. Die Kunde vom Namen impliziert ja auch die Kunde von dessen Überlieferungsgeschichte; Namensgeschichte aber spiegelt sich eben in den historiographischen Quellen. Noch mehr: Stammesgeschichte – Geschichte hier narrativ verstanden – ist im Grunde weitestgehend Namensgeschichte²; denn wie wüßten wir heute, von welcher ethnohistorischen Einheit die Rede ist, wenn nicht über den Namen? Archäologie und Sprachgeographie-Sprachgeschichte benötigen für ihre „historische“ Erkenntnis immer außenstehende Bindeglieder. In der Regel vermitteln zwischen ihnen und den historischen Quellen geographische Assoziationen; gefährliche Assoziationen zumeist, da die geographischen Angaben der antiken Historiographen oft ungenau, schwankend oder gar widersprüchlich sind. Die historische Namenkunde hat es dagegen wesentlich leichter; der Name einer frühgeschichtlichen Gruppe zeigt nämlich zwei Seiten: (1) er ist in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle von der betroffenen Gruppe oder aber deren Nachbarn geprägt und (2) er ist andererseits in den Quellen verfolgbar, wobei jede literarische Bewegung des Namens dynamische Prozesse der damit markierten Gruppe signalisieren kann. Zwar wird die Gewichtung der historischen Analyse gegenüber der sprachlichen nicht immer dieselbe sein; sie kann z. B. abhängen von der Qualität der Überlieferung und der Transparenz der Namensform. Um jedoch einen Stammesnamen in seiner historischen Dimension zu erfassen, muß auch die Überlieferungsgeschichte dieses Namens geklärt sein. Mithilfe einer so verstandenen Namenkunde kann im Idealfall der Namensträger sowohl aus seinem eigenen Kulturgefüge heraus als auch von außen beleuchtet werden.

Der ideale Fall ist bekannterweise meist nicht der reale Fall. Wer das Idealbild eines 1:1-Verhältnisses von Name und Stamm zu zeichnen im Begriff ist, sollte nicht übersehen, daß Stammesnamen mobil sind. Sie sind mobil nicht nur im lokalen Sinn, sondern sie sind auch wandelbar, fähig zur Metamorphose mit ihren Trägern oder unabhängig von diesen. Solange die Stammeskunde den Namen kontextfrei als philologischen Gegenstand behandelte und somit immer *eine* logische Entität vor sich

² Vgl. hierzu sehr anschaulich PETRIKOVITS 1985.

zu haben schien, waren viele Probleme der Stammesgeschichte nicht lösbar. Lösbar konnten sie nur werden, wenn der Name gleichermaßen als Emblem und als organischer Bestandteil ethnischer Existenz begriffen wurde.

REINHARD WENSKUS hat 1961 erstmals explizit Ergebnisse der vergleichenden Ethnologie und der Ethnosoziologie auf das Umfeld der europäischen Stammesbildung angewandt. Bis dahin war die ethnische Terminologie der Stammeskunde meist sehr assoziativ verwendet worden, und die begrifflichen Inhalte unterschieden sich von Disziplin zu Disziplin oft sogar grundlegend. Seitdem ist der methodische Anspruch der altertumskundlichen Fächer gestiegen; über inhaltliche Prämissen und methodische wie terminologische Grundlagen macht man sich mehr Gedanken. Auch hierbei ist jedoch Vorsicht angeraten, damit die methodischen Praeliminarien nicht in destruktiven Relativismus ausarten. Die Methodendiskussion dient dazu, die oft eingefahrenen Begriffe und Inhalte der beteiligten Disziplinen auf ihre interdisziplinäre Tauglichkeit zu überprüfen. Sie ist aber kein Selbstzweck; methodische Fortschritte und Verfeinerungen – allgemeine Erkenntnisse – sollten sich vielmehr ihrerseits im Konkreten niederschlagen. Am Ende einer Untersuchung sollte nach wie vor ein formulierbares Ergebnis stehen. Neue, in diesem Fall ethnologische, Modelle ergeben nur einen Sinn, wenn sie mehr Probleme lösen als schaffen.

Nun muß sich Fortschritt ja keineswegs in einer Veränderung erreichter Positionen niederschlagen, sondern kann in gleicher Weise den aktuellen Wissensstand bestätigen und mit neuer theoretischer Fundierung festigen. Auch hier ist jedoch noch vieles offen. Als Beispiel mag WENSKUS' (1961: 244f.) eigener Hinweis gelten, daß die Wahrscheinlichkeit für eine germanische Selbstbezeichnung äußerst hoch ist, nachdem sich in der Tuisto-Mannus-Tradition deutlich ein gemeinsames Abstammungsbewußtsein manifestiert. Die konkrete Frage nach diesem Namen und seiner eventuellen Bedeutung in der antiken Literatur ist aber seitdem weder ernsthaft gestellt noch wirklich beantwortet worden. Man hat den Eindruck, daß hier der Ballast einer langen Forschungsgeschichte das Weiterkommen belastet, die Neuformulierung eines Gesamtkonzeptes behindert, obwohl dieses im Detail schon vorbereitet ist. Angriffspunkte bietet im WENSKUSSchen Werk sicher die gemischte Argumentation sowie die Übergewichtung der Sekundärquellen gegenüber den Primärquellen; seine Hauptleistung indes liegt im Theoretischen.

Im Wesentlichen kristallisiert sich dabei heraus, daß ethnische Einheiten sich selbst nicht unbedingt nach äußeren Kriterien – Sprache, Sachkultur usw. – abgrenzen. Diesen phänomenologischen Einteilungskriterien der verschiedenen Fachwissenschaften läßt sich als Kriterium für ethnische Zugehörigkeit hingegen das eth-

nische Bewußtsein selbst entgegenstellen. Die Ethnologie bezeichnet die mentalische Seite dabei als den *intentionalen*, das reale Geschehen als den *funktionalen* Aspekt des ethnischen Lebens³. Der so definierte Ethnosbegriff – mit der zentralen Gewichtung der mentalischen Seite – weicht erheblich von dem des Philologen oder des Archäologen ab⁴.

Das liegt jedoch nicht zuletzt an den völlig verschiedenen Zugriffsmethoden der Fächer: die Ethnologie kann anfallende Fragen mehr oder weniger direkt mit dem Mittel der Feldforschung, der „teilnehmenden Beobachtung“⁵ verifizieren, also in direktem Kontakt mit den Menschen. Die uns interessierenden *Ethnien*⁶ der Vor- und Frühgeschichte sind dagegen mit dieser Methode der vergleichenden Ethnologie nicht zu erfassen; es bleibt also nichts übrig, als das traditionelle Material auf ethnisch verwertbare, aussagekräftige Daten hin zu untersuchen. Zum Vergleich sei MÜHLMANNs Methodenvorschlag für ethnohistorische Arbeiten dargestellt⁷:

- a) als Hauptverfahren den Modellversuch; ferner
- b) die Befragung schriftlicher Urkunden;
- c) die Befragung mündlicher Überlieferung;
- d) die Befragung archäologischen Materials;

³ MÜHLMANN 1938: 108: „das geschichtliche Leben als *Bewußtsein*“ – „das geschichtliche Leben als *Tätigkeit*“; kritisch zum Begriff der Funktionalität WENSKUS 1961: 8f.

⁴ Sofern sich bei Vertretern dieser Disziplinen überhaupt ein expliziter Ethnosbegriff entwickelt hat. Vgl. nun besonders NARR 1985: 57ff. allgemein; am Beispiel Mitteleuropas 59ff.; am Beispiel Amerikas: Hohokam 70ff. Für die Kritik am Ethnosverständnis der Sprachwissenschaft s. MÜHLMANN 1985: 15f.

⁵ FISCHER 1983b: 71; SCHOTT 1971: 6.

⁶ Diesen Begriff schlug MÜHLMANN 1964: 56f. neben dem griechischen *Ethnos* vor. Dabei definiert er *Ethnie* als „die größte feststellbare souveräne Einheit, die von den betreffenden Menschen selbst gewußt und gewollt wird. (...) was sie *de facto* ist, kann nur empirisch festgestellt werden, indem man versucht, in die kollektive Intentionalität einzudringen“. Nicht jede ethnossoziologisch faßbare Einheit ist also auch gleich eine *Ethnie*. Bei PANOFF-PERIN 1975: 90 „eine Gruppe von Personen, die derselben Kultur angehören (gleiche Sprache, Bräuche, usw. haben) und sich dessen bewußt sind“. Auch im Wortlaut klingt letztere Definition an jene von SHIROKOGOROFF (bei MÜHLMANN 1938: 229) an. Es empfiehlt sich wohl, die Begriffe Ethnos und Ethnie dahingehend voneinander zu trennen, daß Ethnos den intentionalen, Ethnie den funktionalen Aspekt ethnischen Lebens subsumiert; die Ethnie wäre damit die konkrete Gruppe, das Ethnos die entsprechende Charakterisierung. Es soll jedoch nicht verschwiegen werden, daß die Schwierigkeiten der Ethnologie und der historischen Fächer mit der begrifflichen Interferenz von *Ethnos*, *Ethnie* und *Kultur* u. a. bei weitem nicht ausgeräumt sind. Man beachte z. B. den Stellenwert, den die Relativierung dieser Begriffe in den „Studien zur Ethnogenese“ einnimmt: MÜHLMANN 1985: 9ff.; NARR 1985: 57ff., besonders 62ff.; CONZE 1985: 189ff.; SCHOTT in der Diskussion zu PETRIKOVITS 123f.; NARR *ibid.*: 126. Außerdem WENSKUS 1961: 127⁵⁸; RUDOLPH 1983: 50ff.; 61ff.

⁷ MÜHLMANN 1938: 201.

e) die Untersuchung örtlicher Streuung.

Da man nach den Begriffen der Ethnologie nur bei Kenntnis des ethnischen Bewußtseins Aussagen über die ethnische Zugehörigkeit einer Gruppe machen kann⁸, sind für die ethnohistorisch interessierte Altertumskunde jene Daten von Belang, in denen sich ethnisches Bewusstsein widerspiegelt. Gerade MÜHLMANNs „Hauptverfahren“, der Modellversuch, läßt sich in der Altertumskunde nicht durchführen. Noch klarer kristallisiert sich damit das Gewicht der schriftlichen Quellen heraus, denn nicht nur die historische Information selbst, sondern auch alle anderen oben genannten Daten müssen aus historiographischen Quellen herausgefiltert werden: sie stammen meist von antiken Schriftstellern⁹; auch auf mündliche Mythen traditionen¹⁰ können wir nur in verschriftlichter Form zurückgreifen – oft genug antik beeinflusst. Das ethnohistorische Gewicht der archäologischen Zeugnisse ist schon geraume Zeit relativiert worden¹¹. Die Untersuchung der „örtlichen Streuung“ von Phänomenen betrifft außer archäologischen auch die sprachlichen Daten; die Sprachgeographie ist jedoch für ethnische Fragestellungen wenig aussagekräftiger als die Archäologie¹².

⁸ MÜHLMANN 1938: 229: „Das Ethnos ist die Einheit, in der die kulturellen Anpassungen vor sich gehen; nur an diesen läßt sich seine Existenz ablesen.“ „Das Wichtigste am Ethnos ist das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit...“ (ibid.).

⁹ Darin äußert sich wiederum der Ethnozentrismus der geschichtsschreibenden Völker; die Quellen beleuchten oft heller das antike als das „barbarische“ Denken. Hier liegt aber ein allgemeines Problem der Ethnographie vor: vgl. MÜHLMANN 1938: 98 am Beispiel der Berichte BOUGAINVILLEs und COMMERSONs über Tahiti.

¹⁰ MÜHLMANN 1938: 206f. kritisiert „das europäische Vorurteil, daß in Mythen, Sagen und sonstigen Überlieferungen historisches Material nicht zu holen sei“ und bringt Beispiele für die Aussagekraft mythischer Überlieferung. Überraschende Ergebnisse lieferten auch Untersuchungen auf den Neuen Hebriden (*Vanuatu*), wo das Grab des mythischen Ahnherrn einer Häuptlingsdynastie aufgrund mündlicher Überlieferung gefunden wurde. Auch die darauf basierende vorläufige Datierung wurde archäologisch bestätigt: 1265 n. C. ± 140 Jahre (KAUFMANN 1984: 137). In eine ähnliche Richtung weisen neuere Forschungen im Sepik-Gebiet auf Neuguinea (KAUFMANN 1984: 148f.).

¹¹ MÜHLMANN 1938: 207 meldet prinzipielle Skepsis an: „Zu einiger Bescheidenheit mahnen uns Archäologie und Prähistorie. Wenn wir ihr Material an der Fülle des Geschichtsbegriffs messen, den uns die ‘Modelle’ vermitteln, so erscheint es uns verhältnismäßig arm. Der prähistorische Kulturbegriff unterscheidet sich grundlegend vom ethnologischen: Für uns ist Kultur Ganzheit, Funktion und Struktur – der Prähistoriker vermag seine Kulturen nur durch ‘Funde’ zu charakterisieren...“ Er fordert deshalb die beidseitige Zusammenarbeit von Ethnologen und Prähistorikern. Die Vorgeschichtler selbst dämpften allerdings auch einen solchen Optimismus schon bald; vgl. z. B. WAHLE 1941.

¹² KRONASSER 1959: 493f. Kritik an der linguistischen Paläontologie, sie selektiere ihr Material unter Vorwegnahme des Ergebnisses, ist auch für diesen Fall natürlich ernst zu nehmen. KRONASSER stellt jedoch das Anliegen der LP (Indogermanische Urheimat) an sich in Frage, während er andere Disziplinen wie z. B. die Namenforschung „im Dienste der Vorgeschichte als brauchbar“ einstuft (ibid.: 497). Daß bei Anerkennung der Grundlagen das Material selektiert werden muß, ist auch KRONASSER klar (ibid.: 485).

Unter den sprachlichen Daten haben einzig die Namen höheres Gewicht, da sie eben den geforderten intentionalen Aspekt des Ethnos beleuchten.

Die folgende Arbeit will versuchen, einige ausgewählte Aspekte von Ethnozentrismus und Soziozentrismus im Bereich der Germania mit den traditionellen Mitteln der philologischen Stammeskunde zu untersuchen. Es kommt ihr jedoch darauf an, die Primärquellen nicht mit Sekundärliteratur zu ersetzen. Auch soll ein Schwerpunkt auf die Trennung verschiedener Ebenen gelegt werden: Es handelt sich (1) um den intentionalen Aspekt, in der zwei Linien miteinander konkurrieren, nämlich die Außensicht der antiken Historiographen, sowie die Innensicht, die uns aus der Namenssemantik entgegentritt, und (2) um die Ebene der „funktionalen Daten“, den historischen Hintergrund. Für den Analyseschritt in (1) ist je nach Quellenlage und Problemstellung die antike Literatur oder die Namenssemantik stärker gewichtet. Das zustande kommende Modell (2) wird jedoch allein auf Hypothese und Rekonstruktion aus den beiden intentionalen Aspekten der Namensüberlieferung (1) beruhen. Daher scheint es sinnvoll, zuvor die Frage nach der ethnohistorischen Typenbildung und ihrer Geschichte zu stellen.

o.1.2 Typus und Modell

„...Es ist vielmehr der Versuch, die Erkenntnis der Vielfältigkeit sozio-kultureller Erscheinungen mit der Suche nach dem Gleichbleibenden oder typisch Wiederkehrenden im historischen Wandel und nach den Regeln ihrer Veränderung zu verbinden. Das Streben, in der Vielfalt die Einheit zu entdecken, ist – wertphilosophisch gesehen – ein humanistisches Engagement.“ (SZALAY 1984: 15).

Es stellt sich nun nach MÜHLMANNs methodischen Forderungen das Problem, ethnologische Modelle und ethnohistorische Typologie für die Arbeit der germanischen Stammeskunde verwertbar zu machen. Prinzipiell muß man sich dazu auf die Prämisse der vergleichenden ethnologischen Methode berufen, daß ein ethnokultureller Typus wiederholbar oder besser: universal sei; und in der Tat ist es eines der banalsten und gleichzeitig verblüffendsten Ergebnisse der Feldforschung, daß sich Typen wiederholen – sowohl in der ethnischen Selbstdeutung, als auch in den kulturellen Ausdrucksformen¹³. Der Streit der verschiedenen theoretischen Schulen in der ge-

¹³ Vgl. eine Bemerkung SCHLERATHs in den Akten der 2. Fachtagung für indogermanische und allgemeine Sprachwissenschaft (Innsbruck 1961: 140): „Die Völkerkunde hat uns mit einer unübersehbaren Fülle an Material bekannt gemacht, das zwar von einer faszinierenden Buntheit ist, das uns aber an den verschiedensten Enden der Welt immer wieder die erstaunlichsten Parallelen zeigt.“

schichtlich interessierten Ethnologie¹⁴ beruht gerade auf der verschiedenartigen Bewertung dieser Typenbildung. Die Extremstandpunkte nahmen dabei die klassischen Evolutionisten einerseits und die Migrationstheoretiker der Diffusionisten andererseits ein.

Einer „vergleichenden“ Methodik bediente sich im 18. Jhd. schon der Jesuiten-Missionar LAFITAU; er verglich Eigenarten der nordamerikanischen Irokesen mit solchen, die ihm aus der antiken ethnographischen Literatur bekannt waren¹⁵. Hier wurden also nicht räumlich, sondern auch durch den zeitlichen Abstand getrennte Kulturen einander gegenübergestellt. Durch diese Vorgehensweise der wechselseitigen Erhellung erkannte er die Übereinstimmung kultureller Institutionen wie Initiation, Matrilinearität¹⁶, Brautkauf, Männerkindbett; dennoch waren diese Erscheinungen für LAFITAU keine typologisch wiederkehrenden, sondern vielmehr genetisch verwandte Konstanten, da er die Übereinstimmungen durch Völkerwanderungen – also diffusionistisch – zu erklären versuchte¹⁷.

Als theoriebildende Wissenschaft nahm die Ethnologie jedoch erst mit dem wissenschaftlichen Evolutionismus des 19. Jahrhunderts ihren Anfang. Allerdings ist das evolutionistische Weltbild an sich keineswegs eine Schöpfung des neuzeitlichen wissenschaftlichen Geistes. Jedes anthropozentrische Denken – also jedes Denken – neigt zur analogen Übertragung des (menschlichen) Wachstums auf beobachtbare komplexe Erscheinungen der Außenwelt, um Phänomene der sichtbaren Veränderung

Mir ist es noch nicht begegnet, daß ein Völkerkundler, dem ich eine Einzelheit aus der Vorstellungswelt der Idg. vortrug, nicht sofort eine Reihe von engen Parallelen aus naturvölkischem Bereich zur Hand hatte“.

¹⁴ Das geschichtliche Interesse an schriftlosen Kulturen ist keineswegs selbstverständlich. Die Geschichtswissenschaft, einseitig auf schriftliches Quellenmaterial festgelegt, hat schriftlosen Kulturen in der Regel jede Geschichte abgesprochen (Vgl. exemplarisch die Diskussion bei WENSKUS 1961: 1ff. 197ff.; neuerdings kritisch WIRZ 1984). In einem solchen Urteil zeigt sich jedoch lediglich die Verabsolutierung der fachspezifischen Methodik gegenüber dem Allgemeinbezug eines zu untersuchenden Gegenstandes. Die „Geschichtslosigkeit“ ist damit ein Problem der universitären Geschichtswissenschaft, nicht der „geschichtslosen“ Völker. Die Diskussion um den Geschichtsbegriff ist von Seiten der Ethnologie in den letzten Jahrzehnten mit neuen Argumenten aufgenommen worden; sie soll hier nicht referiert werden (vgl. dazu z. B. HABERLAND 1983: 319ff; als Beispiel einer aufgeschlosseneren Geschichtswissenschaft WIRZ 1984: 281ff.).

¹⁵ Der Buchtitel *Moeurs des Sauvages Amériquains. Comparées aux Moeurs des Premiers Temps* drückt diesen methodischen Ansatz programmatisch aus.

¹⁶ LAFITAU und mit ihm die frühen Evolutionisten sprechen noch von „Mutterrecht“, „Matriarchat“; vgl. dazu aber PANOFF-PERIN 1975: 197f.: „Keine wirkliche Gesellschaft, so ‘primitiv’ sie auch sei, kennt eine matriarchalische Ordnung im Sinne dieser Definition“; vgl. ebenso MÜHLMANN 1938: 57f.; HIRSCHBERG 1965: 303ff.; THIEL 1983: 21.

¹⁷ Zur Bedeutung LAFITAUS s. MÜHLMANN 1938: 20ff.; FISCHER 1983a: 17.

zu erklären. Das gilt natürlich in besonderem Maße für die Wirkungsbereiche menschlichen Lebens. In dieser organizistischen Wachstumsanalogie liegt der Keim zu evolutionistischem Gedankengut. Evolutionistische Elemente hat schon das antike Denken z. B. bei HESIOD, der sich die Welt aus dem Chaos entstanden denkt und sie über die teleologischen Stufen dreier Götterdynastien in die sinnvolle Ordnung des Zeus münden läßt. Ein dem modernen schon recht ähnlicher Sozialevolutionismus findet sich beim antiken „Aufklärer“ und Materialisten LUKREZ, demzufolge die Menschheit sich in stetem Fortschritt von der sprachlosen und asozialen Anarchie zur vertraglich geregelten Gesellschaft entwickelte.

Trotzdem ist der ethnologische Evolutionismus nicht denkbar ohne den naturwissenschaftlichen Evolutionismus des 18. und 19. Jahrhunderts, von dessen neuen Denkansätzen die meisten Geisteswissenschaften betroffen wurden. Dabei gibt es zwei Arten der naturwissenschaftlichen Evolutionstheorie: zum einen die *Verzweigungstheorien*, biologisch gesprochen die *Kladogenese*, zum andern die *Stufenlehren*, von der Biologie *Anagenese* genannt. Ein berühmtes Beispiel für die Anwendung der Kladogenese auf die Geisteswissenschaften stellt SCHLEICHERS Stammbaumtheorie zur Entwicklungsgeschichte der indogermanischen Sprachen dar. Es war jedoch nicht dies Selektions- und Verzweigungsmodell der Biologen, das die Ethnologie beeinflusste, sondern vielmehr das ältere Stufenmodell, die Stratenlehre der Geologen – z. B. CHARLES LYELL – und, ihnen folgend, der Prähistoriker, wie z. B. BOUCHER DE PERTHES¹⁸. Dies Modell ist im Gegensatz zur multilinearen Verzweigungstheorie auf Unilinearität festgelegt. Die Vorstellung, daß sich die kulturellen und sozialen Institutionen der Menschheit in einer fixierten Reihenfolge von Schichten mit zunehmender Komplexität überlagerten, war über 4 Jahrzehnte hinweg allein herrschende ethnologische Theorie¹⁹.

Die lineare Zielorientierung jeder Entwicklung war also eine der Hauptideen des modernen Evolutionismus. Die Vertreter dieser Richtung benutzten den Begriff „Evolution“ selbst daher auch kaum, sondern sprachen vielmehr von „Fortschritt“²⁰. Das Hauptinteresse galt der Frage nach dem Ursprung, dem Ziel und den dazwischen liegenden Entwicklungsstufen²¹ der Kultur, weniger jedoch dem Prozeß an sich. Es ist klar, daß in diesem Modell der Entwicklungsgeschichte Degenerationsvorstellungen

¹⁸ Vgl. RAUM 1983: 276.

¹⁹ FISCHER 1983a: 20

²⁰ Kennzeichnenderweise hat auch nur ein einziger der klassischen Evolutionisten, HERBERT SPENCER 1862, versucht, den Evolutionsbegriff *expressis verbis* zu definieren (Vgl. RAUM 1983: 281f.).

²¹ THIEL 1983: 18.

keinen Platz hatten²². Der wertende Fortschrittsglaube, der in den frührevolutionistischen Vorstellungen steckt, erklärt sich tatsächlich weniger aus der Sache heraus, denn vielmehr aus den allgemeinen Neuerungen im Gefolge der industriellen Revolution. Da die mit der industriellen Revolution verbundenen technischen und sozialen Umwälzungen aber ein europäisches Phänomen waren, verband sich die ethnologische Theorie von Anfang an mit der eurozentrischen Tradition: denn Zielpunkt der unilinearen Evolution, des gesellschaftlichen Fortschritts konnte natürlich nur die staatlich geordnete Gesellschaft nach europäischem Vorbild sein. Die frühen Vorstellungen von der kulturellen Evolution sind eine konsequente Manifestation des „zivilisierten“ europäischen Ethnozentrismus²³.

Die auf den Evolutionismus folgende funktionalistische Schule von Forschern wie MALINOWSKI, THURNWALD, RADCLIFFE-BROWN, BOAS u. a. kümmerte sich um historische und typologische Fragestellungen kaum²⁴. Sie stellt vielmehr das synchrone Problem der Beziehungsstruktur von Kulturelementen und Kulturganzheit in den Mittelpunkt, führte also den Strukturalismus in die Ethnologie ein²⁵. Dagegen waren typologische Fragestellungen wiederum ein zentrales Anliegen der *Historischen Völkerkunde*, die in der Lehre von den Kulturkreisen ihre erste Ausprägung erfuhr. Die Anfänge dieser Richtung lagen bei FRIEDRICH RATZEL, dessen Schüler LEO FROBENIUS und FRITZ GRAEBNER ihre bekanntesten Vertreter wurden²⁶. Mit der Kulturkreislehre nahm eine ganze Reihe diffusionistisch orientierter kulturethnologischer Theorien ihren Anfang, die mit Migration entweder von Menschen oder – abstrakt – von Kulturelementen rechnen mußten, um kulturelle Übereinstimmungen zwischen geographisch

²² HELBLING 1984: 86: „Evolution ist die gesetzmäßige Entwicklung der menschlichen Gesellschaft als notwendige, unumkehrbare Abfolge von Gesellschaftstypen“.

²³ Mit am deutlichsten unter den Ethnologen hat MÜHLMANN darauf aufmerksam gemacht, daß einer der Gegenstände ethnologischer Forschung – der Ethnozentrismus – bei den Forschern selbst eine große Rolle spielt: MÜHLMANN 1938: 96ff.; MÜHLMANN 1985: 18f.; RAUM 1983: 293. Zum „zivilisierten Ethnozentrismus“ vgl. K. GEORGE – The Civilised West Looks at Primitive Africa: 1400-1800. A Study in Ethnocentrism. In: Isis 49.1958: 62ff.

²⁴ HELBLING 1984: 84 spricht von dem „etwas ungenauen und vorschnellen Vorwurf der Geschichtsfeindlichkeit“ gegenüber dem Strukturfunktionalismus. Bezüglich der „Geschichtsfeindlichkeit“ unterscheiden sich allerdings die britischen Vertreter von den deutschen; denn „während der Funktionalismus MALINOWSKIS und besonders RADCLIFFE-BROWNS (...) modellhaft und ahistorisch ist, ist für den Funktionalismus THURNWALDS die Kategorie des Prozesses wichtiger als die der Struktur“ (STAGL bei THIEL 1983: 23).

²⁵ Konsequenter und manifest wurde der ethnologische Strukturalismus schließlich durch LEVI-STRAUSS formuliert, der sich in seinem Strukturbegriff übrigens eng an den der Sprachwissenschaft anlehnt.

²⁶ FROBENIUS selbst hat sich allerdings mehrfach von der Methode distanziert, ohne jedoch diese Distanzierung auch inhaltlich umzusetzen (Vgl. THIEL 1983: 25f.; HABERLAND 1983: 324f.).

entfernten Kulturen der Welt zu erklären²⁷. Auch der Diffusionismus ist keine Erfindung der Neuzeit, sondern hat, wie schon die evolutionistischen Modelle, bereits in der Antike komplexe Kulturtheorien ausgebildet²⁸. Es leuchtet ein, daß gerade diffusionistische Erklärungsversuche – teils in ihrer naivsten Ausprägung – auch für populär-kultugeschichtliche Deutungen herhalten mußten, da ihnen das am wenigsten aufwendige theoretische Konzept zugrunde liegt²⁹. Mit der Zeit wandelte sich jedoch die Zielsetzung der kulturhistorischen Richtung; man versuchte vermehrt, ein umfassendes theoretisches Weltbild zu modellieren, in welchem sich aus jeweils verschiedenen Kulturelementen eine historische Kulturstufe konstituierte – und rückte mit dem so erzielten Schematismus näher an die evolutionistische Typologie heran³⁰.

Weder Evolutionismus noch Diffusionismus sind jedoch nur forschungsge-schichtliche Stationen; beide haben, freilich in gewandelter Form, ihre Fortsetzung erfahren: sie sind die theoretischen Fixpunkte, zwischen denen man sich bei der kulturtypologischen Deutung bewegt³¹. Auf den wesentlichen Punkt reduziert, handelt

²⁷ Es sei auch hier auf die interessante Parallele zur Sprachwissenschaft verwiesen, wo JOHANNES SCHMIDT in einer Reaktion auf das evolutionistische Stammbaummodell SCHLEICHERS seine diffusi-onistische *Wellentheorie* entwarf. Dieser meinte übrigens nicht nur allgemein und theoretisch ein Modell wellenförmiger Ausbreitung einzelner sprachlicher Elemente, sondern viel konkreter und umfassender auch die Ausbreitung einer Art „Sanskritismus“ über die Indogermania. Damit stellt sich die Wellentheorie in ihrer ursprünglichen Form nahe zu extremen diffusionistischen Anschau-ungen der Ethnologie, wie jene der britischen Heliolithischen Schule, nach der sich bestimmte Kul-turphänomene der ganzen Welt nur durch ihre Verbreitung von Ägypten aus erklären lassen.

²⁸ Die einfachste und verbreitetste Form finden sich in den Migrationsmythen, wie z. B. in der Herleitung Roms aus Troja. Vgl. MÜLLER I: 121 am Beispiel der kulturellen Staffelung bei HERODOT.

²⁹ Diese populärwissenschaftlichen Modellbildungen reichen bis zu den phantastischen Ideen VON DÄNIKENs, welche in der Öffentlichkeit breite Resonanz fanden. Das Interesse, das die spekta-kulären Aktionen THOR HEYERDALS hervorriefen, ist zum guten Teil in ihrer Nachvollziehbarkeit be-gründet. Es muß übrigens hinzugefügt werden, daß die Kulturkreislehre von Anfang an eher mit der Wanderung von „Kulturelementen“ als mit der Wanderung von Völkern argumentiert hatte. Mit dem Phänomen der „Völkerwanderungen“ und allgemein diffusionistischen Modellen hat sich VAJDA 1973: 5ff. kritisch auseinandergesetzt und die Unhaltbarkeit vieler bis heute angesetzter Mi-grationen aufgezeigt. Speziell für den germanischen Bereich sei hier weiter auf HACHMANN 1970: 280ff. verwiesen, der ein ganzes Spektrum von Populationsbewegungen, Migrationstypen darstellt und damit den Begriff der Völkerwanderung als ein terminologisches Provisorium entlarvt, das, um Gültigkeit zu erlangen, begrifflich weiter aufgefächert werden sollte. Freilich ist es sinnlos, echte Migrationen zur Gänze abzulehnen; die Existenz des Phänomens an sich ist unbestritten.

³⁰ Vgl. HABERLAND 1983: 25.

³¹ Ablehnend zu diesen „unsinnigen metaphysischen Polaritäten von Evolutionismus und Dif-fusionismus, von Materialismus und Kulturalismus“ BÜHL 1987: 444. BÜHL kritisiert die or-ganizistischen Konzepte auch des Neoevolutionismus und fordert stattdessen ein dynamisches Modell analog der kybernetischen Systemtheorie.

es sich um die Frage nach abhängiger oder unabhängiger Kulturentwicklung, die man kaum mehr nur nach der einen oder anderen Seite hin beantworten wird. In Wirklichkeit sind die theoretischen Fundierungen so komplex, daß man selbst zwischen unilinearen und multilinearen evolutionistischen Theorien (Stufenmodell und Verzweigungsmodell) ein Gegensatzpaar sehen kann³². Eine evolutionäre Entwicklung der Kultur wurde auch von den Vertretern der Historischen Völkerkunde nie abgestritten; es stellte sich nur die Frage, welche typenbildende Kraft sie in Konkurrenz mit der Kulturübernahme besitzt, denn auch die Tatsache der gegenseitigen Beeinflussung und Übernahme von Kulturen ist unumstößlich. Trotz der teils harschen Kritik weist sogar die am Systembegriff orientierte Kulturanthropologie neuerer Prägung wiederum evolutionäre Entwicklungen in der Kulturgeschichte ebensowenig zurück wie diffusionistische. Sie kritisiert nur die „mechanistischen“ Vorstellungen, die dem kulturhistorischen und die „organizistischen“, welche dem evolutionistischen Gedankengut zugrundeliegen; es werden der Kulturgeschichte „evolutionäre Momente“ zugestanden, ein evolutionärer Verlauf jedoch abgesprochen³³. Allerdings kann der Systemtheoretiker nicht verhehlen, daß er zur Erklärung von Typen doch auf „evolutionäre Momente“ zurückgreifen muß, die außerhalb des Systems stehen oder zumindest zu den aus dem System heraus nicht erklärbaren Rahmenbedingungen gehören. Mit seinem abstrakten synchronen Modell (und einer eleganten Terminologie) läßt sich ein System zwar in seiner internen und externen Dynamik beschreiben und eine begrenzte systeminterne Diachronie womöglich modellhaft skizzieren; einer Erklärung der kulturellen Universalien kommt man damit aber doch nicht näher. Das ist umso wesentlicher, als die Kulturanthropologie zunehmend den Anspruch erhebt, die diachrone, historische Dimension in ihre Betrachtungen einzubeziehen³⁴. Doch scheint es offensichtlich, daß die kulturelle Typenbildung von diesem historischen Interesse wenig berührt wird, denn das typologisch

³² RAUM 1983: 286. Dagegen allerdings HELBLING 1984: 87ff., der die Existenz eines multilinenaren Evolutionismus überhaupt in Abrede stellt.

³³ „Von einer Evolution wird nur zu sprechen sein, wenn es ein Netzwerk von zirkulär geschalteten und sich wechselseitig verstärkenden Kulturkomplexen gibt, das sich gegenüber der Umwelt als eine abgegrenzte Einheit behaupten kann. (...) Zweifellos gibt es in der Kulturentwicklung evolutionäre Momente, aber die Analogie zur Darwinschen Evolution ist dennoch verfehlt. Was die kulturelle von der biologischen Evolution auf jeden Fall unterscheidet, das ist die sozusagen horizontale Transmission der Symbole, Riten, Kulturobjekte und Verhaltensformen durch Kulturagenten (...), die genetisch nicht (näher) verwandt sind.“ (BÜHL 1987: 461).

³⁴ „Mit dem Übergang zu einer Kybernetik III wird schließlich eine *prozessuale* Anthropologie erforderlich, die sich nicht mehr mit der Postulierung einer prinzipiellen Reziprozität (...) begnügen kann, sondern die nun etwas vom kulturellen Wandel in seiner keineswegs immer gleichmäßigen oder gar linearen Dynamik (...) aufzeigen muß.“ (BÜHL 1987: 467f.).

wiederkehrende Element läßt sich ebenso wenig aus abstrakten systeminternen Regelmechanismen wie aus intersystemischer Dynamik begreiflich machen.

Den Erfordernissen einer typologisch orientierten Wissenschaft der kulturellen Entwicklung wesentlich angemessener scheint dagegen SZALAYs Aufforderung, in ethnologischer und historischer Forschung „evolutionstheoretische“ Gesichtspunkte (wieder) stärker hervorzuheben³⁵. Mag auch die Kritik am „Organizismus“ einiger Neoevolutionisten berechtigt sein³⁶, so bietet dennoch ein evolutionstheoretisches Konzept die einzige Lösung für unabhängig voneinander entstandene, identische Kulturzüge. Dabei muß man Evolution weder im Sinn der klassischen Theorie „fortschrittsideologisch“ begreifen, noch muß man den Kulturbegriff organizistisch einfassen, um auch Degeneration und nichtevolutionäre Veränderung theoretisch beschreiben zu können: Evolution ist die Form der Veränderung, die nach bestimmten Gesetzen abläuft und zu bestimmbar Typen führt, sicher aber ist sie nicht etwa teleologisch definiert, sondern kennt ebenso gut zyklische Elemente. Das systemtheoretische Konzept bietet vor allem ein weiter abstrahiertes Beschreibungsmodell, ohne jedoch Inhaltliches neu zu charakterisieren. Die Wirksamkeit evolutionärer und diffusionärer Prozesse in der Kulturgeschichte ist dadurch nicht in Frage gestellt³⁷.

Viele Staatenbildungen der Dritten Welt sind unter europäischem Einfluß zustande gekommen, ein Vorgang, den man als *Akkulturation* bezeichnet. Sucht man die Wurzel für die konsequente Praktizierung des territorialen Staatsgedankens, so muß man mindestens bis in die Römische Republik zurückgehen; von dort führt eine ununterbrochene Linie der „Entlehnung“ bis in die Staatengründungen Afrikas in unserem Jahrhundert. Diese zivilisatorische Entwicklung gehorcht also dem Prinzip der Diffusion. Andererseits stellt sich die Frage, ob sie *nur* dem Prinzip der Diffusion gehorcht, denn imperiale, großflächige Staatssysteme sind weit älter als das *Imperium Romanum*. Man sieht sich damit vor die Alternative gestellt, entweder (1) den gemeinsamen Diffusionskern räumlich und zeitlich weiter zurückzuverlegen, um z. B. auch die frühen Staaten des Ostens durch Diffusion zu erklären, oder aber (2) eine evolutionäre Tendenz des Menschen zum organisierten Staatswesen – zum Flächenstaat – anzunehmen. Historisch nachweisbar ist nur die erste Lösung; es wäre

³⁵ SZALAY 1984: 16: „Ein Interesse an der Formulierung genereller Aussagen unbeschränkter Geltung und die Ansicht, dass solche Aussagen als Ziel und nicht als Mittel der Forschung zu formulieren seien, verbindet sich mit jener Tradition der Ethnologie, die als ihre ‘große’ gilt: Ethnologie als Makrotheorie der gesellschaftlichen Entwicklung.“

³⁶ Wie z. B. LESLIE WHITE: BÜHL 1987: 444; vgl. auch RAUM 1983: 280f.

³⁷ Es läßt sich mit SZALAY 1984: 15 hinzufügen: „Angesichts einer Weltgesellschaft, die ‘um ihre Geburt ringt’ (HYMES), ist denn auch die im Evolutionismus gestellte Aufgabe aktueller als je“.

jedoch sehr gewagt, die Geschichte aller Staats- und Herrschaftssysteme durch Entlehnung ihrer Struktur aus einem Punkt heraus zu erklären. Vielmehr scheinen menschliche Gemeinschaften eine generelle Tendenz zum sozialen Wachstum aufzuweisen. Ethnologisch läßt sich diese soziostrukturelle Eigendynamik als Gesetzmäßigkeit der wachsenden Größe ethnischer Einheiten formulieren³⁸. Zwar ist eine solche Formulierung nur Deskription, nicht Erklärung; doch wird man sich trotz aller neuen Erklärungsansätze mit der deskriptiven Feststellung begnügen. Immerhin sind die sozialen Verhaltensmuster auch des Menschen zu einem großen Teil festgelegt, und die territoriale Organisation ist im Grunde nur ein – vorläufiger – Endpunkt der menschlichen Bestrebungen, einen eigenen Bereich zu definieren und ihn zu schützen. Im Herrschaftsbestreben von Individuen zeigt sich, daß die Hyperfunktion der Selbsterhaltung und Selbstbehauptung auch im Menschen verankert ist, und es stellt sich die Frage, in welchen Grenzen seine biologische Abhängigkeit ihm mehr Freiraum läßt, als dem Tier. Außerdem ist auch der Mensch in der primären Wahrnehmung seiner Umwelt an die eigenen Sinnesorgane und somit – ganz im lokalen Sinn – an den eigenen Standort gebunden. Anthropozentrismus ist letztlich nur eine Synthese zwischen der menschlichen Form des Selbsterhaltungstriebes und der Gebundenheit an den eigenen Wahrnehmungsstandort; Ethnozentismus ist die für den Menschen als sozialem Wesen notwendige Ausweitung des Anthropozentrismus auf das soziale Umfeld. Aus diesem Grund wird sich kaum eine Kultur finden, deren Weltbild nicht anthropozentrisch, und kaum eine Gesellschaft, deren Mentalität nicht ethnozentrisch organisiert ist³⁹. Es ist unschwer zu erkennen, wie tief diese Probleme in der biologischen Basis des Menschen verankert sind, und deshalb erstaunt auch die Folgerichtigkeit nicht weiter, mit welcher sich die entsprechenden Mentalitätstypen immer wieder gleich herausbilden. Die Schwierigkeit der Antithese von Evolution und Diffusion liegt in der Festlegung der Grenze: Wie weit geht die Freiheit des Menschen im Umgang mit anthropozentrischen Mentalitätsstrukturen und ihren Konsequenzen, in der Gestaltung seiner natürlichen und sozialen Umwelt; wo holen ihn die existentiellen Vorgaben ein? Wie weit ist der Mensch und seine Gesellschaft in der Entwicklung auf starre Abläufe fixiert, wo beginnt der eigene Entscheidungsfreiraum? Inwieweit ist Kultur überhaupt allein mit der menschlichen Entwicklung verknüpft⁴⁰, inwieweit ist sie also willentliches Produkt menschlicher Existenz und inwieweit nur

³⁸ Vgl. SIXEL bei TRIMBORN 1971: 274ff.; man sollte dabei natürlich nicht die Komplexität und auch Zirkularität solcher Vorgänge verschweigen: vgl. SCHOTT *ibid.*: 14ff.

³⁹ Die Typenbildung beschränkt sich natürlich nicht auf so generelle Phänomene, sondern kann alle Kulturzüge betreffen. So zeigt MOSER 1984: 72 am Beispiel von Revitalisationsbewegungen, „daß für menscheitsgeschichtlich alt gehaltene Phänomene – hier der Schamanismus – dies keineswegs sein müssen. Sie können auch aus einer neuesten Entwicklung spontan entstehen.“

eine mehr oder weniger zwangsläufige Metafunktion tierischer Existenz? Diese Fragestellungen haben in der Kulturanthropologie und Ethnologie die Naturwissenschaften auf den Plan gerufen⁴¹, während sie von den geisteswissenschaftlichen historischen Disziplinen weitgehend tabuisiert werden. Für die Kulturanthropologie heißt es damit freilich „Abschied nehmen von jener (wissenschaftlich exemtiven) *Sonderstellungs*-Anthropologie, nach der der Mensch entweder vom ‘Geist’ bestimmt ist, der Geist aber nicht Produkt der natürlichen Evolution sein kann (SCHELER), oder nach der der Mensch ein ‘Mängelwesen’ ist, das kompensatorisch zu seiner biologischen Lebensunfähigkeit seine Institutionen und mit ihnen auch seine geistigen Fähigkeiten entwickelt (GEHLEN); der Mensch ist aber auch nicht zu begreifen als ein ‘Zwitterwesen zwischen Engel und Tiergestalt’ (PLESSNER): wir wissen einfach zuviel von den verschiedenen Bauplänen des Lebens, um noch schlicht vom ‘Tier’ (im Rahmen einer mittelalterlichen Engelsmetaphysik) sprechen zu können; und wir wissen genug von der Evolution, um den ‘Geist’ tiefer im Leben ansetzen zu können“⁴².

0.1.3 Kontrasterlebnis und ethnisches Bewußtsein – Faktoren der Ethnogenese

„Die Ethnosbildung selbst geht gewöhnlich nicht von einem gemeinsamen Kulturbesitz aus, sondern von sozialen und politischen Schicksalen und den daraus erwachsenden Traditionen. Der mehr oder weniger ähnliche kulturelle Komplex und die gleiche Sprache sind zwar dem Ethnos eigentümlich, sind aber im allgemeinen nicht Quelle des Stammesbewußtseins.“ (WENSKUS 1961: 93)

Der WENSKUSsche Grundsatz ist inzwischen weitgehend Allgemeingut der ethnohistorischen Disziplinen geworden, nachdem lange Zeit „Volk“, „Nation“, „Staat“ usw. zum undiskutierten Begriffsinventar der Stammeskundler gehörten. Es war die Ethnologie, die diese Termini schon in einer frühen Entwicklungsstufe ihrer Disziplin zum Streitpunkt machte; denn in der völkerkundlichen Feldforschung war klar geworden, daß die hinter diesen Termini stehenden neuzeitlichen Inhalte auf die ethnische Gruppierung von Naturvölkern nicht anwendbar sind, weil sie Einheiten

⁴⁰ RUDOLPH 1983: 52: „Es kann davon ausgegangen werden, daß Kultur nicht auf die Menschen beschränkt ist. Auch bei anderen Tieren, vor allem bei höheren Affen, konnten Innovationen erkannt werden, deren Ergebnisse also Kultur entsprechend der oben gegebenen Definition sind...“

⁴¹ Da in der Evolutionsdiskussion die biologischen Abhängigkeiten zwangsläufig eine große Rolle spielen, hat sich z. B. die Biologie mit den Fächern Evolutionsbiologie und Soziobiologie an der Diskussion um die kulturelle Evolution beteiligt. Vgl. RAUM 1983: 287ff.; RUDOLPH 1983: 52ff.

⁴² BÜHL 1987: 463.

suggestieren, wo keine Einheiten sind. Im Gegensatz zu den territorial organisierten Gemeinwesen des neuzeitlichen Europa spielt in der ethnischen Organisation der „Naturvölker“ der Begriff des *sozialen Raums* die wesentliche Rolle, in welchem die Abstammungslinien⁴³ zum Gestaltungsprinzip ethnischer Einheiten werden⁴⁴. Manche Ethnologen gehen nun allerdings noch einen Schritt weiter und erklären diese ethnischen Einheiten gar nicht mehr aus sich selbst heraus, sondern vielmehr aus ihrer interethnischen Dynamik, also aus ihrem Gegen- und Zusammenspiel mit anderen Gruppen⁴⁵. Im kollektiven Bewußtsein der Ethnien entspricht dem die Dualität von ethnischem Selbstgefühl und Distanzerlebnis; von dieser Dichotomie wird die interethnische Dynamik im Wesentlichen bestimmt, die Kontrastierung mit Fremden führt oft erst zur Erkenntnis des eigenen Ethnos. Mit dem Eigenbewußtsein der ethnischen Gruppe entwickelt sich eine Distanzierung gegenüber anderen Gruppen; im ethnischen Bewußtsein korrespondieren Zusammengehörigkeitsgefühl und Kontrasterlebnis so weitgehend miteinander⁴⁶, daß deutliches Distanzierungsverhalten einer Gruppe nach außen seinerseits zum Indiz für ethnozentrisches Bewußtsein wird. Diese Tatsachen lassen sich auf den allgemeinen psychologischen Satz zurückführen: Fremdheit und Distanz sind nur erfahrbare, wo das Gegenteil von Fremdheit allgegenwärtig ist; umgekehrt dringt Vertrautes nur dort ins Bewußtsein, wo man es mit Unvertrautem vergleichen kann. Im Übrigen kann diese Wechselwirkung so weit gehen, daß ethnozentrisches Bewußtsein erst aus einem solchen Distanzgefühl entsteht und erst aus diesem Distanzgefühl eine ethnische Einheit intentional zusammenwächst⁴⁷.

Allerdings läßt sich keine generelle Regel aufstellen, welche kulturellen Phänomene nun eigentlich zur Distanzierung und Abhebung von anderen Gruppen führen; zwar

⁴³ Hierzu genauer unten Seite 22ff.

⁴⁴ MÜHLMANN 1985: 18ff. stellt dem neuzeitlich-europäischen territorialen Staatsbegriff den Begriff der „limitischen Struktur“ gegenüber: die Struktur der Gemengelage von Naturvölkern ergibt sich aus dem Prinzip der „sozialen Limitierung“, deren wesentliches Korrektiv der Ethnozentrismus der Gruppe ist.

Auch für die Germania gilt dies Schema bis in die Spätzeit: Deshalb wurde sogar noch in den frühen germanischen Reichsbildungen – obwohl diese ja, z. B. in Italien, oft auf territoriale Verwaltungsstrukturen zurückgreifen konnten – germanisches Recht nur auf die germanischen Eroberer angewandt; für die Römer galt quasi ein eigenes „Stammesrecht“. Hier wirkt letztlich in einer Art Gemengelage die Organisationsform des sozialen Raums.

⁴⁵ MÜHLMANN 1964: 58ff.; 137.

⁴⁶ Vgl. MÜHLMANN 1938: 229; MÜHLMANN 1985: 11; NARR 1985: 94.

⁴⁷ SHIROKOGOROFF (bei MÜHLMANN 1938: 129f.) hat für die Tungusen gezeigt, daß diese erst nach dem Zusammenstoß mit den Russen ihre eigene ethnosoziale Organisation bewußt wahrnahmen und terminologisch umsetzten, obwohl sie funktional schon vorhanden war! Vgl. WENSKUS 1961: 90ff. mit Beispielen.

spielt die Sprache eine wichtige Rolle⁴⁸, doch ist es keineswegs die Ausnahme, wenn sich eine Ethnie über die Sprachgrenze hinweg konstituiert⁴⁹, während sie sich auf der anderen Seite von gleichsprachigen Gruppen distanziert⁵⁰. In diesem Fall setzt sich womöglich eine gemeinsame Sprache durch, die sekundär die ethnischen Grenzen erreicht und deren Vorherrschaft einen früheren Zustand der Mehrsprachigkeit ablöst⁵¹. Wie eine solche Kongruenz von ethnischer und Sprachgrenze zustande kam, läßt sich rückblickend jedoch meist nicht mehr feststellen. Auch andere kulturelle Züge können zu einem gewissen Grad Anlaß zur Distanzierung sein. Wenn sich ethnische und Kulturgrenze decken, so bleibt im Einzelfall jedoch stets die Frage, inwieweit der Prozeß nicht umgekehrt verläuft, also die Entwicklung von kulturellen Sonderformen erst ein Effekt der ethnischen Abgrenzung ist. Häufig folgt die Entwicklung letzterem Prinzip, doch gibt es Beispiele dafür, daß sich Kontrasterlebnis und das resultierende Distanzgefühl an isolierten Phänomenen – Äußerungsformen – der fremden Kultur entzünden, die in den eigenen Augen allerdings zum Inbegriff dieser Kultur werden⁵². Wenn dagegen alle oder viele Erscheinungsformen einer Kultur

⁴⁸ Es ist wichtig, den hohen Stellenwert der Sprache im ethnischen Prozeß zu betonen; vgl. MÜHLMANN 1938: 237: „Sprache ist ein wesentlicher Faktor der Vergesellschaftung in ihrer mitteilenden Funktion“; NARR 1985: 94 „...wiewohl natürlich nicht zu leugnen ist, daß sprachliche Einheit die ethnische Zusammengehörigkeit und das Bewußtsein davon nicht nur stärken kann, sondern wahrscheinlich auch die wirksamste Grundlage dafür ist“. Vgl. auch WENSKUS 1961: 96ff. Immerhin bildet Sprache das wesentliche Instrument der innerethnischen Kommunikation. Lediglich der Umkehrschluß über die Gleichheit von ethnischen und Spracheinheiten ist unzulässig.

⁴⁹ Hier spielt Diglossie bzw. Mehrsprachigkeit als Zwischenstadium eine wichtige Rolle. Vgl. NARR 1985: 95ff. zum Verhältnis von Sprache und Ethnos bei den Tewa und Hopi. In der Regel ist der Prozeß einseitig; es findet also nicht eine gleichseitige Annäherung statt, sondern die eine Gruppe assimiliert sich an die andere. Besonders typisches Beispiel ist die Ethnosymbiose großwüchsiger und kleinwüchsiger Ethnien in Urwaldzonen („Gast-“ und „Wirtsvölker“ – vgl. MÜHLMANN 1964: 194ff.). Hier ist die sekundäre Akkulturation der kleinwüchsigen Gruppe und damit ihre ethnische Geringwertigkeit noch im beiderseitigen Bewußtsein, es herrscht also ein eindeutiges ethnisches Gefälle. Wenn diese Synthese zu einer neuen Ethnie führt, so folgt der Prozeß auch hier der Antithese von „Wachstum und Schwund“ (s. u.).

⁵⁰ In einem Vorgriff soll auf TACITUS Germ. 45,7f. verwiesen werden, der die *Aestii* trotz ihrer *lingua Britannicae proprior* zu den Sueben rechnet, während er das germanische Ethnos der *Peucini* trotz deren germanischer Sprache bezweifelt (vgl. auch MUCH 1967: 527).

⁵¹ Das erkennt auch BREMER 1904: 15 an, der ansonsten (z. B. S. 2) die Auffassung von der primären Identität ethnischer und sprachlicher Grenzen vertritt.

⁵² WENSKUS 1961: 92: „Die Bedeutung einzelner Bestandteile einer Gesamtkultur für das ethnische Bewußtsein entspricht vielfach nicht der Wichtigkeit dieser Bestandteile für die Gesamtkultur“. Vgl. TACITUS Germ. 46 über die *Fenni*: *sed beatius arbitrantur quam ingemere agris, illaborare domibus, suas alienasque fortunas spe metuque versare*; WENSKUS 1961: 90 vergleicht diese Angaben des TACITUS mit den Erfahrungen, die neuzeitliche Siedler in Amerika mit den Indianern gemacht hatten: in beiden Fällen drückt sich der Ethnozentrismus der niedrigeren Kulturstufe in einer Abwertung der seßhaften Lebensweise aus.

im Wesentlichen dieselbe Grenze einhalten, so steigt die Wahrscheinlichkeit, daß diese Kultur sich auf der Basis ethnischer Einheit sekundär durchgesetzt hat. Behält man das Prinzip des ethnozentrisch organisierten sozialen Raumes im Auge, so stellt man fest, daß im Regelfall die distanzauflösenden Kulturzüge der Fremden nur stellvertretend für deren Nichtzugehörigkeit zur eigenen Abstammungslinie stehen.

Die Bedeutung des Kontrasterlebnisses und der Distanzierung nach außen für das ethnische Zusammengehörigkeitsgefühl ist jedenfalls kaum zu überschätzen. Das gilt in vermehrtem Maße für kleine ethnische Einheiten. Mit zunehmender Größe der Gemeinschaft schwindet dagegen die Bedeutung des interethnischen Kontrasterlebnisses und es verringert sich auch – bedingt durch soziale Differenzierung und Ausbildung von Sonderformen – die Festlegung auf eng definierte Konventionen sowie die Abschottung nach außen. Die „zunehmende Größe“ darf dabei nicht im Sinne eines autarken Wachstums verstanden werden. Vielmehr sind von Anfang an und auf unterster Basis dynamische assimilatorische Prozesse beteiligt; jede exogame Praxis innerhalb einer Clanverfassung ist ja funktional schon ein solcher Prozeß, wenn er sich auch intentional anders präsentiert. Mit der wachsenden Größe der Ethnie⁵³ werden die unter Wahrung der Form⁵⁴ entwickelten integrativen Strukturen komplexer; denn Größe bewirkt ja Prestige und zieht so einen expandierenden ethnischen Assimilationsdruck nach sich, dem wiederum aufgrund des hohen Ethos der Größe und des Wachstums nachgegeben wird⁵⁵. Dieser Kreislauf beschleunigt sich von selbst: an die Stelle der Abgrenzung nach außen treten schließlich Assimilation und Integration. Auf der Gegenseite geben die kleineren Randethnien ihren eigenen Ethnozentrismus immer mehr auf und ersetzen ihn durch die Anerkennung des höheren Prestiges der großen Ethnie. Um Teilhaber an diesem Prestige zu werden, bedient man sich der Selbstzuordnung zum überlegenen Ethnos. Die Ethnologie versteht nach wie vor Ethnogenese im Wesentlichen als Antithese von „Wachstum und Schwund“⁵⁶; eine Ethnie steht unter diesem Gesichtspunkt immer irgendwo zwischen

⁵³ Das Gesetz der „wachsenden Größe ethnischer Einheiten“ impliziert ja unter evolutionistischem Gesichtspunkt zunehmende Kulturhöhe oder – funktionalistisch – zunehmende Komplexität der sozialen Organisation. Daß hier Ausnahmen eher die Regel sind, zeigt das Beispiel der Eskimo.

⁵⁴ Adoption, Initiation usw.; dazu MÜHLMANN 1985: 12: „Formlos geht's bei der Assimilation Fremder nicht zu. (...) Der Übergang in ein anderes Ethnos ist zeitlich gesehen ein langsamer Prozeß. Rituell aber wird er als Sprung vollzogen, wie jeder Initiationsakt“.

⁵⁵ Hierzu gesellt sich bei zunehmender Komplexität der Sozialgefüge das Problem der (politischen) Herrschaft, die gegebene ethnische Traditionen zwar vordergründig beibehalten, sie inhaltlich aber durch mehr oder weniger bewußte Umfunktionalisierung zu propagandistischem Werkzeug individueller oder kollektiver Macht aushöhlen kann.

⁵⁶ MÜHLMANN 1985: 17.

Zentrum und Randlage, wächst also oder fällt ihrerseits einem solchen Wachstum zum Opfer⁵⁷.

An diesem Punkt stellt sich Frage nach der „Herkunft“ eines Ethnos. Gerade im Zusammenhang mit den Germanen wurde neuerdings problematisiert, ob hier Ethnogenese aus einer Wurzel vorliege, oder ob es sich nicht vielmehr um ein Zusammenwachsen aus verschiedenen Wurzeln handle⁵⁸. Eine solche Fragestellung geht im Grunde am Ethnogenesebegriff selbst vorbei, denn Ethnogenese ist wie jede Genese ein Werden von etwas, das – zumindest in dieser Form – vorher noch nicht war. Ethnogenese, Stammesbildung ist, wenn nicht Neuanfang, so doch zumindest grundlegende Metamorphose. Die Auffassung von der „Ethnogenese aus einer einheitlichen Wurzel“ ist in Wirklichkeit nicht historisch, prozessual, sondern statisch; und die Vorstellung von der monolinearen Ethnogenese kann lediglich eine graduelle Rückwärtsverlängerung von Geschichte bedeuten, Kontinuität, die ja irgendwo ihren Beginn oder zumindest ihren Bruch haben muß. Man kommt bei Ethnogeneseprozessen nicht um die Modelle von Konvergenz und Divergenz herum. Beide Kurven sind im realen Prozeß nicht voneinander trennbar, d. h. in der Regel bewirkt Konvergenz auf der einen Seite Divergenz auf der anderen und umgekehrt. Das oben beschriebene konvergente Wachstum führt schnell zu innerer Differenzierung und Divergenz. Und nicht nur interethnische Abgrenzung (Divergenz) kann zur Ethnogenese (Konvergenz) führen, sondern auch jede soziale Dissimilation, da ethnische und soziale Struktur oft der gleichen intentionalen Dimension angehören. Offensichtlich wirkt hier – allerdings abhängig von weiteren Faktoren – ein gewisses „Gesetz der Masse“. Wichtig ist in concreto, daß eine der beteiligten Gruppen Tradition beisteuern kann. Die Konvergenz muß in Geschichte, in Herkunftskategorien begründet sein, und sie muß über Mittel verfügen, mit denen die Fiktion einheitlicher Herkunft funktional umgesetzt werden kann⁵⁹.

Ethnogenese hat, wie sich zeigt, kein einheitliches Gesicht. Der kleinste gemeinsame Nenner ist ihre modellhafte Darstellbarkeit als konvergenter sozialer Prozeß; die Zahl der möglichen Inklinationen darin ist jedoch unbegrenzt. Es kann wiederum

⁵⁷ „Umvolkung“, verschiedene Formen der Assimilation, Adoption, Akkulturation usw. sind die Mechanismen der Quantitätserhaltung bzw. des Wachstums; vgl. MÜHLMANN 1964: 169ff.; 1985: 12ff. „Gesinnungswandel ist also von einer *Entfremdung* zum Herkunftsethnos begleitet, ist der subjektive, psychologische Ausdruck der Assimilation“ (MÜHLMANN 1964: 173). WENSKUS 1961: 102, 130f. fand den Terminus „Selbstzuordnung“.

⁵⁸ SEYER bei KRÜGER 1988: 210: „Die Entstehung der Germanen aus einer einheitlichen Wurzel wird von der fortschreitenden archäologischen Forschung immer mehr in Frage gestellt“; ebenso S. 59.

⁵⁹ Z. B. im Kultus: vgl. unten Seite 24ff.

nicht sinnvoll sein, jede ethnosozioologische Konvergenz gleich zu beurteilen. Prinzipiell muß daher ein Typus ausgesondert werden, den man am besten als „primäre Ethnogenese“ von anderen abhebt. Nicht primär sind solche Ethnogenesen, die durch rational definierbare Interessen oder äußere Einwirkung bewirkt werden, also z. B. Herrschaftsbildungen. Primär hingegen ist die Ethnogenese, die sich von innen heraus konstituiert und die ihre Zusammengehörigkeit aus einer Tradition, der Fiktion einheitlicher Herkunft bezieht. Der Kern dieser Form der Ethnogenese ist das Deszendenzprinzip.

Die Bedeutung der Abstammungslinien für die primäre Ethnogenese kann nicht oft genug zur Sprache kommen. Wenn ethnozentrisches Bewußtsein als Kriterium für ethnische Einheit gelten muß, so ist in der Tat die Abstammungsideo-logie deutlichste Manifestation dieses Bewußtseins⁶⁰. Ethnozentrismus entwickelt gewöhnlich eine eigene ethnogonische Deutung in mythisch fixierten Abstammungstraditionen. Im Abstammungsglauben findet die tatsächliche, historische Ethnogenese ihre intentionale Entsprechung⁶¹, die Abstammungstraditionen größerer Ethnien bilden die reale genealogische Herleitung einer *Lineage*⁶² intentional nach. Der Glaube an die gemeinsame Abstammung findet also Rückhalt im alltäglichen, privaten Erfahrungshorizont⁶³. Mit der – an Geschichte und Größe – wachsenden Ethnie wächst jedoch auch die reale Abstammungslinie in mythische Dimensionen hinein; zwischen

⁶⁰ MÜHLMANN 1938: 229; „Die Charakterisierung eines Ethnos erfordert Kontaktsituationen. Das Wichtigste am Ethnos ist das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit auf Grund des Glaubens an eine gemeinsame Abstammung, und dieses Bewußtsein tritt natürlich besonders kenntlich hervor, wo ein Volk sich im Kontakt mit anderen Völkern behaupten muß“. MÜHLMANN 1964: 61ff.; Abstammungsglaube ist verbunden mit dem „Bewußtsein einer gentilcharismatischen Sonderstellung“; WENSKUS 1961: 16; „Dieser Abstammungsglaube hat ethnosozioologisch eine konstitutive Bedeutung“ (wohl nach den Ideen THURNWALDS – vgl. MÜHLMANN *ibid.*).

⁶¹ Deutlich ausformuliert wurde diese Antithese von Ethnogenie und Ethnogenese zuletzt von MÜHLMANN 1985: 9.

⁶² Die Lineage definiert sich als „solidarische Gruppe von unilinearen Verwandten, die sich alle von einem gemeinsamen Ahn bzw. einer gemeinsamen Ahnin blutsmäßig herleiten und diese Abstammung genealogisch nachweisen können“ (THIEL 1983: 82); „Ihre Mitglieder sind Blutsverwandte, die sich genealogisch von einem gemeinsamen väterlichen oder mütterlichen realen Vorfahren ableiten und einer sehr unterschiedlichen Zahl von Generationen entstammen“ (HIRSCHBERG 1965: 259); „können die Mitglieder einer Deszendenzgruppe ihre Verwandtschaftslinie bis zum gemeinsamen Ahn lückenlos verfolgen, bilden sie eine Lineage. Können sie es nicht, haben aber das Wissen, von einem gemeinsamen Vorfahr abzustammen, sind sie ein Klan“ (SIXEL bei TRIMBORN 1971: 257); vgl. auch PANOFF-PERIN 1975: 187.

⁶³ Unter diesem Gesichtspunkt ist WENSKUS' Interpretation zu relativieren, daß „die Abstammungssagen politische Theorien sind“ (1961: 239⁶³³). Die Metamorphose von der realen zur ideologischen Genealogie führt nicht geradewegs zur „politischen Theorie“. Ein solches Stadium ist erst in Verbindung mit einem – individuellen oder kollektiven – Herrschaftsanspruch erreicht.

realer und mythischer Genealogie befindet sich freilich nicht ein plötzlicher Einschnitt, sondern vielmehr der allmähliche Übergang. Am Ende jedoch steht die Abstammungsfiktion, die ideologisch funktionalisiert werden kann. Jede mythische Rückführung einer Ethnie auf einen gemeinsamen Urahnern indiziert damit umgekehrt ihr ethnozentrisches Bewußtsein – und oft genug einen guten Teil historischer Wirklichkeit. Dieser Ethnozentrismus ist konstitutiver Bestandteil der intentionalen Einheit⁶⁴ und setzt wiederum Abstammungsidentität voraus. Dabei ist es gleichgültig, daß irgendwann die fingierte Abstammung von einem einzigen Urahnern der biologischen und historischen Wirklichkeit nicht mehr entsprechen kann. Selbst die weit verbreitete Praxis der Exogamie steht dem Abstammungsglauben gewöhnlich nicht entgegen (solange sie nicht ganz offensichtlich der „Aufstiegsassimilation“ dient⁶⁵), weil sich die Widersprüche zwischen Realität und Bewußtsein rituell auflösen lassen⁶⁶.

Die Abstammungstradition gehört als wesentlicher Teil zur Religiosität und deren Ausformung in Mythos und Kultus⁶⁷. Mythos und Kultus sind auch die Medien, in denen sich die Tradition nach außen sichtbar niederschlägt. Kosmogonie, Anthropogonie und Ethnogonie verschmelzen darin zu einer Einheit, in der die eigene Ethnogonie quasi als Krone und Zielpunkt der Entwicklung gesehen wird⁶⁸. Mythos und

⁶⁴ Schwierig wird es, wenn der funktionale Aspekt – das reale Handeln – der gedachten Einheit nicht mehr entspricht; besonders bei größeren Ethnien kann es zu Interessenkonflikten kommen, die am ethnozentrischen Bewußtsein primär nichts verändern. In einem solchen Fall ist man mit dem Problem der politisch-sozialen Substruktur sowie mit der Fragestellung von Macht und Herrschaft konfrontiert (MÜHLMANN 1964: 248ff.; besonders 253ff.; THIEL 1983: 131ff.) Umgekehrt muß sich eine funktionale Beziehungsgruppe auch nicht unbedingt als intentionale Einheit konstituieren. Bei den Tungusen existiert z. B. ein Beziehungsgefüge, das unter funktionalem Gesichtspunkt einer Clanverfassung vergleichbar ist; intentional existiert jedoch dieses Gefüge gar nicht. Sogar die Familie existierte dort ursprünglich nur als funktionale Realität, nicht aber im Bewußtsein, so daß dafür kein Terminus geprägt wurde (MÜHLMANN 1938: 129f.).

⁶⁵ Vgl. MÜHLMANN 1964: 183f. In Fall der Aufstiegsassimilation wird die fremde Ethnie bzw. die andere soziale Schicht (Hypergamie) eindeutig als die überlegene anerkannt, in welche man sich einzugliedern versucht. Wie das Beispiel der westafrikanischen *Asante* zeigt, kann andererseits die Exogamie dazu führen, daß eine ethnische Grenze mitten durch Ehegemeinschaft und Familie verläuft: vgl. MÜHLMANN 1964: 229ff.

⁶⁶ Die Eheschließung entspräche im Fall der Exogamie einer rituellen Adoption, durch welche die Kongruenz von funktionaler Lebensgemeinschaft und intentionaler Zugehörigkeit hergestellt wird (vgl. MÜHLMANN 1964: 63ff.; 241f.). „Durch die Ritualisierung gerät die Adoption Fremder auch nicht in Gegensatz zur These der Unvermischtheit; denn das Ritual fingiert das Fremde zum Eigenen.“ (MÜHLMANN 1985: 13).

⁶⁷ Wobei mit THIEL 1983: 160 „Mythe ohne Kultgeschehen gar nicht vorstellbar ist“.

⁶⁸ Die Erfahrungen des Amerikanisten KONRAD THEODOR PREUSS am Beispiel Südamerika: „Jeder Indianerstamm (...) war davon überzeugt, daß er seinen eigenen mythischen Schöpfergott habe, der eigens für ihn und *nur* für ihn die ganze Welt erschaffen hatte, der diesen einen Stamm als das erste Menschevolk ins Leben rief und ihm vor allen anderen seinen religiösen Kultus und alle Gü-

Kultus sind nicht voneinander zu trennen; „eine Mythe ist gar nicht dazu bestimmt, nur erzählt zu werden. Eine Mythe muß gleichzeitig bewirken, was sie erzählt. Deshalb spricht man besser davon, daß Mythen ‘zelebriert’ werden“⁶⁹. In der „Zelevation“ des Mythos steckt seine enge Verbindung zum Kultus: „Der Inhalt des Mythos entsteht neu, die Urzeit des Mythos wird präsent, oder anders gesagt: der Mythos steht außerhalb der Zeit, deshalb kann auch sein Inhalt jederzeit wieder ‘abgerufen’ und in der Jetztzeit wirksam gemacht werden“⁷⁰. Auch der Abstammungsmythos manifestiert sich in seiner Zelevation, seinem Kult, und in dieser Zelevation kehrt nicht nur die Ethnogenie wieder, sondern mit ihr der gesamte anthropogonische und kosmogonische Vorstellungskomplex. Sinn des Mythos ist es ja, die Welt in ihrer Gesamtheit zu erklären, und innerhalb dieser Erklärung spielt die Stellung des Menschen, i. e. des eigenen Stammes, eine zentrale Rolle. Zu dieser Erklärung müssen eben Stammwerdung, Menschwerdung und Erdschöpfung in eine pseudologische Reihenfolge gebracht werden. Natürlich findet eine Mythe ihren Niederschlag zudem in der Erzählform; sie ist Richtlinie kasuistischer Diskussion und „Gelehrsamkeit“, sie bildet die Grundlage der oralen „Literatur“⁷¹. In der Erzählform dringt die Mythe am ehesten nachvollziehbar nach außen, während der Kult für Außenstehende meist dunkel bleibt.

Die lineare Gleichsetzung von Kosmogonie, Anthropogenie und Ethnogenie bringt es mit sich, daß man den eigenen Bereich auf jeder Ebene als Zentrum erlebt. Das beginnt bei der Schöpfung als einem nur dem eigenen Ethnos zugedachten Akt und schlägt sich schließlich nieder in der eigenen Weltsicht: Erde und Kosmos – zwischen denen für gewöhnlich nicht unterschieden wird – bestehen aus großen Randbereichen, die wiederum nach schematischen Kriterien eingeteilt werden können; die Randbereiche umschließen das Zentrum, in welchem sich das Leben der eigenen Gemeinschaft abspielt; dies ist gleichzeitig das geographische Zentrum der Welt. Das ethnozentrische Weltbild bringt es jedoch weiter mit sich, daß das Leben der eigenen Gemeinschaft das einzige wirklich menschliche Leben ist: nur im Zentrum oder zu diesem Zentrum zugehörig gibt es Menschen, ständig bedroht von den mehr oder weniger konkreten Gefahren der Randbereiche⁷². Zwischen Rand und Zentrum ist

ter dieser Erde zu eigen gab.“ (MÜHLMANN 1985: 11).

⁶⁹ THIEL 1983: 160 in Weiterführung der Gedanken von ADOLF E. JENSEN.

⁷⁰ THIEL 1983: 161.

⁷¹ Als Beispiel für orale Mythenüberlieferung im Zusammenhang einer Ethnogenese die „Geheime Geschichte der Mongolen“ (HEISSIG 1985: 29ff.; bes. 44ff.); eine lebendige orale Tradition aus dem Gebiet des *Sepik*-Flusses in Neuguinea: vgl. WASSMANN 1984: 120ff.

⁷² Hierher gehört das interessante Phänomen, daß die Fremden oft einfach nach den Himmelsrichtungen benannt werden, die ja ihrerseits an einem relativen Zentrum – dem Betrachter-

somit ganz klar zu trennen, und es werden Benennungen geprägt, die diese Unterscheidung zum Ausdruck bringen: der Ort, an dem Menschen wohnen, ist nicht nur Mittelpunkt, er heißt auch so⁷³. Hier ist der Ort der Weltentstehung, der Menschwerdung und der Stammesgründung. An dieser Stelle wird im Kult jener Mythos zelebriert, der Kosmogonie, Anthropogonie und Ethnogonie erklärt.

0.2 Stammesnamen und ethnozentrische Begrifflichkeit

0.2.1 Zum Begriff von Stamm und Stammesnamen

Offenbar ist Stammesname nicht gleich Stammesname. Charakteristiken wie „wirklicher Völkernamen“⁷⁴ wirken durchaus hilflos, und doch ist die Gefahr recht groß, sie aus Mangel an treffender Terminologie selbst zu verwenden. Um zu einem Aufschluß über Namengebung zu kommen, muß man vorab mit der theoretischen Ethnologie postulieren:

- a) benannt wird, was intentional existiert;
- b) ausgedrückt wird, welche intentionale Existenzform es besitzt.

Nun gibt es zweifellos große Unterschiede in der Art der Darstellung ethnischer Daten für die Betroffenen einerseits und den neuzeitlichen Forscher andererseits. Die Dualität von intentionalen und funktionalen Daten schlägt sich für die moderne Deskription nieder in der Zweifelt von Begriff und Name. Beide Einheiten, Begriff und Name, sind aufeinander beziehbar, sind jedoch – was oft übersehen wird – nicht identisch.

Wie schon gesagt, hat der Altertumskundler überwiegend Zugriff auf funktionale Daten. Die Gleichsetzung dieser funktionalen Daten mit scheinbaren Reflexen in der Namengebung hat oft genug zur Verwirrung geführt. Natürlich können funktionale

standpunkt – orientiert sind: so teilt z. B. HEKATAIOS die Barbaren ein in die Stämme des Ostens (Inder), des Nordens (Skythen), des Westens (Kelten) und des Südens (Äthiopen); die alten chinesischen Quellen unterscheiden die Barbaren ebenfalls nach Himmelsrichtungen: *Ti* (Norden), *I* (Osten), *Man* (Süden), *Jung* (Westen); vgl. hierzu WENSKUS 1961: 110. Wenn auch diese Benennungstechnik den Fremdbenennungen nach geographischen Gesichtspunkten nahesteht, so zeigt sie doch in der schematischen Aufteilung von Außen und Innen, von Peripherie und Zentrum einen besonders markanten Ethnozentrismus; vgl. auch das Folgende.

⁷³ Das populärste Beispiel hierfür ist die Bezeichnung 'Reich der Mitte' für China; dies Beispiel zeigt auch, das sich besagte ethnozentrische Auffassung nicht auf die „primitiven Kulturen“ beschränkt, sondern sich unter ständiger Wandlung in den „Hochkulturen“ fortsetzt. Ethnozentrismus ist das intersoziale Analogon zum anthropozentrischen Denken – welches seinerseits den biologischen Instinkt der Selbstbehauptung psychisch widerspiegelt – und kann deshalb wohl kaum aussterben, solange es menschliche Gesellschaften gibt.

⁷⁴ z. B. bei BREMER 1904: 78; vgl. auch WENSKUS 1961: 61.

Daten ihre intentionale Entsprechung haben, doch ist das von Fall zu Fall verschieden. Und selbst wenn sich eine intentionale Entsprechung findet, so ist damit noch nicht geklärt, ob deren intentionale Darstellung bei den Kulturträgern identisch ist mit der intentionalen Darstellung beim neuzeitlichen Forscher mit ganz anderem kulturellem Hintergrund.

Das Problem stellt sich in der Hauptsache als Überlagerungskonflikt ethnischer und sozialer Strukturen dar. Sowohl die funktionale als auch die intentionale Existenz der ethnischen Einheit ist in der Regel durch soziale Subsysteme untergliedert. Diese Untergliederung kann soweit führen, daß die ethnische Einheit an sich vor der sozialen Vielheit völlig zurücktritt. Analog kann auch die Namengebung der ethnischen Einheit vor den Sozionymika soweit in den Hintergrund gedrängt werden⁷⁵, daß sie zwar faktisch existiert, praktisch aber nicht in Erscheinung tritt. Auf diesem Weg stellt sich bald die Frage, inwieweit die Trennung von soziologischer und ethnologischer Struktur nicht allein eine Fiktion der modernen Wissenschaft sei. An dieser Stelle interessieren aber weniger die Modelle, die einer objektiv-funktionalen Trennung dienen sollen, weniger die Diskussion über Sinn und Unsinn einer solchen Unterscheidung. Im vorliegenden Fall ist es vielmehr wichtig zu konstatieren, daß die intentionale Unterscheidung solcher Strukturebenen von der Ethnie selber keineswegs immer geleistet wird⁷⁶, und das hat seine Konsequenzen in den Prinzipien der Namengebung.

Als Beispiel für funktionale Subsysteme seien hier genannt: *Altersverbände*, *Kultverbände*, *Kriegermannschaften*, *Geschlechtsgruppen*, *Lineages*, *Moieties*⁷⁷, *Phratrien*. Im allgemeinen gehören Klan, Lineage, Moiety und Phratie noch ins Territorium ethnologischer Klassifikation, der Rest dagegen bereits in die soziologische Systematik, doch erscheint eine scharfe Grenze hier willkürlich⁷⁸. Die Phratie sprengt im Grunde diesen Rahmen, da sie nicht ein Subsystem darstellt, sondern vielmehr ein

⁷⁵ Ein Ausschnitt aus der Vielfalt der Möglichkeiten bei WENSKUS 1961: 61f.; THIEL 1983: 119ff.

⁷⁶ Vgl. jedoch oben Seite 23ff.

⁷⁷ Als *Moieties* bezeichnet man die beiden Teile einer dual organisierten Gesellschaft; die Klassifikationskriterien können dabei sowohl auf Deszendenz basieren als auch auf anderen Kategorien; vgl. SIXEL bei TRIMBORN 1971: 257. „Winter- und Sommer-‘Leute, ‘Ost- und West-‘Leute, ‘rote’ und ‘schwarze’ Leute“ werden bei VIVÉLO 1981: 230 als Beispiele für Nicht-Deszendenzkriterien angeführt.

⁷⁸ Zu Recht konstatiert HAUCK 1964: 4 am Beispiel Kultverband, „daß die früher geltende Alternative ‘hier religiöser Kultbund’ und ‘dort politische Stammesorganisation’ veraltet und so nicht mehr haltbar ist“. Seine Begründung („denn die archaischen Bünde waren komplexer Natur und hatten ebenso Bündnis- und Kriegspolitik im Auge wie gemeinsame wirtschaftliche, rechtliche und sakrale Interessen“) bringt wiederum als klassifikatorisches Kriterium zu sehr den funktionalen Aspekt ins Spiel.

Metasystem, indem sie verschiedene Klans bzw. Ethnien zu einer fiktionalen Deszendenzgruppe zusammenfaßt. Die Wahrscheinlichkeit ist recht hoch, Reflexe dieser Typen auch in den Gesellschaften der europäischen Vorgeschichte wiederzufinden. Unter dem Prädikt, daß die antiken Ethnographen meist direkt oder indirekt auf Gewährsleuten der Ethnien fußen, über die sie berichten (die „teilnehmende Beobachtung“ war wohl eher die Ausnahme), muß man nun annehmen, daß unter den überlieferten „Stammesnamen“ eine große Zahl soziozentrischer Bezeichnungen enthalten ist, die zwar viel kulturelle, aber geringere ethnographische Aussagekraft haben. Es gilt daher, die überlieferten „Stammesnamen“ als das zu analysieren und verstehen, was sie sind: als scheinbar gleichgeordnete Bezeichner durchaus verschiedenrangiger Bezugskategorien, als 1:x-Relation von Ausdruck und Inhalt.

0.2.2 Selbstbenennung – Fremdbenennung

Die oben dargestellte Vielfalt der Strukturen wird – wenn überhaupt⁷⁹ – nur bei der eigenen Ethnie intentional abgebildet und mit einer Nomenklatur versehen. Im intentionalen Bereich und damit in der Namengebung spielt jedoch ein anderer Faktor noch eine große Rolle: es handelt sich um die interethnische Dynamik, die oben beschriebene Polarität von Selbstbewußtsein und Kontrasterlebnis.

Ethnozentrisch organisierte Gruppen prägen beim Kontakt mit einem fremdartigen Kulturkomplex in der Regel eine kollektive Bezeichnung, in welcher auch die (eigene) intentionale Existenzform der Fremden zum Ausdruck kommt⁸⁰; diese muß keinesfalls mit funktionalen Daten identisch sein⁸¹. In Übereinstimmung mit der absoluten Höherbewertung der eigenen Lebenskultur tendiert eine solche Bezeichnung typologisch zur Pejoration, außerdem fehlt in ihr der Antrieb zur Differenzierung des Fremden, da dies einfach als das 'Nicht-Eigene' identifiziert wird und als solches keine interne Strukturierung besitzt. Die Benennung fremder Ethnien ist daher meist undifferenziert oder schafft sich Differenzierungen nach eigenen Kriterien, die mit dem ethnischen Selbstverständnis der Benannten nicht korrelieren und sich für gewöhnlich nur auf Äußerlichkeiten des fremden Kulturkomplexes beziehen. Dieser fehlende Antrieb zur Differenzierung des Fremden hat natürlich zur Folge, daß Fremdbenennungen in der Regel viel weniger aussagekräftig für die Zugehörigkeit und das ethnische Bewußtsein der Bezeichneten sind, als für das der benennenden

⁷⁹ Vgl. das Beispiel der Tungusen bei SHIROKOGOROFF Fußnote 47.

⁸⁰ WENSKUS 1961: 141¹¹⁷; ähnlich MUCH 1920: 24; vgl. auch WENSKUS 1961: 92 (wie Fn. 52).

⁸¹ Tatsächlich könnten bei einem solchen Kontakt intentionale und funktionale Existenzform nur dann identisch sein, wenn die Rezipientengruppe *nicht* ethnozentrisch organisiert wäre.

Gruppe. Die Mehrzahl der Fremdbezeichnungen – sofern sie überhaupt als solche kenntlich werden – sind daher als Indikatoren für ethnische Distanzierung der namengebenden Gruppe anzusehen und den Selbstbenennungen funktional (und semantisch) gegenüberzustellen.

Ein häufiger Sonderfall der Fremdbenennung ist die Übernahme eines fremden VN und dessen Ausweitung auf eine ganze Gruppe verschiedener Ethnien, die sich selbst mit diesem Namen nicht belegen; besonders MUCH hat mehrmals auf dies Prinzip hingewiesen⁸². Ist die „namengebende“ Gruppe aus anderen Quellen identifizierbar und auch noch lokalisierbar, so hat man einen wichtigen Anhaltspunkt über die Trennlinie gewonnen, an der ethnische Distanzierung stattfand. Diese Grenze kann bei Wirksamwerden der obengenannten Mechanismen andererseits zum Ausgangspunkt ethnischer Traditionen werden, da hier die Zugehörigkeit zur eigenen Ethnie besonders ins Auge fällt. Analoge Fälle sind in der neueren europäischen Völkernamengebung nachprüfbar⁸³. Gerade in einer solchen inhaltlichen Ausweitung von Stammesnamen zeigt sich die fehlende Bereitschaft – oder Fähigkeit – zur Differenzierung fremder Ethnien, die das ethnozentrische Bewußtsein kennzeichnet. Andererseits ist dies trotz seiner Häufigkeit ein Sonderfall, der immerhin die Kenntnis des fremden Namens voraussetzt. Einem solchen Prozeß muß somit ein verbindlicherer interethnischer Kontakt vorausgehen, der den genuinen Gebrauch des Namens auf die andere Seite überliefert; ein eventuelles Distanzverhältnis ist in diesem Fall sekundär. Außerdem fordert der Typus der Ausweitung bereits die Ablösung der Gemengelage durch ein gewisses Territorial- oder zumindest Areal-Prinzip; vorsichtig „evolutionär“ formuliert ist diese Form der exogenen Benennung also typologisch jung.

Häufiger ist besonders in „primitiven“ Gesellschaften jedoch die exogene Neuprägung eines distanzierenden Namens. Wenn eine Gruppe für fremde Ethnien Namen prägt und darin einzelne Einheiten unterscheidet, so ist das ein mehr oder weniger mimetischer Vorgang, dem ein naiver Realismus zugrundeliegt: Dinge der Außenwelt werden dem eigenen Bewußtseins- und Erkenntnisstand gemäß abgebildet; ihre äußere Erscheinung projiziert sich auf die Vorstellung von ihrem Wesen. Viele Ethnonyme erwecken auf den ersten Blick den Anschein, auf diese Weise entstanden zu sein, Farbnamen, Tiernamen, adjektivische Bildungen usw.; doch ändert sich dies

⁸² Vgl. besonders MUCH 1920a: 24; allerdings wollte MUCH den Sonderfall mehr oder weniger als Regelfall der Fremdbenennung hinstellen. Mit außergermanischen Beispielen auch NORDEN 1920: 318ff.

⁸³ Vgl. wiederum MUCH; jedoch muß dabei beachtet werden, daß die Praxis der VN-Gebung sich mit neuen ethnischen Gegebenheiten verschiebt, da der Name bei „primitiven“ Völkern bzw. ethnozentrischen Kultursystemen eine andere und meist zentralere Rolle spielt, als bei höheren Kulturen oder vor allem Territorialstaaten; vgl. PETRIKOVITS 1985: 102; WENSKUS 1961: 59.

Bild bei genauerem Hinsehen schnell: gerade die genannten Beispiele weisen oft eine enge Bindung zu magischen oder religiösen⁸⁴ Vorstellungen auf. Die transzendentalen Bereiche gehören aber durchaus zum Wesen und Wesentlichen des Ethnos⁸⁵, so daß man von einer rein naiv-mimetischen Namengebung in diesem Fall nicht mehr ausgehen kann. Für die Farbdenotation in Ethnonymen können unter Umständen kosmologische Verbindungen verantwortlich sein⁸⁶, in der Tiernamengebung hat man dagegen totemistische⁸⁷ Funktionen zu sehen, die für das jeweilige ethnische Selbstverständnis eine wesentliche Rolle spielen⁸⁸. Fremde Ethnien sind keine gewöhnlichen „Dinge der Außenwelt“, sondern stehen in engerem konkurrierenden Bezug zum eigenen Ethnos; auch wenn das oft nicht bewußt wahrgenommen wird⁸⁹, so unterscheidet die Fremden doch wiederum deren ethnozentrischer Anspruch von

⁸⁴ MALINOWSKI: „Es gibt keine Völker, wie primitiv auch immer, ohne Religion und Magie“ (op. cit. HIRSCHBERG 1965: 369). Die neuere Ethnologie hat die evolutionistische Trennung oder gar Gegenüberstellung von Magie und Religion weitgehend überwunden (MÜHLMANN 1964: 31f.); trotz der unleugbaren Verflechtungen zwischen Magie und Religion ist es jedoch nach wie vor ratsam, eine begriffliche Trennung vorzunehmen; vgl. PANOFF-PERIN 1975: 257f.; HIRSCHBERG 1965: 264; VIVÉLO 1981: 260ff.; LAUBSCHER 1983: 245ff.

⁸⁵ Ethnos hier in dem Sinn, den es teilweise auch im Griechischen bekommt: Charakterisierung einer abstrakten Gruppenzugehörigkeit als kollektiver Eigenschaft. Gr. *Ethnos* ist grammatisch neutral; es kann auch semantisch zwischen Abstraktum und Konkretum schwanken. Es wäre wohl sinnvoll, *Ethnie* für das Konkretum, *Ethnos* für den intentionalen Hintergrund, das Abstraktum zu verwenden; vgl. oben Fußnote 6.

⁸⁶ LUDAT 1953: 138ff., besonders 147ff. bringt die Farb-Ethnonyme des asiatischen Raumes mit der Tatsache in Verbindung, daß kosmischen Zonen und Himmelsrichtungen oft spezielle Farbeigenschaften zugeordnet sind.

⁸⁷ Der Begriff Totem stammt aus dem Algonkinwort *ototeman* 'er ist aus meiner Verwandtschaft' (PANOFF-PERRIN 1975: 291f.). „Unter Totemismus verstehen wir die enge mythisch-magische und auch (angenommene) verwandtschaftliche Verbindung eines Menschen oder einer Gruppe mit einem Tier, einer Pflanze oder leblosen Objekten und Erscheinungen. Aus dieser Verbindung entstehen Riten, Meidungen (Tabus) und gegenseitige Hilfeleistungen.“ (THIEL 1983: 153). Für idg. VN Europas mit Tiernamenetymologie hat KIENLE 1932 Totemismus vermutet und dabei auf eine Definition von CLEMEN zurückgegriffen: „Denn im übrigen hat man sich nun einmal gegenwärtig daran gewöhnt, unter Totem vielmehr eine Gruppe von Wesen oder Gegenständen oder ein einzelnes Wesen, einen einzelnen Gegenstand zu verstehen, zu dem wieder eine größere oder kleinere Gruppe von Menschen oder ein Einzelner in einem besonderen Verhältnis zu stehen glaubt. Daß man seinen Ursprung auf das Totem zurückführt, ist nicht nötig, wohl aber, daß man sich mit ihm verwandt fühlt. Und dadurch erklärt es sich weiterhin, daß man sich nach seinem Totem nennt; denn der Name ist auch hier keine willkürliche Beigabe, sondern Wesensbezeichnung des Betreffenden.“ (KIENLE 1932: 26f.).

⁸⁸ Vgl. HIRSCHBERG 1965: 446ff.; PANOFF-PERIN 1975: 291f.

⁸⁹ MÜHLMANN 1985: 19: „Die limitische Struktur grenzt im idealtypischen Fall die 'Kultur' nicht als *eine* Form der Lebenshaltung ab gegen andere Formen, die auch als 'Kulturen' gelten könnten, sondern sie involviert 'Kultur' schlechthin als die eigene, d. h. als gültigen Kosmos, demgegenüber alle anderen 'Kulturen' als eigentlich untermenschlich gelten.“

der außermenschlichen Umwelt. Man wird also annehmen dürfen, daß rein mimetische Funktion *als Motiv für die Benennung* von Ethnien allgemein zur Ausnahme gehört. Doch wenn auch Mimesis in der *Motivation zur Benennung* kaum eine Rolle spielt, so kann sie doch in der *Praxis der Namenwahl* entscheidende Bedeutung bekommen. Der abbildhafte Charakter des Namens ist dann Ausdruck dafür, daß den Fremden nicht wirklich menschliches Wesen zuerkannt wird, sondern nur eine charakterisierende äußere Erscheinungsform⁹⁰. In einem solchen Namen kommt oft noch größere ethnische Distanz zum Ausdruck, als in vordergründig negativ konnotierten Namenbildungen⁹¹.

Der „eigentliche“ Typus des VN resultiert dagegen aus bewußter ethnozentrischer Namengebung, das heißt: seine Semantik ist im absoluten Sinn wertend. Im ethnozentrischen Wertesystem findet sich die antithetische Korrelation der Vorstellungen von „Wir“ und „Sie“⁹², deren eine durch die andere erst ihren Sinn bekommt. Analog tendiert das ethnozentrische Bewußtsein auch dazu, diese Antithese begrifflich zu fassen; da die abstrakte Korrelation als solche nicht an die Oberfläche dringt, schlägt sich der Wille zur Bezeichnung in der Namengebung für die betroffenen Einheiten nieder: im antithetischen System „Wir“ : „Sie“ entspricht der Benennung einer fremden Gruppe die Selbstbenennung. Hierbei taucht besagte Schwierigkeit auf, daß Gruppenbewußtsein und somit eine Gruppenbenennung sich auf jeder soziologischen Ebene entwickeln kann⁹³. Fällt die ethnographische Methode – Feldforschung – fort, dann wird es bei der so entstehenden indirekten Quellenlage unter Umständen schwierig, den ethnosozologischen Status der Gruppe einzuschätzen. Eine Entscheidung ist überhaupt meist nur dann möglich, wenn die Quellen umfangreich genug sind, um sowohl „intentionale“ als auch „funktionale Daten“ der betreffenden Gruppe zu liefern. Eine dieser Informationsquellen kann u. U. der Inhalt des Gruppennamens selbst sein.

⁹⁰ Ein bekanntes Beispiel ist der Name der *Eskimo*, der von den Algonkin geprägt wurde und lediglich 'Rohfleischfresser' bedeutet (vgl. PANOFF-PERIN 1975: 88).

⁹¹ Typisch für letztere sind z. B. Spottnamen, die eine größere Vertrautheit mit den Bezeichneten voraussetzen. Allerdings zeigen die Untersuchungen zu Ethnosymbiosen (z. B. zwischen Pygmoiden und Negriden, MÜHLMANN 1964: 209f.), daß sogar in der engen Beziehung zwischen Gast- und Wirtsvolk die jeweils andere Ethnie nicht unbedingt als menschlich angesehen werden muß.

⁹² MÜHLMANN 1985: 11.

⁹³ Oben S. 26.

0.2.3 Denotation und Konnotation in der Namengebung

Man unterscheidet in der Sprachwissenschaft nach Qualität und Quantität der Belegsituation gewöhnlich zwischen Sprechersprachen, Korpusssprachen und Rekonstrukt-sprachen. Wenn man den Wortschatz einer Korpusssprache analysiert, zu der man keine kompetenten Sprecher mehr findet, so stößt man unter Umständen auf Schwierigkeiten, genaue Bedeutungen wiederzugeben. In einem Wörterbuch steht gewöhnlich dem fremdsprachlichen Wort eine Übersetzung gegenüber, also eine Entsprechung aus der eigenen Sprache. Findet sich ein Wort, für das keine genaue Entsprechung in der eigenen Sprache vorhanden ist, so werden in der Regel mehrere Übersetzungen angeführt, die zusammen das Bedeutungsspektrum des Fremdwortes abdecken sollen. Das ist in der Sprachlernpraxis – und insbesondere bei Sprechersprachen mit ihrer aktuellen Überprüfbarkeit – sicher gerechtfertigt. Schwieriger wird es in einer Korpusssprache; beim Umgang mit einer Rekonstruktssprache nehmen die Schwierigkeiten und Unsicherheiten nochmals bedeutend zu.

Es bestehen zudem andersartige Schwierigkeiten nicht nur zwischen einem und dem nächsten Belegstatus von Sprachen; die Unterschiede betreffen auch verschiedene Gruppen des zu untersuchenden Wortschatzes innerhalb eines Systems.

Nimmt man Lexeme, die auf einen konkreten Gegenstand referieren, dann ist zumindest deren Denotation fest umrissen. Selbst hier weiß man aber oft erst nach langem Umgang mit der Sprache, welche weiteren Inhalte mit dieser Grundbedeutung konnotiert sind. In einer nicht mehr gesprochenen Sprache, die umfangreiche Literaturdenkmäler hinterlassen hat, ergeben sich die Konnotationen weitgehend aus dem literarischen Verwendungskontext. Je weniger Texte vorliegen und je beschränkter die Textsorten sind, desto schwieriger wird es, solche Konnotationen zu erschließen und eine exakte Übersetzung zu finden bzw. festzustellen, ob eine adäquate Wort-zu-Wort-Übersetzung überhaupt möglich ist. Es bleibt oft nur das Wissen um die gemeinte Sache, nicht aber darum, *wie* sie gemeint war.

Die Schwierigkeiten werden bei Abstrakta noch größer: hier konstituiert sich die Denotation selbst aus den Komponenten, die bei Konkretbezeichnungen nur die Konnotation, gleichzeitig auch den labileren Teil der Bedeutung bilden; die Unterscheidung von Denotation und Konnotation ist dadurch bei Abstrakta ungleich schwerer als bei Konkreta. Da der konnotative Teil der Bedeutung aufs engste vom gesamten kulturellen Umfeld abhängig ist, läßt sich der exakte Inhalt eines abstrakten Wortes meist gar nicht mit dem Wort einer anderen Sprache wiedergeben, wenn dieser Sprache nicht eine gleichartige mentale Kultur zugrundeliegt. Von einer Gleichartigkeit kann aber schon zwischen der mentalen Kultur des mittelalterlichen

und des heutigen Europa nicht mehr gesprochen werden; aus diesem Grund kann man sich den abstrakten Wertbegriffen der hochmittelalterlichen Dichtung auch nur durch vorsichtige Umschreibungen und Beschreibungen nähern. Um wieviel komplizierter präsentiert sich dies Problem, wenn wir uns einem noch viel fremderen vorgeschichtlichen Kontext stellen!? In einer totemistischen Kultur z. B. kann der Name des Totems stehen für das Totem selbst – meist ein Tier –, für das Emblem, das daraus gebildet wird⁹⁴, für die Macht dieses Emblems und für die Totemgruppe, die das Emblem trägt. Wenn das Wort in einer der genannten Bedeutungen verwendet wird, so läßt sich der konnotative Niederschlag der anderen Bedeutungen doch niemals vermeiden, denn der Name des Totems umfaßt grundsätzlich alle diese Bedeutungen. Das ist kein formales Sprachproblem, sondern eine Frage der Existenz: das Totem ist ja auch in keinem realen, alltäglichen Kontext frei von seiner Totemfunktion, ist niemals nur Tier, nur Pflanze, sondern immer auch Symbol, Emblem und verwandtes Wesen.

Im Gegensatz zum appellativischen Wortschatz sind Namen stets *sprachliche Embleme*; in ihnen ist die symbolische Funktion wesentlich, das heißt aber auch: der assoziative Aspekt, die funktionalisierte Konnotation. Sprechende Namen, in denen eine Konkretbezeichnung steckt, werden nicht durch deren Denotation, sondern durch deren Konnotation inhaltlich determiniert. Um beim Beispiel einer totemistischen Kultur zu bleiben: wenn in einer Gruppe, die den Hirsch als Stammestotem hat, ein Mitglied 'Hirsch' genannt wird, so wird er dadurch nicht mit einem Hirsch verglichen; ja, nicht einmal allgemeine Konnotationen wie 'Schnelligkeit', 'Kraft' o. ä. sind dann ausschlaggebend – oder nur beiläufig –, sondern die Funktionalisierung von Konnotationen, die sich nur aus dem kulturellen Kontext erklären lassen: der Namensträger steht unter dem Schutz des Emblems, ist selbst Träger des Emblems und verkörpert damit nicht die körperliche Stärke des Tieres, sondern dessen sakrale Macht⁹⁵, die sich in der Stärke des Stammes ausdrückt. Meist trägt auch der Stamm denselben Namen, dann ist der PN „Grauer Hirsch“ referenzidentisch mit „Graues Stammesmitglied“. Nicht zuletzt liegt die Kraft einer solchen Namengebung in seiner Rekursivität. Wie aber will man die Brechungen fassen, die sich aus dieser Rekursivität ergeben?

⁹⁴ Nach dem Vorbild des Totems wird häufig ein Emblem geschaffen, das sogar die Funktion des Totems übernehmen kann. Für den australischen Gruppentotemismus der *Aranda* hat DURKHEIM 1912 festgestellt, „daß nicht das Totem an sich für wirklich heilig gehalten wird, sondern das Emblem“ (LAUBSCHER 1983: 245).

⁹⁵ Nach THIEL 1983: 155f. – in einer kritischen Sichtung der Thesen DURKHEIMS – hat Totemismus jedoch bisweilen gar nicht Teil am Religiösen, „sondern bleibt auf das Soziale beschränkt“. Dazu ist allerdings anzumerken, daß viele Religionsethnologen die Hauptfunktion der Religion ohnehin im sozialen Bereich – in der gemeinsamen Kultfeier – sehen.

Das aufgezeigte Modell einer totemistischen Namengebung steht für jede symbolische Namengebungspraxis, die auf irgend eine Weise zum Wesen des Benannten in Beziehung gesetzt wird und eine konkrete Dingbezeichnung zur Namenbildung verwendet. Die Schwierigkeiten einer adäquaten Übersetzung werden nicht geringer, wenn der Name sich nicht mehr auf einen konkreten Gegenstand, sondern auf ein Abstraktum bezieht. In der Regel wird ein Name mit abstraktem Bezugswort nur durch genaue Kenntnis des kulturellen Ethos verständlich, denn es handelt sich bei diesen Namen häufig um charakterisierende Adjektiva oder Benennungen nach einem zentralen Wertbegriff der Gruppe: einen Wertbegriff, der nicht nur ein hohes individuelles Ethos besitzt, sondern der auch konstitutiv für die ethnische Gemeinschaft ist. Für viele Aussagen ist aber unsere Kenntnis der Ethik vorgeschichtlicher Kulturen zu beschränkt oder zu vordergründig.

0.2.4 Ein Sonderfall ethnozentrischer Selbstbenennung

In der Völkerkunde gilt der Lehrsatz, daß der Name ethnozentrischer Einheiten oft nur 'Mensch' bedeutet oder eine ähnliche, gleichermaßen allgemeine wie umfassende Bedeutung hat⁹⁶. Läßt sich ein Name in dieser Weise deuten, ergibt sich daraus umgekehrt ein wichtiger Anhaltspunkt für ethnozentrisches Bewußtsein. Für den Linguisten freilich fängt mit dieser Feststellung die Schwierigkeit an:

Wie kann sich eine Gruppe 'Mensch' nennen, wenn sie sich mit dieser Benennung gerade von anderen Menschen unterscheiden will? Wie kann ein Begriff zwei Referenzobjekte haben, die sich gegenseitig zu einem großen Teil ausschließen? Ist letzten Endes eine Wiedergabe ethnozentrischer Namen mit 'Mensch' nicht konstruiert oder gar widersprüchlich? Denn offensichtlich hat dieser Begriff im ethnozentrischen Bewußtsein eine andere Bedeutung als unser *Mensch*; 'Mensch' kann doch nicht eigentlich die Bedeutung, sondern nur eine ungenügende Übersetzung entsprechender Namen sein.

In der Tat definiert sich der ethnozentrische Begriff *Mensch* nicht aus dem objektiven biologischen, soziologischen etc. Erscheinungsbild Mensch, sondern vielmehr aus dem ethnozentrischen Blickwinkel selbst. Da Ethnozentrismus in der Regel auf Deszendenzbewußtsein gründet, läuft die logische Kette immer wieder auf einen Urvater, einen Stammesgründer hinaus; dieser war gleichzeitig der erste Mensch, und die Nachfahren gleichen ihm auch äußerlich. Die Denkweise ist durchaus zirkulär,

⁹⁶ MÜHLMANN 1985: 11; VIVÉLO 1981: 46; WENSKUS 1961: 90f. Auch hierfür kommt das bekannteste Beispiel von den *Eskimo*, die sich selbst *Inuit* 'Menschen' nennen. Andere Beispiele sind: *Yamana* (Feuerländer), *Koikon* (Hottentotten), *Bantu*, *Zuñi*, *Kiowa* usw.

denn als Mensch kann nur gelten, wer auch auf die eine oder andere Weise von diesem Stammvater abstammt, damit also wiederum – als Nachfahre – dem eigenen Ethnos gleich ist.

Dies Denken kommt in Konflikt mit der Tatsache, daß sich Menschen auch verschiedener Ethnien als biologische Wesen recht ähnlich sehen. Um eine solche Ähnlichkeit zu annullieren, wird oft das Dogma vertreten, daß Vertreter einer anderen Ethnie nicht menschlich riechen und deshalb keinen Anspruch auf das Menschsein haben dürfen; eine andere Möglichkeit ist der Verweis auf 'unmenschliche' Verhaltensweisen. In jedem Fall liegt eine schizoide Situation vor: man hat als Erkennungssignal für das Menschsein die Ähnlichkeit mit den eigenen Leuten, muß aber eine definitorische Abgrenzung gegenüber anderen Ethnien finden, da sich der Begriff *Mensch* aus der eigenen Ethnie heraus konstituiert. Genau diese definitorische Abgrenzung schlägt sich meist auch im Verhältnis von Selbstbenennung und Distanzbezeichnung nieder⁹⁷. Die ethnozentrische Namengebung ist also nicht auf das beschränkbar, was der neuzeitliche Forscher mit 'Mensch' übersetzt. Da ihr Prozeß ganz von intentionalen Daten bestimmt wird, ist oft der Ansatz einer Denotation solcher Namen müßig. Der Inhalt eines ethnozentrischen VN bündelt sich in der Gesamtheit seiner Konnotationen; diese Konnotationen werden erst aus dem jeweiligen zivilisatorischen Ethos begreiflich.

Verständlicherweise nimmt ein solcher Name je nach Verwendungskontext einen zwischen Appellativum und Eigennamen schwankenden Status an. Gerade der Namenstypus 'Mensch' ist als Name niemals frei von seiner appellativischen Funktion, wie er als Appellativum niemals frei von seinem Symbolwert, seiner Emblemfunktion ist. Die Grenzen zwischen Name und Appellativum sind in diesem Fall kaum mehr zu bestimmen, denn beide Funktionen greifen in einer Art definitorischer Rekursion stets aufeinander zurück. Dieser Status ist einer der Gründe dafür, daß sehr oft der Gesamtname einer Ethnie vor den Teilbezeichnungen seiner Untereinheiten zurückweicht und nach außen nicht in Erscheinung tritt⁹⁸.

Eine ethnozentrische Selbstbenennung bleibt letzten Endes unübersetzbar, da sie aus einem abgeschlossenen, ethnospezifischen Werte- und Begriffssystem heraus lebt; sie symbolisiert die Identität von Anthropogonie und Ethnogonie. Im Idealfall muß sie in

⁹⁷ Wieder das Musterbeispiel: die *Inuit* 'Menschen' werden von den Algonkinindianern *Eskimo* 'Rohfleischfresser' genannt.

⁹⁸ Vgl. auch oben Seite 26. Um ein letztes Mal auf das berühmteste Beispiel zurückzukommen: kennzeichnenderweise heißen die Eskimo in der gesamten Welt nicht mit der Selbstbenennung der Eskimo *Inuit* 'Mensch', sondern eben mit der Algonkin-Distanzbezeichnung *Eskimo* 'Rohfleischfresser'.

der Lage sein, die zu diesen Anfangspunkten zurückführende Linie aufzuzeigen und alles abseits der Linie Stehende auszugrenzen.

1 KONTRASTERLEBNIS IN DER GERMANIA

Um mit namenkundlichen Mitteln Einblick in den geographischen und historischen Raum der germanischen Ethnogenese zu bekommen, empfiehlt es sich zuvorderst, ein Umkehrbild davon zu erstellen, d. h. seine ethnischen Grenzen zu bestimmen. Auch dies soll mit namenkundlichen Mitteln versucht werden.

1.1 Fenni

1.1.1 Die antike Überlieferung

Nur wenige antike Quellen überliefern den Namen der Finnen. Sie lassen sich in drei Quellengruppen einteilen:

1. PLINIUS nennt eine Insel *Aeningia*, deren Name heute meist als *Feningia* gelesen wird⁹⁹. Kurz darauf erwähnt TACITUS *Fenni* im Anschluß an das Suebenkapitel seiner *Germania*¹⁰⁰. Er ist sich dabei im Zweifel, ob er sie den Germanen oder den Sarmaten zurechnen soll. Bastarnen und Finnen sind durch „Wälder und Berge“ voneinander getrennt.
2. PTOLEMAIOS kennt $\Phi\acute{\iota}\nu\nu\alpha\iota$ und $\Phi\acute{\iota}\nu\nu\alpha\iota$ ¹⁰¹, wobei er erstere in Skandinavien, letztere in der Nachbarschaft der $\Gamma\acute{\upsilon}\theta\omega\nu\epsilon\varsigma$ lokalisiert.
3. Bei JORDANES, PROKOP und dem GEOGRAPHUS RAVENNAS werden **Scrithefinni* bzw. *Finnaithae* und *Finni* in Skandinavien genannt¹⁰².

Die größten Schwierigkeiten beinhaltet die Lokalisierung der wenigen Belege; vordergründig zeigt sich bei den drei Beleggruppen eine zunehmende Orientierung nach Skandinavien hin:

PLINIUS kennt neben der Insel *Scatinavia* jene mit dem Namen **Feningia*. SVENNUNG (1974: 67) wollte darin die Finnmark in Nordnorwegen sehen. Das ist aber abzulehnen, denn zum einen wird zwischen *Scatinavia* und *Feningia* mit den Worten *quarum clarissima est Scatinavia* und *nec minor est opinione Feningia* eine deutliche Opposition aufgebaut; beide sind ganz klar unterschiedene Inseln im *sinus Codanus*¹⁰³.

⁹⁹ NH 4,96 im Anschluß an die Beschreibung der Größe und Bedeutung von *Scatinavia*. Zur Lesung vgl. SVENNUNG 1974: 67ff.; zur Forschungsgeschichte dieser Lesart ibid.: 154ff.

¹⁰⁰ Germ. 42,1; 42,2; 42,3.

¹⁰¹ PTOLEMAIOS 2,11,16.; 3,5,8.

¹⁰² JORD. Get. 3,21: *Screrrefennae*; 3,22: *Finnaithae*; 3,23: *Finni mitissimi*; PROK. Bella 6,15,16: $\Sigma\kappa\rho\iota\theta\iota\phi\iota\nu\alpha\iota$; 6,15,21: $\Sigma\kappa\rho\iota\theta\iota\phi\acute{\iota}\nu\nu\alpha\nu$; GEOGR. RAV. 4,12: *Rerefeni*, *Sirdifeni*.

¹⁰³ SVENNUNGS Finnen-Argumentation besteht aus dem von HACHMANN 1970 zu Recht kritisierten Verfahren, Stellen bei antiken Autoren durch ein Datengemisch verschiedenster Herkunft zu „korrigieren“. Um der eindeutigen Lokalisierung von *Feningia* in der *Naturalis Historia* entgegenzutreten,

Zum anderen wird die östlichere, festlandnähere Lage der „Insel“ *Feningia* dadurch bestätigt, daß in dieser Gegend die Sarmaten, Veneder usw. wohnen¹⁰⁴. Es kann also kein Zweifel daran bestehen, daß PLINIUS mit *Feningia* die finnische Halbinsel meint, so wie *Scatinavia* die skandinavische Halbinsel ist. Wegen der ethnischen Nachbarschaft gehören womöglich sogar noch südlichere Gegenden zu *Feningia*.

Bei den *Fenni* des TACITUS weist die Lokalisierung noch auf das Festland. Denn nach den *Suionum civitates*, die schon im Meer wohnen, werden die Aestier beschrieben; dann kommen die *Sithonum gentes*, bei denen die Frauen herrschen, und danach ist die *Suebia* zu Ende. Jenseits dieser Grenze werden in einem Atemzug die *Peucinatorum*, *Venethorumque et Fennorum nationes* genannt, die in einem ethnischen „Pufferbereich“ zwischen Sarmaten und Germanen zu leben scheinen. Daß diese Grenze und die Trennung von den vorhergehenden Stämmen kein Irrtum des TACITUS ist, hat SVENNUNG nachgewiesen¹⁰⁵. Die den drei *nationes* zugewiesenen Ethnocharakteristika besitzen sehr stark topischen Charakter, denn sie entfernen sich analog der Reihenfolge ihrer Aufzählung zunehmend von den germanischen Eigenschaften: die Bastarnen-Peukiner erinnern im großen und ganzen an die Germanen, doch sind sie schmutzig, untätig und häßlich wie die Sarmaten; die Venether leben räuberisch, aber ihre sonstige Lebensweise erinnert immer noch an die Germanen; die Finnen schließlich stehen in ihrer Armut und Kulturlosigkeit in stärkstem Kontrast zu den Germanen, sie werden nur noch von den Märchenwesen dahinter übertroffen, die nicht einmal mehr richtige Menschen sind¹⁰⁶. Diese Aufzählung soll wohl den Eindruck vermitteln, daß jenseits der Germanen die zivilisierte Welt aufhört, und zwar desto mehr, je weiter man von Südwesten nach Nordosten fortschreitet.

vermischt SVENNUNG 1974: 133ff. Nachrichten des TACITUS (s. u.) mit archäologischen Funddaten und geht damit schweigend über die Angaben des PLINIUS selbst hinweg.

¹⁰⁴ *Quidam haec habitari ad Vistlam usque fluvium a Sarmatis, Venedis, Sciris, Hiris tradunt...*

¹⁰⁵ SVENNUNG 1963b: 121ff.; MUCH 1967: 520f. gab für diese Stelle als Alternativen entweder eine Konjektur oder die Annahme, daß stilistische Gründe zu einer „Vernachlässigung der geographischen Genauigkeit“ geführt hätten. Ähnliches war schon von MÜLLENHOFF DA II: 7f. vorgeschlagen worden. SCHWARZ 1956: 205 siedelt die *Sithones* ohne Angabe von Gründen und gegen TACITUS an der estnischen Küste an. Dagegen SVENNUNG *ibid.*: 129f.: die ethnographische Gliederung stehe hier über der geographischen.

¹⁰⁶ *Hellusios et Oxionas ora hominum vultusque, corpora atque artus ferarum gerere*. Diese Nachricht steht womöglich mit einer entsprechenden bei PLINIUS in Zusammenhang. Der berichtet NH 4,95 über die *Oionae*, die sich nur von Eiern und Hafer ernähren, sowie über Wesen mit Pferdefüßen (*Hippopodes*) und Riesenohren (*Panotii*); alle diese Wesen leben am Nordrand der Germania, auf der unermesslich großen Insel *Baltia-Basileia*. PLINIUS führt dann aber die nächsten Informationen als „zuverlässiger“ ein: *incipit deinde clarior aperiri fama ab gente Inguaeonum*. Ähnlich kontrastiert TACITUS Germ. 46 mit *cetera iam fabulosa* über die *Hellusii* und *Oxionae*, welche letztere den plinianischen *Oionae* entsprechen dürften.

Von PTOLEMAIOS erfahren wir nicht viel über die Finnen; neu ist ihre Ansiedlung im Norden der „eigentlichen“ Σχανδία. Die verschieden lokalisierten Finnen haben außerdem verschiedene Namensformen: jene in Skandinavien heißen Φίννοι, die Nachbarn der Γύθωνες heißen Φίννοι.

JORDANES kennt die Namen der *Screrefennae*, *Finni* (*mitissimi*) und der *Finnaithae*, wobei er die **Scrithefinni* in der Nachbarschaft skandinavischer Stämme bezeugt¹⁰⁷. Vielleicht ist der Name **Scrithefinni* ein Versuch, die Lappen von den Suomi-Finnen zu unterscheiden¹⁰⁸. Möglich, aber nicht zwingend, ist die Lokalisierung der *Finnaithae* als Bewohner von *Finnved* in Südschweden¹⁰⁹. Die mehrmalige Nennung der Finnen (wie der Schweden) im Scandia-Kapitel und ihre unterschiedliche Lokalisierung ist ein kontrovers diskutiertes Quellenproblem¹¹⁰. Offensichtlich aber befinden sich bei JORDANES alle drei Stämme – *Screrefennae*, *Finni* und *Finnaithae* – auf der skandinavischen Halbinsel. Ebenso ist es bei PROKOP, ja bei beiden sind die Finnenberichte sogar in gesonderte Skandinavien-Exkurse eingebaut¹¹¹, so daß an ihrer geographischen Einordnung nicht gezweifelt werden kann. Bei letzterem fällt außerdem die inhaltliche Deckung seines Berichts mit dem des TACITUS auf. Wie bei jenem sind die Finnen keine zivilisierten Menschen mehr, ja nicht einmal mehr Barbaren, sondern vielmehr wilden Tieren gleich¹¹²; PROKOP hält ausdrücklich dagegen, daß außer den Finnen alle anderen „Thuliten“ normale Menschen seien.

Nun ist zwar schon oft betont worden, daß TACITUS im Schlußkapitel der Germania eine kontinuierliche Steigerung der Kontrastmerkmale anstrebt¹¹³; die Finnen spielen dabei eine besondere Rolle nicht nur als Außenposten der Menschheit (was dahinter kommt, ist nicht mehr menschlich), sondern auch als Grenzposten der bekannten Welt (was dahinter kommt, ist gar nicht verbürgt). Es stellt sich aber die Frage, ob TACITUS seinem Schlußkapitel nur ein kosmographisch-ästhetisches

¹⁰⁷ JORDANES Get. 21: *Adogit*, *Screrefennae*, *Suehans*; erstere will SVENNUNG 1967: 32ff. mit MÜLLENHOFF als **Halogii* 'Einwohner von Halogaland' verstanden wissen.

¹⁰⁸ SVENNUNG 1967: 43f.

¹⁰⁹ WAGNER 1967: 184f., 207; SVENNUNG 1967: 62f.

¹¹⁰ Beide Namen erscheinen in jeweils verschiedenen Formen: *Suehans-Suetidi* sowie *Screrefennae-Finni*. L. WEIBULL 1925: 239ff. und SVENNUNG 1964b: 90ff. nehmen mehrere Quellen für JORDANES an. Dagegen WAGNER 1967: 205f. mit MÜLLENHOFF, SCHWARZ u. a. wieder für eine Urheber-schaft des Get. 24 genannten Königs *Roduulf*.

¹¹¹ PROKOP spricht von Θούλη.

¹¹² PROKOP Bell. 6,15: οἱ Σκριθίφιννοι ἐπικαλοῦνται, θηριώδη τινὰ βιοτὴν ἔχουσιν.

¹¹³ Der groben Triade Zivilisierte-Barbaren-Wilde wird von deren zweiten zur dritten Stufe eine feinere Triade als Zwischenstufe gegenübergestellt, als deren Gradmesser die Ähnlichkeit bzw. Verwandtschaft mit den Barbaren, den Germanen, gilt: Peukiner-Veneter-Finnen. Zuletzt zu diesem Schema LUND in: ZfdA 110,1981: 241ff.

Kompositionsmodell zugrundelegt und dabei beliebige ethnographische Informationsplitter verwertet, oder ob er doch schon auf fertige Vorstellungen – wohl germanischen Ursprungs – zurückgreift. Die Parallele zu PROKOPS Thule-Exkurs läßt die zweite Möglichkeit wahrscheinlicher werden¹¹⁴. Wenn sie zutrifft, so ist nicht nur für die antiken Autoren, sondern auch für ihre Gewährsmänner die zivilisierte Welt in Skandinavien zuende.

1.1.2 Zum Finnennamen

Augenscheinlich findet sich für den Namen *Fenni* keine Erklärung aus dem Finnischen bzw. Lappisch-Samischen selbst, weder als Ethnikon¹¹⁵ und Selbstbezeichnung noch als Appellativum. Der Anlaut /f/ läßt unter den bekannten Nachbarsprachen am ehesten eine germanische Bildung vermuten; auch die Deutungen aus dem Germanischen sind jedoch nicht problemlos. Man wollte den Namen zu got. *fani* 'Schlamm', ahd. *fenni* 'Sumpf' stellen¹¹⁶, aber darin machen die o-Stufe der Wurzel und das einfache -n-Schwierigkeiten. Auch eine Wortbildung vorgerm. **pet-no-* (wie in air. *én* 'Vogel') mit der Bedeutung 'Geflügelte, Gefiederte'¹¹⁷ ist unwahrscheinlich, da als Ergebnis im Germ. wohl **feþpa-* bzw. **fedda-* stehen müßte¹¹⁸. Nicht besser ist eine Deutung **pen-uo-* 'Verwandte, Freunde'¹¹⁹.

Gegenüber diesen Vorschlägen werden heute im Wesentlichen nur noch zwei Alternativen ernsthaft in Erwägung gezogen: die erste zu germ. **finnō* 'Flosse, Finne' wurde mit zwei entsprechenden germ. Toponymika zusammengebracht¹²⁰, eine schlüssige inhaltliche Folgerung steht aber aus. Für die andere Möglichkeit, die Zusammenstellung mit dem Verb germ. **finþan* 'finden'¹²¹, spricht vordergründig die taciteische Beschreibung der *Fenni* als primitive Nomadenkultur. Es stellt sich allerdings die Frage, ob diese „reichlich moderne“¹²² Deutung nicht durch den neuzeitlichen Begriff der „Jäger- und Sammlerkultur“ beeinflusst ist, denn explizit beschreibt TACITUS

¹¹⁴ Gegen die Annahme einer Kopie der TACITUS-Stelle ist einzuwenden, daß mit Σκρῖσις bei PROKOP ein anderer Name erscheint, der seinerseits aus germanischer Überlieferung stammt.

¹¹⁵ SCHWARZ 1956: 203.

¹¹⁶ ZEUSS 1837: 272.

¹¹⁷ MÜLLENHOFF DA II: 54.

¹¹⁸ KRAHE-MEID I: 114f.; womöglich findet sich diese Ableitung in nhd. *Fittich* – vgl. FALK-TORP WSGS: 237; KLUGE EWB: 200.

¹¹⁹ LOEWENTHAL 1923: 290.

¹²⁰ Kritisch hierzu schon LINDROTH NoB 5.1917: 45ff.

¹²¹ Vorgeschlagen von HULTMAN in: Finskt Museum 3: 8ff.; NOREEN II: 147ff.

¹²² DE VRIES ANEW: 121.

nur die Jagd und die Ernährung von Kräutern. Doch wäre für diese Bedeutung – ‘Aufsucher, Sammler, Finder’¹²³ – wenigstens ein mögliches inhaltliches Indiz gegeben, umso mehr, als die TACITUS-Stelle wohl – direkt oder indirekt – auf germanische Vermittlung zurückzuführen ist.

Auch für diese Deutung ist die sprachliche Analyse allerdings nicht eindeutig. Ganz ausgeschlossen ist die schlichte Gleichsetzung mit an. *finna* ‘finden’, da diese Form erst durch Assimilation der Gruppe /nþ/ in späturnordischer Zeit zustande kam¹²⁴. Es handelt sich hierbei um eine Anklangetymologie ohne Beweiskraft, in der das Vorurteil von der ersten finnisch-germanischen Kontaktnahme in Skandinavien über eine klare Chronologie gesiegt hat.

Als *nomen agentis* könnte eine *jo*-Ableitung die semantische Anforderung erfüllen, die an ein Wort mit der KARSTENSchen Bedeutung ‘Aufsucher, Sammler’ zu stellen ist. Diese Bildung ist in der Indogermania reich bezeugt¹²⁵. Als historische Grundlage für den Dentalverlust wäre einerseits eine vorgerm. Folge /ntj/ möglich¹²⁶. Dann allerdings müsste man für die taciteische Zeit mit noch erhaltenem Halbvokal und – wahrscheinlich – ungeminertem *-n-* rechnen¹²⁷; die in den Quellen bereits feststehende Form *Fenni*, Φέννοι stimmt mit der zu erwartenden Lautgestalt nicht überein. Diese Mängel wären allenfalls erklärbar¹²⁸, wenn die Überlieferungsform des Namens nicht so einheitlich feststünde.

KARSTEN hat daher eine Alternative in einer Ableitung vorgerm. **pent-no-* gesucht, worin die Folge /nþn/ germ. /nn/ ergeben hat¹²⁹. Problematisch ist dabei freilich die Semantik, denn die bindevokalloren *no*-Ableitungen sind vor allem sekundäre Zugehörigkeitsbildungen sowie – als primäre Bildungen – Partizipien bzw. daraus zu erklärende Substantiva¹³⁰. Zu einer Wurzel **pent-* ‘beim Gehen auf etwas stoßen’ →

¹²³ KARSTEN 1936: 482.

¹²⁴ GUTENBRUNNER 1951: 74f.

¹²⁵ Vgl. POKORNY IEW: 809; WALDE-HOFMANN LEW II: 336f.; CHANTRAINE DELG: 927f.; MAYRHOFER AIEW: 210f.; zur Semantik BENVENISTE in: Word 10.1954: 256f.

¹²⁶ HIRT UG I: 127; KRAHE-MEID I: 115; so ist z. B. der Herleitung von ahd. *sinnan* ‘reisen, streben’, nhd. *sinnen* sowie an. *sinna* ‘reisen, folgen, helfen’ aus germ. **senþnan* (KLUGE EWB: 709) die Möglichkeit eines Denominativums **senþjan* entgegengestellt worden (DE VRIES ANEW: 477); zu ahd. *hunno* ‘Centurio’ < germ. **hund-nan-* (KRAHE-MEID *ibid.*); HIRT *ibid.*: **huntja-* usw.

¹²⁷ Als sicherer Beleg hierfür got. *sunjis* ‘wahrhaft’ < **h₁sntjō-* zu ai. *satyáh* ‘wahr’.

¹²⁸ Zur Inkonsequenz der Wiedergabe von germ. *-ja-* als *-ii-*, *-i-*, *-ioi-*, *-oi-* vgl. SCHÖNFELD WB: XXVf.

¹²⁹ KARSTEN 1915: 228ff; zum Lautgesetz vgl. auch KLUGE in: PBB 8.1883: 518; 9.1884: 186. Abzulehnen bleibt FRIESENS (bei SVENNUNG 1967a: 63) Deutung als *no*-Ableitung von einem hypothetischen *na*-Verbum **fenþnan*.

¹³⁰ Man denke an got. *barn* ‘Kind’; an. *þegn*, ahd. *degan* ‘Kind, Gefolgsmann, Krieger’: vgl. gr. τέκνον ‘Kind’ = ‘Geborenes’.

‘finden’ ist eine solche Bildung als Ethnikon daher schwierig, abgesehen davon, daß **pent-no-* übrigens auch als Appellativum in keiner idg. Sprache nachweisbar bezeugt ist¹³¹. KARSTEN (1915: 230) löst dies Problem, indem er ein Nomen agentis wie in ahd. *findo* ‘Finder’ < **fenpan-* zugrundelegt, dessen schwundstufige Suffixgestalt **fenp-n-* sekundär zu **fenpn-o-* thematisiert wurde. Eine formale Parallele für einen solchen Vorgang findet sich z. B. in an. *nafn* : ahd. *namo*, doch ist dies kein semantisches Pendant. Für die vorgeschlagene Thematisierung wäre *a priori* eine semantische Modifikation zu erwarten, die den Ansatz eines nomen agentis wieder in Zweifel zieht¹³².

Keine der beiden Ausgangsformen **pent-no-* und **pent-jo-* ist ohne Schwächen, die eine führt semantisch nicht zum rechten Ergebnis, die andere lautlich. Trotz seines anscheinend germanischen Lautstandes ist der Name aus dem Germanischen nicht einwandfrei herzuleiten. Offen bleiben mehrere Möglichkeiten: (1.) Der Name gehört zu einem anderen Lexem; (2.) er hat eine für uns unerschließbare oder unwahrscheinlich klingende Bedeutung; (3.) er hatte die nämliche Bedeutung (womöglich als *jo*-Ableitung), aber es liegt ein uns unbekanntes Lautgesetz vor. Im Endeffekt jedoch kommt KARSTENS Vorschlag einer Lösung wohl am nächsten.

Auffällig ist die Tatsache, daß der Name bei PTOLEMAIOS nach geographischer Verteilung unterschiedene Akzentformen zeigt. Der Akzent ist in der ptolemaischen Wiedergabe fremder VN zwar nicht besonders aussagekräftig; man könnte in diesem Fall jedoch über verschiedene Quellen spekulieren und damit annehmen, daß die Formen auf unterschiedlichen Wegen zu PTOLEMAIOS gelangt seien. Auch die Namensvariante **Scrithefinnae* bei JORDANES und PROKOP scheint keine flüchtige literarische Erfindung ihrer Quelle zu sein; denn durch sein Fortleben im germ. Mit-

¹³¹ Höchst unwahrscheinlich DEVLEESCHOUWER in: *Onoma* 16.1971: 81f.: **pent-no-* als „irrtümliche – wohl spöttische – Übersetzung“ von **same* oder **samme* > lapp. *sabme* mit der Bedeutung ‘Fund, Findling’.

POKORNY IEW: 809 führt keine solche Ableitung auf; PEDERSEN-LEWIS 1937: 53 und VENDRYES A-52 stellen air. *ait(t)* ‘Ort, Stelle’ als **pōt(h)-ni-* hierher; dies stößt bei THURNEYSSEN 1946: 92 auf grundsätzliche Ablehnung. Russ. *pjatinik* ‘Dorn, Stachel; aber auch: Spur, Fährte’ wird von VASMER REWB II: 469 nicht zu **pent-* ‘gehen, finden’ gestellt, sondern zu *(s)*pen-d-* ‘spannen’. Abgesehen davon ist diese Bildung jedoch ohnehin ohne jeden Zeugniswert, da hier ein junges, heute noch produktives Suffix vorliegt.

Nach EDGERTONS Erweiterung von SIEVERS Gesetz hätte die *no*-Ableitung ***fenpuna-* < **pent-no-* ergeben müssen; vgl. EDGERTON in *Language* 10.1934: 235ff., 19.1943: 83, 38.1962: 352ff. Allerdings könnte man den Einwand machen, „es erhärtet sich der Eindruck immer mehr, daß es sich nicht um ein Lautgesetz handelt und daß die Erscheinung auf bestimmte Lexeme und morphologische Kategorien beschränkt sind“ (SZEMERÉNYI 1989: 115).

¹³² SCHINDLER (in einem Freiburger Vortrag 2.12.1989) zieht für diese Art sekundärer Thematisierung possessive Funktion in Betracht.

telalter¹³³ ist seine einheimische Tradition gesichert. Das Vorderglied des Namens *Scrithefinnae* bestätigt außerdem eindeutig die germanische Provenienz: seine etymologische Bedeutung 'Schreite-Finnen' wurde als 'Schneeschuh-Finnen' interpretiert¹³⁴, womit auf die lappische Kenntnis des Skilaufens angespielt werden sollte. Positiv beweisen läßt sich diese Bedeutung zwar nicht, doch die Wortsippe um das st. V. **skrīdan* bedeutet besonders im Norden auch 'gleiten' und dial. 'Schlittschuh fahren'¹³⁵.

1.1.3 Exkurs: zur Datierung und Lokalisierung mittels finnisch-germanischer Entlehnung

Einige Fennisten – vor allem JORMA KOIVULEHTU – neigen neuerdings zu einer höheren Datierung der germanisch-finnischen Lehnbeziehung. Gegenüber der älteren Ansicht einer Entlehnung über den baltischen Raum wird dabei der skandinavische Entlehnungsweg bevorzugt. Diese Anschauungen basieren auf folgender Argumentationskette:

1. Entgegen älteren Ansätzen wird die Periode des Frühurfinnischen weit in die Bronzezeit zurückdatiert.
2. Einige germ. Lehnwörter scheinen aus dieser frühurfi. Periode zu stammen.
3. Die Lehnwörter zeigen zu einem Teil schon Reflexe germ. Lautgesetze; diese Lautgesetze müssen daher gegenüber der germanistischen Chronologie zurückdatiert werden¹³⁶.

¹³³ ÆLFREDS OROSIUS 1,1,12 *Scridefinnas*; PAULUS DIACONUS Hist. Lang. 5 *Scritobini*; ADAM VON BREMEN 4,24,25,31 *Scritefinni*; SAXO GRAMMATICUS 18f. *Scricfinni*. Außerdem in einem Vertragstext von 1053-54 in *Scrideuinnun*. Man muß allerdings beachten, daß diese Überlieferung in eine Zeit erneuter JORDANES-Rezeption fällt (vgl. Seite 96, Fußnote 384).

¹³⁴ MÜLLENHOFF DA II: 44; MUCH 1967: 527.

¹³⁵ DE VRIES ANEW: 503.

¹³⁶ Für den Lautwandel /o/ > /a/ spricht FROMM 1977 (bei HOFSTRA 1985: 372) von einer indoiran.-balt.-slav.-germ. Sprachbunderscheinung und verlegt ihn in die Zeit um 800-600 v. C. Er übersieht dabei, daß dieser Lautwandel im Arischen schon früher stattgefunden haben muß und man auch sonst das Arische kaum zu einem solchen Sprachbund zählen dürfte (vgl. zum Mitanni-Arischen neuerdings wieder MAYRHOFER in: Gedenkschrift KRONASSER; Wiesbaden 1982, sowie die dort verzeichnete Literatur). Vielmehr ist die Öffnung o > a von so hohem Natürlichkeitsgrad, daß er keiner monogenetischen Erklärung bedarf.

KOIVULEHTU 1986: 270, 286 setzt germ. $\bar{e}_1 > \bar{a}$ in einem fiktiven skandinavischen Ursprungsgebiet für die Zeit ab 500 v. Z. an. Da kein Phonemzusammenfall von \bar{e}_1 mit der Kontinuante von idg. \bar{a} stattgefunden hat, kann man $\bar{e}_1 > \bar{a}$ schlecht von $\bar{a} > \bar{o}$ abkoppeln; zweiter Prozeß fand aber augenscheinlich erst um die Zeitenwende statt, so daß man zu einer Frühdatierung von $\bar{e}_1 > \bar{a}$ nur durch Zusatzannahmen kommt.

4. Einige Entlehnungen weisen noch keine Reflexe bisher als typisch germanisch angenommener Lautgesetze auf. Aufgrund der neuen Datierung des Germanischen durch die Fennisten beweisen diese Entlehnungen ein noch höheres Alter der Lehnbeziehungen.

Die gesamte Argumentationslast liegt also allein bei der Neudatierung des Frühfennischen; mit dieser Neudatierung steht und fällt die These. Die Fennisten müssen sich dabei einen eigenen Begriff des Germanischen zusammenfügen, der zu dem der (Indo-)Germanisten nicht kompatibel ist. FROMM (1986: 217) hat erkannt, daß hier die begriffliche Klarheit ins Schwanken gerät und verwendet selbst den Begriff 'Vorgermanisch', „dem natürlich nicht die Realität eines 'geschlossenen' Idioms zuzubilligen ist“. Er empfiehlt, die balt. und germ. Lehnwörter nicht mehr strikt voneinander getrennt zu halten. Dies wiederum offenbart eine Unsicherheit der neueren Fennistik, denn wenn die „strikte Trennung“ von balt. und germ. Lehnworten aufgegeben wird, so ist auch die Ablehnung des baltischen zugunsten des skandinavischen Entlehnungswegs in Frage zu ziehen, umso mehr, als ja auch weiterhin der germanische einen älteren baltischen Lehneinfluß fortsetzt¹³⁷.

In der Tat ist die alleinige Anführung lexikalischer Indizien ein schwaches Standbein für die Zuordnung zu einer bestimmten Sprachgruppe; von allen Ebenen der Sprachbeschreibung ist die lexikalische am mobilsten und neigt bei Sprachwechsel am ehesten zur Übernahme sowohl aus einem Sub- als auch aus einem Superstrat, und – wie FROMM (1987: 221) richtig bemerkt hat – sind Substrate im Germanischen aus prinzipiellen Erwägungen wahrscheinlicher als das Gegenteil. In der Tat sind es bei den betroffenen Entlehnungen oft lexikalische, nicht spezielle lautliche oder morphologische Phänomene, die auf das Germanische weisen. Wenn wir aber Wörter vorfinden, deren Lexeme und Bildungsformen auch in anderen idg. Sprachen möglich oder gar belegt sind, so zeigt das vorerst nur ihren idg. Charakter. Ohne weiteres kann ein idg. Dialekt Lehngabe für den fi. Wortschatz gewesen sein, bevor er seinerseits germanisiert wurde und dabei einen charakteristischen Teil seines Lexikons mit ins Germanische bzw. den auf ihm aufbauenden Dialekt des Germanischen einbrachte¹³⁸. Doch selbst ohne diese Prämisse zeigt FROMMs oben referierte Empfehlung, daß aus sprachlicher Sicht sowohl absolutes Alter wie auch geographische Einstufung der

¹³⁷ JOKI 1973: 367.: „Der Kulturwortschatz der Ostseefinnen (und teilweise auch der Lappen) ist in der Zeit von ca. 500 v. Chr. - 500 n. Chr. von einem starken baltischen und speziell dem darauffolgenden germanischen Einfluss fast vollständig erneuert worden“.

¹³⁸ Soweit zu KOIVULEHTUS Ansicht, es gäbe eine Entlehnungskontinuität vom Vorindoiran. Vorbalt. Vorgerm., zum Indoiran. Balt. Germ. Mit HOFSTRA 1985: 376 muß betont werden, daß es vom lautlichen Standpunkt her oft schwer ist (vor)germ. und (vor)balt. Lehnwörter im Ostfenn. voneinander zu unterscheiden.

frühesten Kontakte keineswegs gesichert sind. Auch die Datierungsdiskussion bei HOFSTRA (1985: 368ff.) macht deutlich, daß schon über die Datierung des Finnischen selbst keine Einigkeit herrscht¹³⁹.

An den neueren fennistischen Überlegungen ist zu kritisieren, daß sie, um ihre Folgerungen aufrechtzuerhalten, den wohl definierten sprachlichen Germanenbegriff zu relativieren versuchen, dagegen aber den ganz und gar nicht konsistenten ethno-/geographischen Germanenbegriff als konsistent voraussetzt und auf ihm einen neuen sprachlichen Germanenbegriff aufbaut. Man begegnet der Meinung, die Fennougistik sei mit ihrer neuen Chronologie in der Lage, genauer (und absolut!) zu datieren, als die länger erforschte germanisch-indogermanische Sprachgeschichte. Die Arbeiten von JORMA KOIVULEHTU vertreten dabei einen extremen Standpunkt. Die relative Chronologie der finnischen Sprachen mag exakter sein, als jene der indogermanischen; doch sollte man bei Angaben zur absoluten Chronologie mißtrauisch werden: die Unfähigkeit der Linguistik zur absoluten Datierung vorhistorischer Sprachzustände hängt ja nicht von einer jeweiligen Sprachfamilie ab, sondern von der Beschaffenheit sprachlichen Materials an sich¹⁴⁰. Bei genauerer Betrachtung erweist sich dann auch, daß diese absoluten Zeitangaben und die Lokalisierung der Kontakte in ähnlichem Maße auf Ergebnissen der Archäologie fußen, wie die der idg. Sprachwissenschaft noch vor einigen Jahrzehnten. Interessanterweise waren es gerade Nicht-Linguisten, die als erste die Lehnwortbeziehungen (!) in die Bronzezeit oder noch höher datierten¹⁴¹. FROMM (1987: 213) hat darauf hingewiesen, daß diejenigen, die die neuen Datierungs- und Lokalisierungsansätze entwickelt haben, auf KOIVULEHTUS Untersuchungen angewiesen waren. KOIVULEHTU selbst hat zur absoluten Datierung jedoch allein auf die Archäologie zurückgegriffen¹⁴² und sprachlich – natürlicherweise

¹³⁹ DÉCSY 1965 läßt die frühurfi. Periode, die bei KOIVULEHTU und anderen in die Bronzezeit fällt, von 400 v. C. bis zur Zeitenwende dauern, die späturfi. bis 1000 n. C.; übereinstimmend HAJDÚ 1975 (beide bei HOFSTRA *ibid.*). Ähnlich datiert auch JOKI 1973: 367 hinsichtlich der Abfolge der Lehnwortschichten. Die neuen Frühdattierungen stützen sich weitestgehend auf die Archäologie.

¹⁴⁰ Und wo rein sprachlich absolut zu datieren ist – nämlich bei früh belegtem Namenmaterial –, da steht das Germanische eindeutig besser da als das Finnische.

¹⁴¹ Der Archäologe SALO und der Volkskundler VILKUNA bei HOFSTRA 1985: 357. Der estnische Archäologe JAANITS will die germ. (!) Lehnwortkontakte sogar in der Zeit der Steinkistengräber beginnen lassen (*ibid.*: 362.).

¹⁴² Z. B. KOIVULEHTU 1981: 366: „Schon die Schichtigkeit der Lehnwörter erfordert, daß die ältesten Beziehungen vor Christi Geburt eingesetzt haben. Mit rein germanistischen Argumenten ließe sich aber z. Z. kaum näher bestimmen, wie weit vor der Zeitenwende der Anfang anzusetzen wäre. Es läßt sich z. B. nicht mit Sicherheit zeigen, ob die Beziehungen vor oder nach der germ. Lautverschiebung einsetzen, beides ist möglich (...). Es gibt aber *rein finnische* Kriterien, die weiterhelfen“ (Hervorhebung von mir). 367f. entpuppen sich dann die „rein finnischen“ als rein archäologische Kriterien: Aufhänger ist die skandinavische Prägung der bronzeitlichen Sachkultur an der finni-

– nur ein relatives Modell vorstellen können. Er muß die traditionelle Abfolge der Lehnwortschichten – indoiran.-balt.-germ. – deshalb auch in Zweifel ziehen, während umgekehrt JOKI (1973: 363ff.) bei der Analyse aller idg. Lehnwortschichten im Finnougrischen diese Abfolge gerade bestätigt sieht¹⁴³.

In einer monographischen Arbeit hat KOIVULEHTU (1981) germ. /ē₁/ als chronologische Grundlage zu verwerthen gesucht. Finnische Mehrfachentlehnungen, in denen germ. /ē₁/ einmal als [e] (> *ie*), einmal als [a] erscheint, werden nicht mehr – wie traditionell – horizontal interpretiert, also als späte Entlehnungsopposition von got. *ē* : urnord. *ā*, sondern vertikal, also als diachrone Entlehnungsopposition vornordwestgerm. : nordwestgerm. Eines seiner Beispiele ist fi. *miekka* 'Schwert', welches als „bronzezeitliche“ Entlehnung aus einem urgerm. **mēkja-* mit erhaltenem /ē₁/ interpretiert wird¹⁴⁴. Das steht allerdings in Widerspruch zur Tatsache, daß die Sippe um got. *meki* nicht genuin germanisch ist. Schon seit geraumer Zeit hat man im germanischen Wort eine verhältnismäßig junge, wahrscheinlich gotische Entlehnung aus einem iranischen Dialekt – Sarmatisch? – erkannt, die sich von Osten, vom Gotischen her, weiter über die Germania ausbreitete¹⁴⁵. Solche Fälle sollten zur Vorsicht mahnen, was die Zweifel an Entlehnungen aus dem Weichselgotischen¹⁴⁶ angeht.

KOIVULEHTU (1986: 263ff.) will auch in der Sippe um fi. *ratsas* 'reitend' eine bronzezeitliche Entlehnung aus frühurgerm. **raidjaz* erkennen. Das germ. st. V. **rīdan* kann die Bedeutung 'reiten' jedoch erst spät bekommen haben, da sich noch

schen Südwestküste. Aus dieser Rückkopplung resultiert ein zeitlicher Ansatz der Entlehnungen um 1500-1000 v. C., einer Zeit, für die die Indogermanistik noch mit prägenden Nachbarschaftsbeziehungen der „Proto“-Formen des Germanischen, Keltischen und Italischen rechnet! Man kann dann ebensogut noch weiter zurückgehen und die Übersichtung des bis dahin zum ostbalt.-zentralruss. kammkeramischen Kulturkreis gehörenden Südfinnland durch die über den baltischen Raum verlaufende Expansion der Streitaxtkultur erwähnen (GIMBUTAS 1965: 554; 1965: 558; 1970: 192; JOKI 1973: 362). Man muß sich immer wieder klarmachen, daß der archäologische Einfluß – so eindeutig er sich auf Karten auch mit rekonstruierten Sprachgebieten zu decken scheint – nicht verrät, welche Sprache die Kulturträger wirklich gesprochen haben.

¹⁴³ Zum indoiranischen Lehneinfluß zuletzt KATZ – Studien zu den älteren indoiranischen Lehnwörtern in den uralischen Sprachen, München 1985. Zur traditionellen Schichtung indoiranisch-baltisch-germanisch-slavisch HOFSTRA 1985: 373; HOFSTRA muß zur Revision dieser Schichtung jedoch – wie KOIVULEHTU – auf archäologische Argumente zurückgreifen. Vgl. für die älteren Positionen KARSTEN 1915: 201.

¹⁴⁴ KOIVULEHTU 1981: 164⁵⁵.

¹⁴⁵ VERNADSKY in: Saeculum 2.1951: 368; LEHMANN GED: 250; ausführlich SZEMERÉNYI 1979: 110ff., der von einem „migratory term“ spricht.

¹⁴⁶ Vgl. HOFSTRA 1985: 383. Ohne eingehendere Begründung lehnt MEID 1966: 187 got. Lehnwörter im Finn. ab.

einzelnsprachlich die Bedeutungsreste eines allgemeinen Bewegungsverbs finden: an. *rīða* 'hin- und herbewegen, schwingen'; ahd. *reita*, *reiti*, an. *reið*, 'Wagen'; ae. *rād* 'Fahrt, Zug' usw. Der Vergleich mit den idg. Nachbarsprachen, vor allem dem Kelt., zeigt, daß die allgemeine Bedeutung die ursprüngliche ist: air. *ríadaim* 'ich fahre', gall. *rēda* 'Wagen'¹⁴⁷, womöglich auch griech. ἔριθος 'Lohnarbeiter, Schnitter, Diener'¹⁴⁸. Im Balt. existiert die Wortsippe, die fi. *ratsas* ergeben hat, mit genauer Bedeutungsentsprechung als Entlehnung aus dem Deutschen: lit. *raitijà* 'Reiterei', *raĩtas* 'zu Pferde sitzend, beritten, reitend', lett. *raĩts* 'reitend, Reiter'¹⁴⁹. Lett. *raĩdīt* 'eilig senden, hetzen' und *raidītis* 'zappeln' zeigen aber, daß das Etymon entweder autochthon oder als ältere Entlehnung aus dem Germ. schon existierte, als die Entlehnung aus dem Dt. stattfand¹⁵⁰. Wenn ein älteres balt. *raid*^o mit der Bedeutung 'reiten' vorhanden war, dann kann man bei einem neuerlichen – deutschen – Lehnfluß für so ähnlichen Lautsequenzen durchaus auch die Angleichung des Dentals erwarten.

Es gibt auch den umgekehrten Fall, bei dem eine Vorlage nur in einem kleinen Teil der Germania entspricht: fi. *sara* 'Riedgras' aus einem germ. **starrō* ist in dieser Bedeutung nur in Skandinavien als an. *storr* f. 'Riedgras' bezeugt. Das Wort gehört zu nhd. *starr*, das auch im An. als *starr* mit der Bedeutung des nhd. Wortes existiert; der Sprachvergleich erweist diese als die Hauptbedeutung. Somit kann man die Bedeutung 'Riedgras' nicht als alte Besonderheit des nordischen Dialektraumes ansehen, sondern nur als einzelsprachliche Neuerung¹⁵¹. Das schlägt sich aber auch auf die Datierung des fi. Lehnwortes nieder, denn die Semantik 'Riedgras' kann nicht mit KOIVULEHTU (1986: 366) aus dem Frühgerm. stammen, sondern kommt bereits aus einem typischen nord. Wort **starrā*¹⁵². Wenn die Endung der N. Sg st. F. noch [a:] lautete, so spricht das im Grunde nur dafür, daß der Lautwandel *ā > ō* spät anzusetzen ist¹⁵³ und bestätigt

¹⁴⁷ Vgl. hierzu neuerdings R. LIEBER – Frühgeschichtliche Zeugnisse der kelto-germ. Isoglosse *rēdā-raidō*. In: FS Karl Schneider. Amsterdam 1982: 111ff. (urgerm. **raidō* wie gall. *rēdā* = 'Wagen' mit unterschiedlicher Funktion).

¹⁴⁸ Vgl. hier die Bedeutungsentsprechung zu ahd. *bireiti*, nhd. *be-reit*, übrigens eine semantische Parallele zu ahd. *far-tīg*, nhd. *fer-tig*, soviel wie 'bereit zur Fahrt'.

¹⁴⁹ FRAENKEL LWB II: 691.

¹⁵⁰ POKORNY IEW: 861; anders PERSSON 1912: 282 zu dt. *reizen* und lat. *irritāre*. FRAENKEL LWB II: 687f. zu got. *garaiþs* 'angeordnet, bestimmt', an. *greiðr* 'klar, einfach'.

¹⁵¹ Me. *star*, hebrid. *starr* usw. sind aus dem Nord. entlehnt; s. BJÖRKMAN 1902: 220. Man vergleiche auch die deutsche Parallele im Namen der Augenkrankheit *Star*.

¹⁵² Vgl. nschw. *starr*, ndän. *star*, nnorw. *storr*, nisl. *stör*, fär. *størrur* < **starru* < **starrō*; die ostnord. Belege mit analogischem Ausgleich des *u*-Umlauts.

¹⁵³ Nach FROMM 1986: 219 wird das auch durch die Lehnwörter bestätigt.

damit die Aussagekraft der caesareischen *Bacenis silva* vs. *Bochonia*, ahd. *Buohhunna* und ähnlicher Zeugnisse¹⁵⁴.

Bei finn. *heittää* 'werfen, schleudern' < germ. **sējan* zur Wurzel **seh₁*- 'werfen' ist vor allem die Semantik ausschlaggebend für eine hohe Datierung (1981: 191). Im Germ. – wie übrigens in den anderen westidg. Sprachen – begegnet nur mehr die Bedeutung 'säen', und das gesamte Wortfeld gehört in den agrartechnischen Bereich. Die fi. Wortbedeutung muß keinesfalls besagen, daß das Wort bereits zu einer Zeit entlehnt wurde, als noch die alte Semantik 'werfen' galt; wahrscheinlich wäre vielmehr, daß das Wort aus einer Sprache stammt, welche die Bedeutung 'werfen, schleudern' beibehalten hat. Das trifft jedoch auf das Arische zu¹⁵⁵.

Es kann in diesem Rahmen keine ernsthafte Diskussion mit den Vertretern eines hohen Zeitansatzes in der neueren finnischen Lehnwortforschung geführt werden. Vielmehr sollen die herausgegriffenen Beispiele zeigen, wieviele Angriffspunkte eine Position haben kann, die auf gemischter Argumentation aufbaut. Für jeden der oben angeführten Fälle legt aus germanistischer Sicht ein anderer Grund nahe, verhältnismäßig jung zu datieren oder einen anderen, nichtskandinavischen Entlehnungsweg zu bevorzugen. Es ist eine Frage der Sichtweise, ob man im Germanischen oder im Finnischen neu chronologisiert: wenn Wörter, die im Germanischen verhältnismäßig jung sind, noch mit frühurfi. Lautstand substituiert werden, so wird das aus der Sicht des Germanischen nicht das erschlossene Alter des germ. Wortes widerlegen, sondern vielmehr die hohe Datierung des Frühurfinnischen. Als Alternative wird man in den Fällen von /ē₁/ nach wie vor auch auf got. Lehnwörter zurückgreifen, womit dieses Phonem als chronologische Argumentationsstütze an Wert verliert. Umso mehr wird der Germanist die absolute sprachliche Chronologie des Frühurfi. in Frage stellen, da der zeitliche Abstand zu den schriftlichen Zeugnissen viel größer ist, als in den germ. Sprachen. Um genauer zu datieren, wäre es wohl angebracht, nicht mit archäologisch-ethnischen Prämissen in die Argumentation einzutreten, die weder in sich geklärt noch für die Sprache aussagekräftig sind, sondern zuvorderst die beidseitigen sprachlichen Grundlagen noch einmal zu überdenken. Die Bemühungen der Lehnwortforschung könnten sich vor allem dann für die Altertumskunde als fruchtbar herausstellen, wenn es von indogermanistischer Seite eine Antwort gäbe.

¹⁵⁴ Vgl. JUNGANDREAS 1948: 8ff.

¹⁵⁵ Es sei denn, man löst mit MAYRHOFER KEWA III: 459 die Bedeutung 'werfen' ganz von der Wurzel **seh₁*-. In dem Fall wäre von einem germ. Lehnwort erst recht abzusehen. Griech. ἵημι 'ich werfe' ist nach wie vor umstritten. Vgl. auch POKORNY IEW: 890; WALDE-HOFMANN LEW II: 522; LEHMANN GED: 290.

1.1.4 Auswertung

Der erste, indirekte Finnenbeleg beim älteren PLINIUS bezieht sich ganz eindeutig auf die Ostseefinnen. Man kommt aus der Sicht der Quellen dennoch kaum darum herum, die Kenntnis von „Finnen“ sowohl auf dem Festland als auch in Skandinavien anzusetzen. Die Tatsache, daß der Beleg für die Festlandfinnen älter ist, sollte einerseits nicht überinterpretiert werden, denn die Ausweitung des römischen Gesichtskreises nach Norden begann ja erst allmählich in der Kaiserzeit. Ohne Zweifel kann die Reihenfolge der Belege in dieser Entwicklung ihren Grund haben. Doch zwingt schließlich das plinianische *Feningia* zur Höhergewichtung der Ostseefinnen in der frühen Überlieferung, da ja auch die finnische Halbinsel dem römischen Gesichtskreis fern liegt.

Sprachlich muß man den Namen mit einer Wurzel **pent-* ‘finden’ verknüpfen, sei es als nomen agentis ‘Sammler’ auf *-io-* mit einem unbekannten (nichtgermanischen) Lautgesetz, sei es als germ. *no*-Bildung mit derselben oder einer anderen Bedeutung ‘Fund, Findling’. Inhaltlich würde erstere gut zu TACITUS’ Beschreibung der *Fenni* passen; beide Bedeutungen können jedenfalls als echte Distanzbezeichnungen angesehen werden. Das wiederum macht es einfach, den Geltungsraum des Namens weit zu ziehen, denn bei einer Distanzbezeichnung wird keine Rücksicht auf die innere ethnische Struktur der Bezeichneten genommen; der Name kann ohne weiteres mehrere Ethnien umfassen. Aus dem Grund wird man MUCHs Lösung zustimmen, TACITUS nehme in seine Beschreibung der *Fenni* einerseits die Lokalisierung der Ostseefinnen auf, andererseits aber Lebensgewohnheiten und Ethnocharakteristika der Lappen¹⁵⁶, und diese Argumentation nicht als „unklar und widersprüchlich“ auffassen¹⁵⁷.

Hinsichtlich der Lehnwortforschung ist festzustellen, daß die Annahme von der skandinavischen Herkunft aller alten Lehnwörter selbst auf unbewiesenen Annahmen aufbaut. Einige der als alt postulierten Lehnwörter sind z. B. aus dem weichelgotischen Bereich gekommen, für andere ist aus verschiedenen Erwägungen ein hohes Alter unwahrscheinlich. Da das gemeinsame Auftreten dieser Lehnwörter im

¹⁵⁶ Weil diese größeren Sensationswert haben: MUCH 1967: 533; ähnlich schon KARSTEN 1915: 229. Andererseits hat man die Unterscheidung von Finnen und Lappen als *Fenni* und *Sithones* – bei letzteren unter Berufung auf an. *síða* ‘Zauberei üben’, *seið* ‘Zauber’ und die Bezeichnung der Lappen als Zauberer in der an. Literatur – schon bei TACITUS zu finden geglaubt (vgl. MUCH 1967: 516). Dies könnte umso mehr zutreffen, wenn das germ. Wort wirklich eine Entlehnung aus dem Finn.-Ugr. darstellt: vgl. WÜST in: Ural-altaisches Jahrbuch 26.1955: 135ff.

¹⁵⁷ LANGE bei MUCH: *ibid.*

Lappischen und Ostseefinnischen gerade ein Argument für ihr Alter ist, resultiert andererseits daraus, daß die skandinavische Halbinsel selbst nicht der Ort der Übernahme war: sprachprägende Bewegungen verliefen ja weniger von den Lappen zu den Ostseefinnen, sondern eher umgekehrt. Nicht wegen einer falschen linguistischen Methode, sondern wegen nicht aussagekräftiger bzw. falscher Prämissen und unzulässiger Schlüsse daraus sind die Ergebnisse der Lehnwortforschung mit Vorsicht zu genießen. Als Nicht-Fennist wird man sich hier wohl am ehesten einigen der vermittelnden Positionen FROMMS (1986) anschließen.

Von einem Kontaktgebiet Schweden ist die Fennistik übrigens fast vollständig abgerückt. Heute betrachtet man als Ort der germanisch-finnischen Lehnwortkontakte am ersten das nördliche Baltikum und das südliche Finnland¹⁵⁸. Die Berührung muß nach dieser Anschauung – gleich woher – über See zustande gekommen sein.

Die Ergebnisse der verschiedenen Quellensorten – da sie nicht aufeinander beziehbar sind – ergänzen sich nicht, sondern addieren sich. Das Schlußresultat ist daher ein relatives, ein quantitatives Wahrscheinlichkeitsresultat: wir finden Spuren von finnisch-germanischen Kontakten in Skandinavien und südlich der Ostsee. Da es vor allem der „Kulturwortschatz“ war, den die Finnen übernahmen, kann diese Übernahme sehr gut auf (See-) Handel oder Kolonisation beruhen¹⁵⁹. Weiterhin gilt die *opinio communis*, daß die balt. Lehnwörter älter sind als die germanischen, und daß vor diesen wiederum eine indoiranische Lehnwortschicht auszumachen ist. Diese Verschiebung der Lehnwortkontakte ergibt, plastisch-modellhaft skizziert, eine geographische Verschiebung von (Süd-) Osten nach (Nord-) Westen. KARSTEN (1936: 485) hat die Auffassung vertreten, daß die VN der Ostseeländer in den antiken Quellen durchweg germanisch sind. Selbst wenn das in dieser Ausschließlichkeit wohl nicht richtig ist, so stimmt es doch zur Tatsache, daß die Ostsee ein *mare Suebicum*, ein ‘Germanisches Meer’ war. Die Germanen hatten jedenfalls in diesem Wirtschafts- und Kolonialraum auch eigene Bezeichnungen für Völker, mit denen sie keine gemeinsame Territorialgrenze verband.

¹⁵⁸ Referiert bei HOFSTRA 1985: 379; Hauptargument ist die einseitige Richtung der Entlehnungen. Auch frühere Forscher wie KARSTEN 1915: 234 setzen Estland-Südfinnland als Entlehnungsgebiet an – allerdings in einem ganz anderen Zeithorizont.

¹⁵⁹ HOFSTRA 1985: 364ff. rechnet aufgrund außersprachlicher und sprachlicher Daten mit germ. Besteuerung und Verwaltung (so deutet er z. B. entlehnte germ. Naturalienwörter plausibel als Steuerterminologie).

1.2 Veneti

1.2.1 Die antike Überlieferung

Der Name der Veneter ist an vielen Stellen der alten Welt und über einen langen Zeitraum hinweg bezeugt. Aus dieser Tatsache ergeben sich einige Probleme. Die Belege:

1. Seit HOMER sind die für ihre Pferde berühmten Ἐνετοί aus dem kleinasiatischen Paphlagonien bezeugt¹⁶⁰. Spätere Autoren nehmen auf die HOMER-Stelle – unter Beibehaltung der Topoi von der paphlagonischen Herkunft und den venetischen Pferden – Bezug¹⁶¹.
2. Auf der Balkanhalbinsel – in Illyrien – kennt HERODOT 1,196 Ἰλλυρίων Ἐνετοί.
3. Die Ἐνετοί οἱ ἐν τῇ Ἀδρίῃ in Oberitalien (Venetien) sind zuerst sicher bei HERODOT 5,9,2 bezeugt. LIVIUS¹⁶² nennt sie als Nachbarn der Etrusker. Mit ihrer prorömischen Parteinahme im 2. Punischen Krieg¹⁶³ und der Gründung von *Aquileia* als römischer Kolonie gegen die Gallier 184 v. C.¹⁶⁴ beginnt die allmähliche Romanisierung¹⁶⁵.
4. In der Bretagne siedelt eine *civitas* namens *Venetes*, die den Handel, besonders den Seehandel mit einer großen Flotte beherrscht¹⁶⁶. CAESARS aufwendiger Krieg gegen diese V. wird in der Antike viel diskutiert¹⁶⁷.
5. Ein indirektes Zeugnis des VN findet sich im antiken Namen des Bodensees *Lacus Venetus*¹⁶⁸.
6. An der Ostsee nennt zuerst PLINIUS *Venedi* in der Nähe der Insel *Feningia*¹⁶⁹, weitere Quellen sind TACITUS, PTOLEMAIOS, JORDANES¹⁷⁰.

Schon in der Antike wurde zwischen verschiedenen *civitates* der Veneter eine genealogische Beziehung hergestellt; LIVIUS 1,1,1ff. und VERGIL Aen. 1,242ff. berichten, daß nach dem trojanischen Krieg Antenor und Aeneas auf ihrer Irrfahrt nach Italien von

¹⁶⁰ Ilias 2,852: ἐξ Ἐνετῶν; STRABO 12,3,8 gibt als ZENODOT-Lesung ἐξ Ἐνετῆς; 5,1,4 bezieht auch STRABO sich auf die Pferdezucht; vgl. KRAHE 1942: 138; PROSDOCIMI 1988: 228.

¹⁶¹ FOGOLARI 1988: 17.

¹⁶² LIVIUS 5,33,10.

¹⁶³ POLYBIOS 2,18,3.

¹⁶⁴ LIVIUS 39,55,4; 40,34,2.

¹⁶⁵ Vgl. CIL I.2 633, 634, 636; außerdem LIVIUS 41,27,3.

¹⁶⁶ CAESAR BG 3,8,1; 3,12,3; STRABO 4,4,1.

¹⁶⁷ So bei LIVIUS epit. 104; OROSIUS 6,8,6; CASSIUS DIO 39,40; FLORUS 1,45,5.

¹⁶⁸ POMP. MEL. 2,2,24.

¹⁶⁹ PLINIUS NH 4,97; *Feningia* liegt östlich der Germanen, die Interpretation als Finnland siehe oben Seite 37.

¹⁷⁰ Bei JORDANES Get. 34 sind die *Venethi* Sammelbegriff aller slavischen Völker östl. der Weichsel (DKP 1164).

einer Schar „Eneter“ begleitet wurden, die vor einem Aufstand aus ihrer paphlagonischen Heimat geflohen waren. Als sie in die nördlichste Bucht der Adria gelangten, vertrieben bzw. unterwarfen sie die dort ansässigen *Euganei* und benannten sich um in *Veneti*¹⁷¹.

Schon die „ältere“ Namensform und die Legende der Umbenennung machen die Abhängigkeit dieser Überlieferung von griechischen Quellen deutlich¹⁷². Die Sage von der kleinasiatischen Herkunft der Veneter gehört in den Umkreis des Topos von der trojanischen Abstammung der Römer, und sein historischer Gehalt ist mit dementsprechender Vorsicht zu genießen. Aus diesem Grund auch beschränkt sich die antike Wanderungslegende auf die italienischen Veneter, denn ihre Ausweitung über die sonstigen Stämme gleichen Namens hätte den legitimierenden Charakter des Topos zunichte gemacht.

Zu den Venetern an der Ostsee wissen die antiken Quellen wenig zu sagen, obwohl diese ein „großes Volk“¹⁷³ sind. Über ihre ethnische Zugehörigkeit sind sich die Autoren im Zweifel; denn zwar gleichen die Veneter in ihrer räuberischen Lebensgewohnheit eher den Sarmaten, aber wegen ihrer festen Häuser und ihrer Kampfweise zu Fuß und mit Schild scheinen sie doch eher Germanen zu sein¹⁷⁴. Sie siedeln jedenfalls zwischen den „Venetischen Bergen“ und der „Venetischen Bucht“ auf sarmatischem Gebiet¹⁷⁵, die Ostsee heißt hier sarmatisches Meer¹⁷⁶. Daß die Οὐενέδαι nördlich der Γύθωνες, Φίννοι, Σούλνες und Φρουγουνδίωνες direkt am Meer sitzen sollten, widersprach allerdings der Vorstellung, daß umgekehrt die Goten nach ihrer Einwanderung aus Skandinavien hätten nördlich der Veneter lokalisiert werden müssen. Man nahm deshalb für PTOLEMAIOS Vermischung verschiedener Kartenvorlagen an¹⁷⁷, ohne jedoch genauere Indizien dafür zu haben.

¹⁷¹ MUCH 1895: 18 lehnt allerdings eine Trennung der Ἰλλυριῶν Ἐνετοί des HERODOT von den norditalischen Venetern ab.

¹⁷² Daß dieser Zusammenhang den Römern bewußt geblieben war, zeigt auch PLINIUS NH 37,43: *et inde Veneti primum, Enetos Graeci vocaverunt*.

¹⁷³ PTOL. 3,5,7.

¹⁷⁴ TACITUS Germ. 46. Die Negativcharakterisierung der nomadischen Sarmaten durch den Kontrast zu den seßhaften Venetern entspricht einer anonymen Aussage der hippokratischen Schrift (c. 18) über die Skythen; vgl. NORDEN 1920: 54.

¹⁷⁵ PTOL. 3,5,1; 3,5,7.

¹⁷⁶ PTOL. 8,10,2.; vgl. TACITUS Germ. 45 *Suebici maris*.

¹⁷⁷ WENSKUS 1961: 232.

1.2.2 Zum Veneternamen

Zur weiten geographischen und zeitlichen Streuung der Belege des Veneter-Namens paßt sein sprachliches Erscheinungsbild. Es gibt keine einheitliche – oder weitgehend einheitliche – Bildung wie z. B. beim Namen der *Volcae*, vielmehr sind die Formen weit gestreut, die Grenzen zwischen Namensvariante und unterschiedlichen VN fließend¹⁷⁸.

Für die Überlieferungsgeschichte der Veneter-Namen ist es von Bedeutung, daß mehrfach spezifische Lautgesetze eine alte Überlieferungsgeschichte in jeweiligen Nachbarsprachen bezeugen. Das älteste Beispiel dafür findet sich bei HOMER, der von **Ἐνετοί*¹⁷⁹ spricht. Dagegen überliefern die jüngeren Quellen den Namen der Ostsee-Veneter oder der bretonischen Veneter als *Οὐένετοι*¹⁸⁰. Erstere Form hat also den Digamma-Schwund mitgemacht¹⁸¹, während die zweite davon unberührt blieb. Auf der anderen Seite sprechen die Quellen von den Ostsee-Venetern häufig in germ. Lautform als *Venethi*¹⁸², *Venedi*¹⁸³, *Οὐενέδα*¹⁸⁴; und wenn auch die Deutung von <th> als Schreibung für /þ/ nicht besonders aussagekräftig ist¹⁸⁵, so hat man doch in der guten Belegsituation des Dentals als /d/ eindeutig die Wirkung des Vernerischen Gesetzes zu sehen, das seinerseits die Lautverschiebung voraussetzt. Die Formen mit <th> gehen womöglich auf ein vorgerm. **uénéto-*, jene mit <d> auf **uenetó-* zurück¹⁸⁶. Das Germ. selbst bevorzugt die Variante mit VG, jedoch gibt es daneben auch jene mit /þ/¹⁸⁷.

Der Veneter-Name beinhaltet ein Dentalsuffix, an dem thematische und konsonantische Stammbildung in Konkurrenz treten. Die thematischen Formen lassen sich einerseits in **Ven-e-to-*, andererseits in **Ven-et-o-* segmentieren. Die Opposition zu **Ven-et-ø*¹⁸⁸ in der antiken Form *Venetes* scheint vorderhand der zweiten Variante den Vorzug zu geben. Aus historischer Sicht haben die Bildungen auf -*ét-* eher Agens- und jene auf -(*e*)-*tó-* eher Patiens-Funktion, doch gibt es bei den Belegen weitgehende

¹⁷⁸ Vgl. *Venesti*, *Venosti*, *Venetulani*, *Unelli*, *Venelli* (< **Venet-lo-*) usw. Zu *Venetulani* s. SCHRADER-NEHRING II: 587, KRAHE IF 58.1948: 137; zu *Venesti* PROSDOCIMI 1988: 229.

¹⁷⁹ Siehe oben Fußnote 160.

¹⁸⁰ Z. B. STRABO 4,4,1.

¹⁸¹ Zur Datierung RIX 1976: 62.

¹⁸² TACITUS Germ. 46,1.

¹⁸³ PLINIUS NH 4,97 *Venedis*.

¹⁸⁴ PTOLEMAIOS 3,5,7.

¹⁸⁵ Es ist auffällig, daß TACITUS in den *Annalen* noch *Veneti* schreibt (vgl. die Belege bei REICHERT WB: 771f.), während in der *Germania* *Venethi* steht.

¹⁸⁶ Die von BIRKHAN 1970: 232 angenommene Bildung **uéneto-* wäre freilich nicht ursprünglich; vgl. BRUGMANN II.1: 401,425; KRAHE 1942: 140; über die Affinität der verschiedenen *t*-Suffixe zueinander äußert sich KURYLOWICZ 1956: 77⁴⁸.

¹⁸⁷ Ahd. -*uunida* setzt ebenfalls germ. /þ/ voraus.

¹⁸⁸ Als auch evtl. die Opposition zu **Venet-lo-* > *Venelli*, *Venetulani* zu einem Ort **Venetulum*.

semantische und funktionale Überschneidungen¹⁸⁹. Sich für eine der beiden Bildungen als primär zu entscheiden, ist schwer, da sowohl die *-(e)to*-Bildung aus *-(e)t*- thematisiert worden sein kann, als auch *-(e)t*- aus *-(e)to*- durch Verlust von *-o*- bei dynamischem Akzent entstanden sein kann.

Während bei den bretonischen und adriatischen Venetern konsonantischer und vokalischer Stamm nebeneinander stehen¹⁹⁰, läßt sich für die Ostsee-Veneter aus den antiken Quellen kein sicherer Beleg konsonantischer Flexion aufbringen¹⁹¹. Diese scheint sich dagegen in der an. Pluralform *Vindr* < urgerm. **Wenidiz* bewahrt zu haben¹⁹², deren Stamm formal mit lat. *Venetes* übereinstimmt. Nimmt man diesen Beleg ernst, so muß man entweder alte Doppelheit von *-et*- und *-eto*-Stamm anzusetzen oder z. B. alle auf *-o*- flektierenden Belege durch sekundäre Thematisierung erklären. Andererseits hat das An. mehrfach ursprünglich vokalische Stämme gegenläufig in dentale Stammklassen überführt¹⁹³. Die Tatsache, daß das /d/ in *Vindr* grammatischen Wechsel verrät, scheint auch hier am ersten für eine Form vorgerm. **Wenetó*- zu sprechen. Die konsonantische Pl.form an. *Vindr* fügt sich – ebenso wie letztlich auch der VN der *Aestii*, an. *Eistr* – in diese sekundäre Produktivität ein, es liegt also wohl kein Archaismus vor. Das Germanische hat damit allem Anschein nach verschiedene Akzentsitze, nicht aber verschiedene Stammklassen bewahrt. Ein vielleicht älterer konsonantischer Stamm **uēnét*- könnte allein deduktiv aus den Formen ohne VG erschlossen werden; gesichert ist im Germ. jedoch nur die *eto*-Bildung, und dies entspricht der frühesten Belegsituation des Veneternamens im Griechischen.

Zugrunde liegt dem Namen die Wurzel **uēn(h)*-¹⁹⁴. Das *(e)to*-Suffix bildet an der Verbalwurzel gewöhnlich Verbaladjektiva und verwandte Ableitungen. Weder die so erschlossene Bedeutung 'die Beliebten' oder 'die Geliebten' noch der daraus konstru-

¹⁸⁹ BRUGMANN II.1: 422ff.; zur Agens-Funktion vgl. unten Fußnote 197.

¹⁹⁰ Dabei überwiegen die thematischen Bildungen; vgl. hierfür die Belege bei HOLDER ACS: 160ff.

¹⁹¹ Belege bei REICHERT WB: 771f.

¹⁹² Ein indirekter Beleg womöglich auch in ae. *Weonodland*, *Winodland* mit schwieriger Suffixgestalt; vgl. BOSWORTH-TOLLER ASD I: 1191. Siehe unten Fußnote 194.

¹⁹³ Z. B. bei an. *glóð* 'Glut': ahd. *gluot* (fem. *i*, altes *ti*-Abstraktum), an. *stóð* 'Gestüt, Standort, Ruheplatz': mhd. *stuot* (fem. *ā*) 'Gestüt, halbwilde Pferde'; vgl. KRAHE-MEID III: 140.

¹⁹⁴ POKORNY IEW: 1146 „Ursprünglich 'streben', woraus 'wünschen, lieben, befriedigt sein' und 'erarbeiten, Mühe haben', perfektiv 'erreichen, gewinnen, siegen'“. Ein Laryngalreflex könnte sich in der Form *Venadi* (TABULA PEUTINGERIANA) und dem ae. *Weonōd* finden. Aus **uēnhto*- wäre indes **Venuda*- zu erwarten (vgl. ahd. *anut*, an. *ǫnd* 'Ente' < **h₂énh₂ti*-), die Basis für mögliches **uēnh₂to*- wiederum müßte im Heth. einen Reflex aufweisen. Der Ansatz eines Laryngals ist jedoch im Sprachvergleich nicht gesichert, da *van*- auch im Ai. „weitgehend Anit-Charakter trägt“ (OETTINGER 1979: 120f.).

ierte politische Begriff 'die Verbündeten'¹⁹⁵ passen jedoch zum Schema der Völkernamengebung, während ZEUSS' Auffassung als Verwandtschaftsterminus 'Befreundete, Verwandte'¹⁹⁶ diesen Prinzipien weit eher gerecht wird.

Da neben dem thematischen ein konsonantischer Stamm mit der Ableitung *-ét* und somit eine Agens-Bildung¹⁹⁷ nicht völlig auszuschließen ist, steht DEVOTOS Auffassung, es handle sich bei den *Veneti* um die 'conquistatori, organizzatori, realizzatori, vittoriosi'¹⁹⁸, formal berechtigt neben der von ZEUSS angesetzten Semantik. Eine solche Etymologie mit kriegerischer Komponente scheint ohnehin vermehrt Anhänger zu gewinnen; so erschließt GOŁĄB (1975: 324ff.) eine Terminologie 'ruling class of warriors', durch welche WEISGERBERS (1948: 90) an sich unbegründete Analogie, den Wenden-Namen wie den der *Volcae* als Symbol einer früheren „venetischen Vorherrschaft“ zu verstehen, eine Stütze bekommen könnte. Zur sprachlichen Absicherung zieht GOŁĄB ein urslav. **větъ* 'greater, bigger' < **ūnh-to-* 'victorious, powerful' < 'who has won' heran, zu dem aks. *vēšte, vēštijъ* 'mehr' mit umstrittener Etymologie¹⁹⁹ gehört. Der VN *Vjatiči* der Nestorchronik wird von GOŁĄB (327) gedeutet „as a Slavic variant of Veneti, simply a formation with the patronymic suffix **-itjo-*“. Gegen eine solche Zusammenstellung hatte man sich bisher immer gewehrt, wobei das Hauptargument der fehlende Vokal zwischen *-n-* und *-t-* war²⁰⁰. Zudem ist im Slav. die Wurzel **ūen(h)-* nur spärlich belegt, und bei den sicheren Vertretern fehlt jeglicher Reflex der Bedeutung 'siegen' völlig²⁰¹.

¹⁹⁵ HOLDER ACS III: 160.

¹⁹⁶ Dies vor allem wegen germ. **weni-* 'Freund', air. *fine* < **ūenīā* 'Verwandtschaft, Familie'. Zuerst bei ZEUSS 1837: 67; weiter MUCH 1895: 18; MUCH bei HOOPS III: 508; auch POKORNY IEW: 1146. Im Ansatz einer Primärsemantik ähnlich ANCILLOTTI 1983: 63f., dessen völlige Trennung wegen seiner Operation mit aktuellen Begriffen wie 'amati' : 'amici' der Sachlage allerdings auch nicht völlig entspricht. In der ethnischen Realität läßt sich eine Verbindung beider Begriffe durchaus vorstellen; siehe unten Seite 57. ANCILLOTTI kommt jedoch schließlich zu einer ganz anderen sekundären Semantik; vgl. Fußnote 207.

¹⁹⁷ Eine solche zeigen z. B. ai. *vāghát* 'Beter', *sraṇát* 'Fluß=Fließer', *vahát* 'Fluß=Beweger'; ahd. *helid*, ae. *hælep* 'Held' neben *hæle*, ahd. *sceffidh*, an. *scapaðr* 'Schöpfer', ahd. *leitid* 'Führer', *hahhit*, *heh-hed*, ae. *hæced* 'Hecht=Stecher', air. *traig* Gen. *traiged* 'Fuß=Läufer'.

¹⁹⁸ DEVOTO 1965: 347 bei PROSDOCIMI 1988: 229. Doch DEVOTO geht einen Schritt zu weit, wenn er eine „organizzazione di tradizione linguistica indoeuropea“ annimmt, „meritevole di essere definita e riconosciuta in confronto delle altre come quella sostanzialmente di 'vittoriosi'“. Hier sind sprachliche und ethnische Aspekte zu sehr vermischt.

¹⁹⁹ SADNIK-AITZETMÜLLER HWB: 330 und VASMER REWB I: 247 gegen eine Verbindung mit **ūen(h)-*. Vgl. auch FRAENKEL LEW II: 1213f. 1239 zu lit. *viėkas*.

²⁰⁰ Vgl. VASMER REWB I: 246 mit den Literaturbelegen. GOŁĄBS Zusammenstellung der bindevokallosen Form mit an. *Vinþr* ist nicht aussagekräftig, da hier der Zusammenstoß der Konsonanten sekundär durch die Synkope herbeigeführt wurde. Gegen GOŁĄB mit anderen Argumenten noch ANCILLOTTI 1983: 64.

²⁰¹ POKORNY IEW: 1147; SADNIK-AITZETMÜLLER HWB: 325.

Zudem legt der früheste Beleg für die Wurzel **uen(h)*²⁰² allgemein nahe, die Bedeutung ‘gewinnen, siegen’ nicht von vornherein mit einer kriegerischen Konnotation zu versehen. Gegen eine Selbstbenennung spricht aber auch die Tatsache, daß es fast immer die Nachbarsprachen sind, die den Namen – oft in ganz typischer Lautgestalt – bewahren, nicht aber die so Bezeichneten selbst; das Slavische wird hier keine Ausnahme machen. Eine slav. Selbstbenennung ‘Sieger’ verliert damit deutlich an Boden.

1.2.3 Auswertung

Modifiziert man die Agens-Deutung unter dem semantischen Aspekt von ‘etwas anstreben und für sich gewinnen’, so könnte man im Namen ein „Ökonymikon“ sehen. Diese *Venetes* wären eine Gruppe, welche sich – in den Augen der anderen – durch Handel und wirtschaftlichen Ehrgeiz auszeichnet und womöglich Monopole ausnutzt. In dem Fall ist der Name, da er äußerliche Kriterien zum Benennungsmaßstab erhebt, kein Ethnikon, sondern nur eine undifferenzierte Fremdbezeichnung. Wenn man die Belege überprüft, so finden sich einige Hinweise, die diese Bedeutung stützen: Die meisten Veneter sitzen am Meer oder in Meeresnähe, die paphlagonischen Ἐνετοί, die adriatischen und bretonischen *Venetes* wie die *Venedi* an der Ostsee²⁰³. Die Pferdezucht, die man bei den paphlagonischen Ἐνετοί annehmen darf, ist ein wichtiger Wirtschaftsfaktor. Im Bereich der adriatischen Veneter finden sich wichtige Handelsplätze, die Reichtum und einen hohen zivilisatorischen Standard beweisen; außerdem spielt hier der Handel über verschiedene Alpenpässe eine Rolle. Die bretonischen Veneter erheben Steuern für die Benutzung ihrer Häfen; sie kontrollieren den Atlantikhandel mit einer so großen Flotte, daß sie sich damit CAESAR entgegenzustellen wagen²⁰⁴. Anlässlich des Alpenfeldzuges durch Tiberius und Drusus 15 v. C. ist auch auf dem *Lacus Venetus* genannten Bodensee eine Seeschlacht mit den dort ansässigen vindelicischen Völkerschaften überliefert²⁰⁵; die dort einheimische Flotte

²⁰² Heth. *wen-/went-* ‘futuere’ (TISCHLER 1982: 105); außerdem auch die lat. Liebesgöttin *Venus*, die als Allegorie von **uenos-ø* ein hohes Alter der erotischen Bedeutungskomponente erweist.

²⁰³ LIDÉN PBB 15.1891: 522 wollte daher im Namen eine Bezeichnung für ‘Wasser’ wie in ai. *vána-* sehen; zustimmend HIRT 1896: 151f. Ai. *vána-* ist aber selbst höchst umstritten und bedeutet zuerst ‘Wald, Baum, Holz’, vgl. MAYRHOFER KEWA III: 138f.

²⁰⁴ CAESAR BG 3,8f.; STRABO 4,4,1; weitere Belege bei HOLDER ACS III: 160ff.

²⁰⁵ Die Veneter am *lacus Venetus* sind freilich nicht selbst bezeugt, sondern nur aus dem Namen des Sees erschlossen. CASSIUS DIO 44,22 zur Überquerung des Bodensees; nach STRABO 7,1,5 erkämpfte sich Tiberius von einem Inselstützpunkt aus die Überfahrt über den See und gelangte darauf zu den Donauquellen. POMONIUS MELA 3,24 über Vindeliker; trotz der manchmal angedeuteten Ähnlichkeit gehört deren Name womöglich zu urkelt. **uindos* ‘weiß’ (HOLDER ACS III: 331). Zu den

kann nur dem Handel gedient haben. Von den Ostsee-Venetern wissen wir nur, daß sie ein ‘großes Volk’ und – zumindest in den Augen ihrer Nachbarn – Räuber waren. Auch ihre Lage kommt dem Handel entgegen, womöglich waren sie Teilhaber am Bernsteinhandel über den östlichen Weg²⁰⁶. Die Bedeutung ‘Händler’ wäre mit der Bildung *Venetes* zu bevorzugen²⁰⁷.

Nicht nur aufgrund der morphologischen Analyse, sondern auch vom ethnotypologischen Standpunkt aus liegt jedoch die durch ZEUSS ins Leben gerufene und von MUCH verfochtene Verwandtschaftsterminologie wesentlich näher. Die Bedeutung ‘Befreundete, Verwandte’ drückt eine akzeptierte Selbstzuordnung oder gar eine Adoption aus. Diese Entsprechung ‘Befreundete, Verwandte’ würde vom Verbalnomen *Veneti* unterstützt, dessen passivische Funktion sich im vorliegenden semantischen Rahmen jedoch schlecht für eine Selbstbenennung eignet: die ‘Befreundeten’ müssen das Objekt der Benennung sein. Unterstützt wird diese Deutung durch die Tatsache, daß es gerade die Nachbarn sind, die den Veneternamen verwenden²⁰⁸. Auch im Veneter-Namen steckt also eher eine Fremdbenennung seitens der adoptierenden Ethnie denn eine Selbstbenennung²⁰⁹, wobei der Name – da er keine Distanzbezeichnung darstellt – von der so benannten Ethnie selbst übernommen worden sein kann. Ein schwerwiegendes Indiz für diesen Bedeutungswert und das zugrundeliegende Zuordnungsverhältnis findet sich in TACITUS’ Zweifel, ob er die *Veneti* noch zu den Germanen rechnen soll oder nicht²¹⁰. Ein solch unklarer Status spricht übrigens auch gegen eine bereits vollzogene rituelle Adoption, da die den Zweifel über die Zugehörigkeit endgültig beseitigt haben müßte.

Formal kann man zwar auch eine Selbstbenennung mit der Bedeutung ‘Sieger’ nicht völlig ausschließen. Unwahrscheinlich ist allerdings für ein Ethnonym die analytische Semantik ‘ruling class of warriors’, wie sie von GOLĄB angenommen wird. Die

ähnlichen ON *Vindalium*, *Vindasca*, FIN **Vindelis*, *Vindalis* vgl. SCHMEJA in: BzN 12.1961: 286ff.; 1968: 60¹³ (gegen kelt. **uindos*).

²⁰⁶ Nach GUTENBRUNNER PBB 66.1942: 372 kannte schon AGRIPPA die Weichsel, ebenso POMONIUS MELA 3,25; vgl. STECHOW FuF 24.1948: 241. Vgl. vor allem NORDEN 1920: 445ff. u. WENSKUS 1961: 231⁵⁹⁶.

²⁰⁷ Auf anderem, recht überraschendem aber nicht immer einleuchtendem Weg kommt ANCILLOTTI 1983: 67ff. zu einer ähnlichen Auffassung: für ihn spielt die Bronzegewinnung und -verarbeitung eine wesentliche Rolle.

²⁰⁸ Siehe oben S. 53.

²⁰⁹ Unverständlicherweise postuliert MUCH bei HOOPS III: 508 umgekehrt: „Bei solcher Bedeutung ist es ausgeschlossen, daß der Name ein von außen her beigelegter ist...“.

²¹⁰ WENSKUS’ 1961: 110 Urteil, TACITUS nehme hier eine falsche Klassifizierung aufgrund äußerlicher Kriterien vor, kann ich nicht ganz folgen, denn das TACITUS-Urteil wird durch andere Befunde gestützt; siehe unten Seite 60.

reine Bedeutung 'siegen' ist ohnehin nur selten bezeugt²¹¹; oft tritt sie in konnotativer Färbung auf. Möglicherweise hat man von einer Basis 'verführen, einen Widerstand brechen' auszugehen. Belege wie lat. *vēnāri* 'jagen, auf die Jagd gehen' lassen jedoch unter kriegerischen Bedeutungsaspekt eher an eine Bezeichnung 'Räuber'²¹² denken. Für die Wenden ist die Annahme einer slavischen Selbstbenennung 'Sieger' kaum zu halten. Hätte der Name der Οὔενεδαί 'Sieger' bedeutet, so wäre diese Semantik bei den Germanen verstanden worden²¹³ und hätte sich kaum gehalten; sie ließe sich auch schlecht mit den Quellenbelegen – z. B. bei TACITUS – vereinbaren. Nicht der Wendenname, sondern die wirklich belegbare Selbstbenennung der Slawen wird – ähnlich dem Volkennamen im Ae.²¹⁴ – zum Appellativum *Sklave* schlechthin.

Eine vorgeschichtliche Beziehung zwischen den adriatischen und den Ostsee-Venetern wurde u. a. aufgrund einiger sprachlicher Indizien rekonstruiert. So erklärte KRETSCHMER die bei PTOLEMAIOS 3,5,7 belegte Namensform Φρουγουνδίωνες als venetische Lautsubstitution für *Burgundiones*, wobei er sich auf ein Lautgesetz $b^h > f$ berief²¹⁵. Abgesehen davon, daß hier die Vermischung von Diachronie und Synchronie eine gefährliche Argumentationsbasis abgeben, ist besagter Lautwandel fürs Venetische gar nicht gesichert: der einzige Beleg, in dem sich f eindeutig als idg. b^h -etymologisieren ließe, weist ausgerechnet für $<vh> = /f/$ unsichere Lesung auf²¹⁶. Die Annahme des Lautwandels $b^h > f$ beruht vor allem auf Analogie zu $d^h > f$ und einer ähnlichen Gruppenentwicklung im Lateinischen. Man kann also ebenso gut auf eine andere Erklärung für Φρουγουνδίωνες zurückgreifen.

Auch einige morphologische Parallelen zum Germ. sollten eine enge Verbindung zwischen Venetern und Germanen beweisen: so die pronominale Bildung ven. *ssel-*

²¹¹ Diese Bedeutung findet sich ausgeprägt nur im Indoiranischen, vor allem im Iran., das aber auch die Bedeutung 'wünschen, lieben' kennt; vgl. BARTHOLOMAE 1904: 1352f.

²¹² Dazu paßt die wohl aus stammesfremder Überlieferung kommende Nachricht des TACITUS Germ. 46: *nam quidquid inter Peucinos Fennosque silvarum ac montium erigitur latrocinii pererrant*.

²¹³ Damit muß auch entschieden gegen GOLABS Auffassung argumentiert werden, ein Name wäre ohne „semantic representation“. Das Ethos der germanischen (und nicht nur dieser) Namengebung beweist bis ins Mittelalter hinein den hohen Symbolgehalt des Namens. Man braucht hier gar nicht die Ethnologie zu Rate zu ziehen, die diese Beobachtung in noch stärkerem Maße stützt. GOLABS Gegenüberstellung der heute semantisch entleerten *John, William, Mary* : *man, boy, woman* oder *Greeks, Romans, Teutons* : *democrats, imperialists, warriors* als Parallele ist äußerst verfehlt.

²¹⁴ Vgl. unten Seite 65.

²¹⁵ KRETSCHMER 1933: 121; 1943: 137.

²¹⁶ Este 28 [f]raterei als D. Sg. zu idg. $*b^hrāter$ 'Bruder'; PROSDOCIMI 1988: 275f. Noch unsicherer ist die Zuordnung des mehrfach belegten GN *Fougontia* etc. zu lat. *fugio* 'fliehe'; hier bleibt die Bedeutung unklar (vgl. auch WALDE-HOFMANN LEW I: 556f.).

boisselboi und ahd. *der selb selbo* sowie ven. *meχo* : got. *mik* usw.²¹⁷. Diese Gleichungen gehen jedoch nicht über das hinaus, was man innerhalb der Verwandtschaftsbeziehungen zweier idg. Sprachen erwarten kann. Gemeinsamkeiten in mindestens demselben Ausmaß teilen die meisten idg. Sprachen mit dem Germanischen²¹⁸.

Die neuzeitliche Forschung hat quasi eine Neuauflage der antiken Migrationstheorie geliefert, denn mit dem Veneternamen wurde im Rahmen der Illyriertheorie die Vorstellung eines einheitlichen großen Volkes verbunden, das sich in stammbaumartiger Verzweigung über ganz Europa verteilt hatte²¹⁹. Zwar wurde diese Theorie bald dahin modifiziert, daß man die Veneter nicht mehr als Teil der Illyrier²²⁰, sondern vielmehr als eigenständiges „alteuropäisches“²²¹ Ethnos ansah, doch blieb die monogenetische Erklärung der Veneterbelege²²². Nur wurde diesmal nicht Kleinasien als Ausgangspunkt postuliert, sondern Mitteleuropa; auch waren nicht die Quellenzeugnisse Grundlage dieser Ansicht, sondern vielmehr gemischte Rückschlüsse aus philologischen, sprachlichen und archäologischen Erkenntnissen. Wichtiger Angelpunkt war dabei die anfangs als illyrisch interpretierte Schriftkultur der adriatischen Veneter sowie einige schwache lexikalische und morphologische Isoglossen mit dem Germanischen. Aufgrund der Gleichsetzung von Sprache und Ethnos und über den Namen als Verbindungsglied wurde das Phänomen „Veneter“ als ein Indiz für die große prähistorische Bedeutung eines illyrischen bzw. venetischen Ethnos aufgefaßt, dessen Wurzel im östlichen Mitteleuropa zu suchen sei.

In der Tat zeigen die antiken Quellen den Namen der Veneter über die ganze alte Welt verstreut, doch sind die Namen verschiedenen Gruppen zuzuordnen: die früher für illyrisch gehaltenen adriatischen Veneter gehören womöglich näher zur italischen Sprachgemeinschaft²²³, die bretonischen Veneter sind offensichtlich Kelten, und bei den Ostseevenetern scheint es sich – da man von Illyriern nicht mehr ausgehen kann –

²¹⁷ Eine Zusammenfassung bei KRAHE 1936: 565ff.; SCHWARZ 1956: 32.

²¹⁸ Vgl. BIRKHAN 233.

²¹⁹ Eine Kritik der Forschungsgeschichte findet sich bei KRONASSER 1965: 155ff.; die Argumentationskette der Illyriertheorie zusammengefaßt bei SCHRADER-NEHRING II.1929: 591ff.; weiter bei: MUCH MWAG 47.1917: 39ff.; 1920c: 36; VASMER ZslPh 5.1929: 360ff.; SOMMER IF 42.1932: 90ff.; FEIST 1928: 33ff.; KRAHE 1936: 571; GUTENBRUNNER 1939: 25ff. KIMMIG 1964: 272f. erneut zur Identität von Urnenfelderkultur und Illyriern; ähnlich noch PITTIONI 1968: 79ff.

²²⁰ Als erster wohl PISANI 1937: 281f.

²²¹ WENSKUS 1961: 232.

²²² KRETSCHMER in: Glotta 30.1943: 136ff. interpretierte schließlich die illyrische Überlagerung Europas als eine in Wirklichkeit venetische Überlagerung. STICHTENOTH 1956: 191 will gar die Ausbreitung des Veneternamens mit dem Seevölkersturm in Zusammenhang bringen.

²²³ Unter den italischen Sprachen hat es besondere Affinität zum Lateinischen: vgl. UNTERMANN in: DKP: 1165; PROSDOCIMI 1988: 418f.

um einen Teil der Slawen oder um eine unbekannte Gruppe zu handeln. Wieweit diese Zuordnungen auch ethnisch aussagekräftig sind, bleibt dahingestellt.

Wollte man an einer monogenetischen Erklärung des Namens festhalten, so müßte der Namen am wandernden Volk selber haften, also eine Selbstbenennung sein. Das durchsichtige Bildungsprinzip der Veneter-Namen macht aber wahrscheinlich, daß es sich hier weniger um einen fixierten Stammesnamen handelt, als vielmehr um ein noch produktives Appellativum²²⁴. Die Tatsache, daß die theoretisch von jeder der betroffenen Einzelsprachen nachvollziehbare Bildung **ueneto-* als „Appellativum in keiner idg. Sprache erhalten“²²⁵ ist, darf wiederum nicht zu einer monogenetischen Erklärung des Namens verleiten. Vielmehr spricht dieser Befund für eine verbindliche ethnisch fixierte Semantik des Appellativums – ein weiteres Argument für die Deutung als ‘Verwandte, verwandt gemachte = Adoptierte’. Der sprachliche Befund nähert sich so dem von der Ethnologie ausgesprochenen Urteil, die Veneter-Namen seien typologisch keine Ethnika, sondern Gentilnamen²²⁶, womit ebenfalls die Wahrscheinlichkeit einer Selbstbenennung sinkt. Diese Ansicht wird durch die Tatsache gestützt, daß der Name eine alte Überlieferungsgeschichte gerade in den jeweiligen Nachbarsprachen hat. Da auch das erschlossene Bedeutungsspektrum des Namens auf exogene Namensgebung verweist, läßt sich die Frage nach dem Ethnos der bezeichneten Gruppe nicht ohne weiteres beantworten. Im Gegensatz zum Finnen-Namen handelt es sich beim Veneter-Namen allerdings offenbar nicht um eine Kontrastbezeichnung, sondern um einen Verwandtschaftsterminus, der engere Beziehungen zwischen den Benennern und den Benannten voraussetzt. Möglicherweise verbirgt sich hinter diesem Namen eine ethnisch einheitliche Gruppe, doch ist das nicht zwingend.

²²⁴ So auch BIRKHAN 232; PROSDOCIMI 1988: 231.

²²⁵ MUCH bei HOOPS III: 509; diese Argumentation geht wohl auf HIRTS 1896: 151 Kritik früherer Vorstellungen MUCHs zurück: „Wenn **Venetoi* wirklich, wie MUCH vermutet, ursprünglich ‘die freunde, die stammesgenossen’ bedeutet hätte, so hätte ein solcher namen doch nur dann an verschiedenen punkten *selbständig* zum volksnamen werden können, wenn in den einzelnen sprachen das wort noch lebte. Da es aber in keinem einzigen dialekte erhalten ist, so hat die angedeutete möglichkeit ebensowenig wert wie die gegebene etymologie.“ Hier kommt HIRTS fataler Zug zur monogenetischen Erklärung von VN zum Vorschein. Den idg. Ursprung des VN bezweifelt übrigens überhaupt RUDNICKI 1939: 208. Übrigens gibt es ein appellativisch gebrauchtes lat. *venetus* ‘see-farben, bläulich’, doch rührt dies aus *venetus* ‘venetisch’ her (vgl. WALDE-HOFMANN LEW II: 747).

²²⁶ MÜHLMANN 1985: 16; man muß aber beachten, daß dies Urteil sich seinerseits wesentlich auf die sprachliche Analyse stützt.

1.3 Volcae

1.3.1 Die antike Überlieferung

Die älteste Erwähnung von *Volcae* in der antiken Literatur findet sich bei CICERO²²⁷. Die historisch wichtigen Belege sind zwar später, reichen jedoch weiter in die Geschichte zurück, wobei sich die Zeugnisse auf drei verschiedene Gegenden der alten Welt konzentrieren:

1. *Volcae* sind schon früh in Südfrankreich belegt; sie unterteilen sich in zwei Gruppen, von denen die westliche mit der Hauptstadt *Tolosa* den Beinamen *Tectosages* trägt, die östliche im Gebiet der unteren Rhone *Arecomici* heißt. Hannibal traf auf seinem Zug nach Italien 218 v. C. zu beiden Seiten der Rhone *Volcae* an²²⁸.
2. 281 v. C. fand auf der Balkanhalbinsel ein Raubzug von *Tectosages* statt, in dessen Anschluß Delphi geplündert wurde. Nach JUSTINUS²²⁹ waren diese *Tectosages* Teil eines wegen Überbevölkerung und Streit aus dem Keltenland ausgezogenen *ver sacrum*. Ein Teil von ihnen belagerte Rom, der andere zog nach Pannonien, von wo später Delphi angegriffen und das Heiligtum geplündert wurde. Sie wurden auf dem Rückweg jedoch geschlagen und kehrten auf verschiedenen Wegen in die Heimat nach *Tolosa* zurück, wo sie den delphischen Schatz als Opfer in einem tolosanischen See versenkten²³⁰. Dieser Schatz wurde durch den Raub des *Caepio* während der Kimbernzüge 106 v. C. bekannt. Es sind wohl die gleichen *Tectosages*, die 278 v. C. neben den *Trocmi* und den *Tolistobogii* zu den Gründern des kleinasiatischen Galaterreichs gehören.
3. CAESAR erwähnt *Volcae Tectosages* in der germanischen *Hercynia silva*, wohin sie aus ihren Sitzen in Südfrankreich eingefallen seien²³¹; er betont ausdrücklich, daß sie sich noch zu seiner Zeit in diesem Gebiet halten. CAESAR führt bei dieser Gelegenheit den Geographen ERATOSTHENES an, dem die *Hercynia silva* ebenfalls bekannt sei.

²²⁷ CICERO Pro Font. 12,26.

²²⁸ LIVIUS 21,26,6 schreibt in Verwechslung mit dem gleichnamigen italischen Stamm *Volsci*.

²²⁹ JUSTINUS 2,5ff.;14,4; 22,3. Ähnliches, nur vermischt mit der Geschichte der Kimbernwanderung, erzählt APPIANUS Illyr. 4.

²³⁰ Gegen die Herkunft des tolosanischen Goldes aus Delphi spricht sich POSEIDONIOS bei STRABO 4,1,13 aus (STRABO zustimmend). NIESE 1898: 137ff. schließt aus STRABO, daß es sich bei der Überlieferung von der delphischen Herkunft des tolosanischen Schatzes keineswegs um bezeugte Nachrichten handle, sondern lediglich „um meinungen und vermutungen..., die sich vor allem auf die namensähnlichkeit stützten“.

²³¹ CAESAR BG 6,24. Im Zusammenhang mit der gallischen Belagerung Roms berichtet auch LIVIUS 5,34 von einer Auswanderung des *Sigovesus* von Gallien in die Herkynischen Wälder.

Es ist vorerst klarzustellen, daß die Quellen von *Volcae* im Osten nichts berichten. Diese sind nur in Südfrankreich und in der *Hercynia silva* überliefert, während *Tectosages* bzw. *Volcae Tectosages* an drei verschiedenen Stellen nachweisbar sind. Dennoch hat schon die Antike diese Gruppen in engem Zusammenhang gesehen, wie CAESAR und STRABO beweisen. Auch die neuzeitliche Forschung betrachtet die *Tectosages* und die *Volcae Tectosages* weitgehend als identisch²³², wobei die *Tectosages* in der Regel als „Abteilung“²³³ der *Volcae* gelten. Aus dem Ansatz einer süddeutschen „Urheimat“ der Kelten kam man zur Auffassung, daß die ursprünglichen Sitze der *Volcae* jene am herkynischen Wald sein müßten, von wo um 300 v. C. Wanderungen nach Südosten und Südwesten stattgefunden hätten²³⁴. Aufgrund der Nennung des ERATOSTHENES und anderer Gründe hat man die Authentizität des gesamten *Volcae*-Abschnitts bei CAESAR bezweifelt und die Existenz herkynischer *Volcae* in frühere Zeit zurückverlegt²³⁵; allerdings müßte dann selbst ERATOSTHENES auf ältere Informationen zurückgegriffen haben, da für seine Lebenszeit ja schon kleinasiatische *Tectosages* und südfranzösische *Volcae* existierten²³⁶. In jedem Fall sollte man die innovative Eigenleistung CAESARS in BG 6,25 nicht unterbewerten²³⁷.

Die *Tectosages* können als Mitbegründer des kleinasiatischen Galaterreiches ihrerseits kein unbedeutender Stamm gewesen sein. Die Nachrichten über ihre Aktivitäten im östlichen Mittelmeerraum gehen zudem in eine frühere Zeit zurück, als jene von den südfranzösischen *Volcae Tectosages*; und die Tatsache, daß die beiden Namensformen geographisch so eindeutig verteilt sind – d. h. daß im Osten keine *Volcae*, sondern nur *Tectosages* auftreten –, legt den Schluß nahe, daß die Verbindung

²³² Vgl. bei WEISGERBER 1948: 92ff.

²³³ GUTENBRUNNER 1939: 131.

²³⁴ KARSTEN 1928: 96; GUTENBRUNNER 1939: 131. Übrigens ist CAESAR nicht – wie WENSKUS 1961: 211 irreführend vermerkt – „der letzte, der etwas über *Volcae* in germanischer Nachbarschaft erwähnt“, sondern er ist der einzige.

²³⁵ Besonders WEISGERBER 1948: 93f.; WENSKUS 1961: 211. NIESE 1898: 142 nimmt mit HIRSCHFELD für die ganze *Volcae*-Überlieferung bei CAESAR an, sie sei ein aus der Wandersage bei JUSTINUS „achtlos herausgerissenes bruchstück... Cäsar hat dann diese notiz etwas aufgeputzt seinen commentaren einverleibt, wie er es überhaupt liebt, interessantere lesefrüchte zum besten zu geben“.

²³⁶ ERATOSTHENES lebte ca. 282-202 v. C. NORDEN 1920: 32,96ff. macht jedoch darauf aufmerksam, daß diese CAESAR-Stelle auch als Antwort auf die resignierende Feststellung des ERATOSTHENES, die Nachrichten aus dem Westen seien unbeglaubigt (ἀπιστεῖσθαι τὰ πολλὰ τῶν ἑσπερίων bei STRABO 17,1,19, ähnlich auch POLYBIOS 3,38,2), zu verstehen sei. „Jene Griechen, die CAESAR nennt, kannten den Herkynischen Wald nur durch die *fama*: er als erster vermochte den Schleier (...) etwas zu lüften“ (S. 97).

²³⁷ DOBESCH 1983: 97^{92f.} weist darauf hin, daß noch POSEIDONIOS die Gegend um die *Hercynia* als trostloses Nebelland charakterisiert hatte, während CAESAR in deutlicher Opposition die Fruchtbarkeit der Landschaft hervorhebt. So auch MALITZ 1983: 202.

von *Volcae* und *Tectosages* eher sekundär als ursprünglich ist. In der Tat könnte der Stamm mit Namen *Volcae* seinen bei CAESAR bezeugten Kriegerstamm²³⁸ durch die kriegerische Überschichtung anderer Stämme erworben haben, so daß *Volcae* die Herrschaft, *Tectosages*, *Arecomici* usw. dagegen das Substratethnos bezeichnete²³⁹. Genausogut kann es sich natürlich auch um einen friedlichen Prozeß gehandelt haben; jedenfalls deutet die Verteilung der Belege darauf hin, daß der Name *Volcae* zur Zeit seiner literarischen Überlieferung Sammelbegriff für verschiedene keltische Stämme war. Dabei läßt sich allerdings nicht feststellen, ob er von vorneherein als Sammelbegriff konzipiert war bzw. wie lange er als solcher in Gebrauch war und welche keltischen Stämme er im einzelnen umfaßte.

1.3.2 Volcae im Germanischen

Mit der etymologischen und semantischen Interpretation des Volken-Namens war man bisher nicht ohne Grund eher zurückhaltend²⁴⁰. Im Gegensatz zum Namen der Wenden und der Finnen erscheint **Walha-* bei den Germanen eindeutig als Übernahme einer Selbstbezeichnung, denn der Name *Volcae* lebt bei den südfranzösischen Kelten fort. Man muß die Semantik des Namens auf diesen Sachverhalt abstimmen. *Volcae* ist also nicht als geographische Bezeichnung zu einem FLN *Volcos*²⁴¹ zu stellen. Andere Anknüpfungspunkte wie ai. *valká-* 'Bast, Splint' finden keine inhaltliche Stütze.

Anders als beim Namen der *Veneti* ist die Wahrscheinlichkeit einer singulären Entstehung des Namens *Volcae* recht hoch, da die Namensträger nach Ausweis der Quellen durchweg der keltischen Sprachgemeinschaft angehörten und sich wohl auch in ihrer ethnischen Tradition auf einen Punkt zurückführen lassen. GLÜCK²⁴² brachte den Namen mit ir. *folg* 'active, quick, nimble' in Verbindung, STOKES mit lit. *wilkti*, asl. *vlěšti* 'ziehen'. Neuerdings wollte GUYONVARCH (1969: 342ff.) den Namen zum idg. Wort für 'Wolf', **u_lk_wo-*, stellen²⁴³. Diese Etymologien sind zwar semantisch glücklicher als

²³⁸ BG 6,24: *magnam habent bellicae laudis opinionem*.

²³⁹ Man sollte nicht übersehen, daß eine so weiträumige und rasche Expansion wie die keltische weniger in großen Siedlungsbewegungen bestanden haben dürfte – wozu die betroffene Fläche viel zu groß war –, als vielmehr in Überschichtungsvorgängen und Herrschaftsbildungen.

²⁴⁰ Eine Zusammenstellung der bisherigen Ansätze bei GUYONVARCH 1969: 337ff.

²⁴¹ Bei POKORNY IEW: 1145 zu **u_lk_wo-* 'feucht, naß', vgl. air. *folc* 'Wasserflut'. S. jedoch auch K. H. SCHMIDT in: ZcPh 26.1957: 169.

²⁴² Bei HOLDER ACS III: 436.

²⁴³ GUYONVARCH greift als Bindeglied (S. 346f.) auf ir. *olc* 'méchant, mauvais' zurück. Nicht sehr seriös ist KOTHES 1979: 247²² Behauptung, die Bedeutung des Namens als 'Hunde' sei „etymologisch gesichert“. GUYONVARCH 1969: 339ff. hat zwar plausible Gründe für diese Etymologie beigebracht, doch läßt sich das Wolfswort im Kelt. eben nicht wirklich nachweisen. Man muß obige Behauptung

die zuvor genannten, doch gibt es vielleicht eine zur Selbstwertung der *Volcae* besser passende Möglichkeit. Nimmt man nämlich an, daß das in den Quellen immer wieder begegnende Moment der kriegerischen Wehrhaftigkeit dem stammeseigenen Ethos entsprach – und das ist naheliegend –, so wäre für dies Ethnikon eine Ableitung von der Wurzel **uel-* ‘reißen, rauben, töten’ möglich, deren k-Ableitung zwar nicht im Kelt., jedoch in anderen idg. Sprachen nachzuweisen ist²⁴⁴. Allgemein gehören Ableitungen zu dieser Wurzel als nomina actionis in den Bereich von Krieg und Kampf; eine oxytone thematische Bildung **uolkó-* müßte jedoch den Wert eines nomen agentis haben. Auch diese Deutung der *Volcae* als ‘Krieger, Kämpfer’ ist natürlich nur eine Vermutung, die sich nicht durch kelt. Material stützen läßt. Vor allem ist die Etymologie des Volken-Namens an dieser Stelle wesentlich weniger gewichtig, als jene der Finnen und Veneter, da dieser VN jedenfalls nicht von Germanen geprägt worden ist.

In germ. Lautgestalt /walh°/ integrierte sich der Name in den germanischen Wortschatz, wo er einerseits zur Bildung von Personennamen benutzt, andererseits als Appellativum funktionalisiert wurde und ein semantisches Eigenleben entwickelte. Diese Entwicklung muß spätestens in dem Augenblick eingesetzt haben, in dem die Kenntnis des ursprünglichen Wortgebrauchs abbrach. Das völlige Fehlen einer lautlichen Interferenz mit der genuinen keltischen Lautform /*uolk*°/²⁴⁵ zeigt, daß nach abgeschlossener Lautverschiebung kein verbindlicher Kontakt zum ursprünglichen Wortgebrauch – zur Lautung und auch zur Bedeutung bei den Namensträgern selbst – mehr vorhanden war. Es ist die Frage, ob das Abreißen der Verbindung unbedingt als Verlust des geographischen Kontaktes zu verstehen ist; denn sollte die CAESAR-Stelle²⁴⁶ auch nur insoweit zutreffen, daß nicht für seine Zeit, sondern für die Zeit seines Gewährsmannes ERATOSTHENES die *Volcae* noch an der *Hercynia silva* sitzen, so hätte zu dieser Zeit /*uolk*°/ doch schon entlehnt sein müssen, um noch verschoben zu werden. Selbst dann läge dem Abreißen der Verbindung also eher interethnische als geographische Distanzierung zugrunde. Wenn man dem Wortlaut aber glauben darf, so greift CAESAR ohnehin nur hinsichtlich der *Hercynia silva* auf ERATOSTHENES zurück,

im weiteren Zusammenhang sehen, in dem KOTHE fast alle europ. VN als Hundebegriffe deuten will: vgl. unten Kapitel 3.4.

²⁴⁴ POKORNY IEW: 1144f.; vgl. bes. čech. *válka* ‘Krieg’, wruss. *valka* ‘Kampf, Holzfällen’.

²⁴⁵ Zum Namen des Eburonenkönigs *Catuvolcus* vgl. besonders BIRKHAN 1968: 106ff. Dieser Name wird entweder als keltisch oder als „keltisiert“ angesehen. Ernstzunehmend ist BIRKHANs 1970: 212 Forderung, „daß es auch für *Catuvolcus* die Alternative: hie Keltisch – hie Germanisch – *tertium non datur* nicht geben sollte“.

²⁴⁶ BG 6,24; siehe oben Seite 63.

während ihm für herkynische *Volcae* aktuelle Informationen vorliegen²⁴⁷. Übrigens könnte sich CAESAR hinsichtlich der herkynischen *Volcae* auch dann noch auf aktuelle Informationen beziehen, wenn der keltische Stamm der *Volcae* bereits nicht mehr in Süddeutschland ansässig wäre, da der Name bei den Nordnachbarn ja ungeachtet der ethnischen Substanz weitergelebt hat. Man müßte in dem Fall lediglich einen anderen, germanisch beeinflussten Vermittlungsweg annehmen, der für die CAESAR-Stelle unwahrscheinlich ist.

Zu der Annahme, daß es sich beim Abbrechen der Beziehungen nicht primär um geographische, sondern um ethnische Distanzierung handelt, paßt auch der semantische Drift, den das Appellativum **Walhōz* im Germanischen bekommt: die Bedeutung tendiert mehr und mehr zur Pejoration und entwickelt sich von der ethnischen Distanzbezeichnung 'Kelte', dann undifferenziert 'Romanisierter, Romane' bis zu einer sozialen Distanzbezeichnung 'Sklave, Unfreier'²⁴⁸ im Ae. und ansatzweise womöglich auch im An.²⁴⁹ Das konnotative Element der Fremdheit und Geringwertigkeit muß sich also recht früh verselbständigt haben, bis es schließlich einen wesentlichen Teil der Denotation bildete. Auffälligerweise führt dieser Drift am weitesten abseits jener ethnischen Grenze, an welcher sich das distanzierende Ethnonym ursprünglich herausgebildet haben muß – also im Norden und Nordwesten –, während das Appellativum im Süden weniger von seiner ethnischen Komponente verlor. Zwar ist die Bedeutung 'Sklave' im An. unsicher und womöglich erst aus dem Ae. übernommen²⁵⁰, wodurch diese Verteilung an Aussagekraft verliert. Doch selbst

²⁴⁷ BG 6,24: *...loca circum Hercyniam silvam – quam Eratostheni et quibusdam Graecis fama notam esse video... – Volcae Tectosages occupaverunt atque ibi consederunt; quae gens ad hoc tempus his sedibus sese continet...*

²⁴⁸ Vgl. BOSWORTH-TOLLER ASD I: 1173f.; hierzu auch der PN ae. *Wealhpeow*, ahd. *Walateus*, an. *Valþjófr*, für den Bedeutung und eventuelle Entlehnungsverhältnisse nicht geklärt sind; vgl. DE VRIES ANEW: 642. Die Entwicklung des Ethnikons zu einer Bedeutung 'Unfreier, Sklave' hat ihre schlagendste Parallele im Appellativum *Sklave*, ne. *slave* selbst, das zur Selbstbenennung der *Slawen* gehört.

²⁴⁹ Die naheliegende Annahme einer okkasionellen Bedeutungsverschiebung scheint fürs Anord. zuzutreffen. Im Ae. zeigt dagegen die wiederkehrende Kontrastierung von *wealh* und *hláford*, 'Diener' und 'Herr' ebenso wie die Übersetzung von lat. *servus* durch *wealh*, daß sich diese Bedeutung doch stärker verfestigt haben muß; vgl. die Belege bei BOSWORTH-TOLLER *ibid.*, außerdem JÓNSSON LP: 590.

²⁵⁰ DE VRIES ANEW: 641 zu den Doppelformen an. *valir* : *válr* gegen STURTEVANTS Ansatz einer metathetisierten Variante **wahl°* neben **walh°*. DE VRIES operiert allerdings mit der Annahme, daß beide Formen zur Zeit der Wikingerzüge entlehnt worden seien: die kurzvokalige aus dem Fränkischen, die langvokalige aus dem Englischen. Doch war die genuine, kurzvokalige Form im Nordischen zur Zeit der Wikingerzüge schon heimisch, wie der Brakteat von Tjurkö zeigt: *wurte runor an walhakurne...heldar kunimu(n)di...* 'es wirkte die Runen auf dem Welschkorn [= auf dem Gold]...H. dem K.' (KRAUSE 1971: 168, Nr. 101).

dann bleibt der Befund: das Ethnonym verliert die Bindung an die ursprünglichen Namensträger, es weitet sich – als Appellativum – ethnisch undifferenziert über einen bestimmten Grenzraum hinweg aus und entwickelt dabei einen negativ determinierten semantischen Drift. Die Anlage für diesen Drift dürfte schon in der ethnopsychologischen Distanzierung von den Namensträgern *Volcae* zu suchen sein.

Im Germanischen hat der Name sowohl die Lautverschiebung $k > \chi$ als auch die Öffnung $o > a$ mitgemacht²⁵¹, er muß also zumindest vor der Lautverschiebung übernommen worden sein²⁵². In eine Zeit vor die Lautverschiebung kommt man jedoch auch mit der Datierung einer ganzen Reihe keltischer Lehnwörter im Germanischen, die für die Entlehnungszeit einen tiefgreifenden keltischen Einfluß auf die Germanen bezeugen²⁵³. Problematisch ist dabei allerdings die Identifizierung der Geberseite dieses Entlehnungsstromes mit einem Stamm namens *Volcae*; sie beruht weniger auf positiven Erkenntnissen als auf Plausibilitätsschlüssen. Die semantische Struktur besagter Lehnwortschicht sichert für die Geberseite ein hohes kulturelles und ethnosoziales Prestige bei den nehmenden Germanen²⁵⁴. Für die germ. Entsprechung des *Volcae*-Namens ist ein solches Prestige dagegen nicht festzustellen; ganz im Gegenteil fällt hier der pejorative Drift auf, dem die Wortsemantik unterliegt. Dies Argument spricht also gegen eine Gleichsetzung von *Volcae* mit den Gebern der kelt. Lehnwörter im Germ.

²⁵¹ Urgerm. **walha-* ist zu rekonstruieren aus: urn. *walha-kurne* 'Welschkorn, Gold' (Dat.); an. *valir* 'Einwohner Nordfrankreichs, Kelten', ae. *wealh* 'Fremder, Britannier, Unfreier, Sklave', mnd. mndl. *wale* 'Welscher, Romane', ahd. *walah*, *walh* 'Fremder, Romane'; außerdem in der Ableitung **walhiska-* in an. *valskr* 'nordfranzösisch', ae. *wielisk* 'fremd, walisisch', mnd. *welsch* 'romanisch', ahd. *walahisc*, *walihisc*, *walhisc* 'romanisch, südländisch' und einer Vielzahl an Komposita. Zu an. *válir* s. DE VRIES ANEW: 641.

²⁵² Während für kelt. /o/ nach dem Lautwandel $o > a$ Lautsubstitution eingetreten wäre, da ein Phonem /o/ im Germanischen nicht mehr existierte, hätte ein kelt. /k/ nicht durch germ. /χ/ ersetzt werden können, da ihm jedenfalls ein germ. /k/ < idg. /g/ phonetisch eher entsprach.

²⁵³ Diese Wörter haben zum Teil ebenfalls die LV mitgemacht. wie z. B. got. *reiks* 'Herrscher', *andbahti* 'Amt, Dienst', *andbahts* 'Diener' usw. Die Sippe um *reiks* deutet POLENZ ZdPh 76.1957: 80ff. wenig überzeugend als Erbwort zu einer „Hege“-Wurzel **reig-* statt Entlehnung aus dem Kelt.; ähnlich TRIER bei POLENZ ibid. 80. Vgl. aber besser MEID 1966: 182ff.; BIRKHAN 1968: 109³.

²⁵⁴ WEISGERBER 1948: 95 nimmt an, daß die „Bewegungsfreiheit“, (in diesem Fall die Übertragbarkeit auf Fremde durch Fremde) des *Volcae*-Namens erst mit dem Zurückgehen ihres Einflusses zu erklären sei. Damit Hand in Hand wird auch die semantische Abwertung des Namens gehen. Mir ist nicht klar, an welchen „gewissen ethnopsychologischen Erfahrungen“ die Theorie WEISGERBERS vorbeisehen soll (so die Kritik WENSKUS' 1961: 210). Die „ethnopsychologischen Erfahrungen“ lehren vielmehr, daß ein Ethnonym mit hohem Prestige mehr „Urheberrecht“ genießt, als eines mit geringem Prestige – vgl. MÜHLMANN 1985: 19, so auch WENSKUS selbst an anderer Stelle 1961: 60 u. besonders 141.

Es bleibt jedoch die Möglichkeit, daß die semantische Abwertung des Namens als sekundäre Entwicklung eintrat, nachdem das germanische Selbstbewußtsein das Prestige der Kelten überstiegen hatte, wie es auch CAESAR beschreibt²⁵⁵. Nach gängiger Meinung zeigt sich das einstige hohe Ethos des *Volcae*-Namens noch in den germ. PN-Bildungen mit einem Element **wal(h)a*-²⁵⁶. Allerdings sind viele der betroffenen Namen anders zu deuten. So bietet sich für einige dieser Bildungen das germ. Element **wala-* zur Wurzel idg. **uel-* ‘reißen’ an, dem besonders in der nordischen Dichtung eine wichtige Rolle zukommt. Diese Wurzel wurde auch eingesetzt, um das angebliche Fehlen des *Volcae*-Namens im Gotischen mit den PN auf **wala-* in Übereinstimmung zu bringen²⁵⁷. Auch die Interpretation des ahd. *wal(h)habuch*, ae. *wealhhafof* ‘Falke’ als ‘welscher Vogel’²⁵⁸ ist plausibler als ‘Zerreißer’ gedeutet worden²⁵⁹; allerdings weisen die ae. und die ahd. Form in ihrer Schreibung auf volksetymologische Kontamination. Ein ursprünglich hohes Ethos des *Volcae*-Namens bei den Germanen läßt sich also nicht positiv beweisen, bleibt aber möglich. Auch die Identität der *Volcae* mit den Kelten, die den Germanen die Lehnwörter gaben, ist – bei aller Wahrscheinlichkeit, welche dafür spricht – nicht endgültig beweisbar.

1.3.3 Auswertung: Volcae und die Hercynia silva

Von besonderem Interesse ist die Lokalisierung der Grenze, an welcher der Name der *Volcae* von Germanen übernommen wurde. Bei CAESAR erscheinen die *Volcae* als Inbegriff der bei den sonstigen Galliern verlorengegangenen kriegesischen Tugenden²⁶⁰. Die Gallier an sich kamen für die römische Antike jedoch dorthin, wo sie in historischer Zeit anzutreffen waren: aus Gallien. Daß Gallien umgekehrt Rückzugsort des Keltentums sein könne, stand für die Historiker und Ethnographen der Antike meist nicht zur Diskussion²⁶¹. Allenfalls wurde – besonders von den griechischen Ethnographen – die keltische Herkunft noch mehr an den Rand der Welt verlegt²⁶² und

²⁵⁵ BG 6,24: *Ac fuit antea tempus, cum Germanos Galli virtute superarent...*

²⁵⁶ BIRKHAN 1970: 211; 571f.¹⁷⁹⁵.

²⁵⁷ WEISGERBER 1948: 95 und ²¹. Es ist wohl besser, nicht von einem Fehlen im Gotischen, sondern von einem Fehlen in der gotischen Überlieferung zu sprechen. Bei der Beschaffenheit des gotischen Materials ist dies Fehlen jedoch nicht weiter verwunderlich.

²⁵⁸ FISCHER bei DE VRIES ANEW: 642.

²⁵⁹ DE VRIES zu POKORNYS (ZVS 46.1914: 151) **uel-* ‘reißen’; vgl. jedoch auch BIRKHAN 1968: 123f.

²⁶⁰ Der Kontrast von *summamque ... iustitiae et bellicae laudis opinionem* und *ne se quidem ipsi cum illis virtute comparant* BG 6,24 war einer der Gründe, den Volken-Exkurs für einen Fremdkörper im Text zu halten; vgl. WEISGERBER 1948: 135¹⁵.

²⁶¹ Dazu MÜLLENHOFF DA II: 276f.; NIESE 1898: 143; WALSER 1956: 76.

nur selten eine rechtsrheinische Herkunft angenommen²⁶³. Die unterschwellige Wirkung dieses Topos von der gallischen Herkunft aller Kelten zeigt sich deutlich auch bei CAESAR, der die herkynischen *Volcae Tectosages* diskussionslos als Eroberer aus Gallien kommen läßt²⁶⁴. Das Herkunftsproblem der Gallier ist für die Lokalisierung der *Volcae* zur Zeit der Namensübernahme indes von untergeordneter Bedeutung. Der Versuch etwa, im Ausschlußverfahren nach sprachlichen Kriterien die volkischen Siedlungsplätze zu ergründen, ist deshalb wenig effektiv für die Lokalisierung der Namensübernahme²⁶⁵. Abgesehen davon kann man mit dieser Methode auch nur negativ Aussagen darüber machen, wo die *Volcae nicht* saßen; in der Tat sind die offen bleibenden Möglichkeiten so zahlreich, daß mit der Beantwortung der Frage nichts gewonnen ist. Um zu einem Ergebnis zu kommen, sollte man vielmehr von den positiven Informationen ausgehen, die über *Volcae* in germanischer Nachbarschaft existieren.

CAESAR lokalisiert die *Volcae* eindeutig in der Nähe der *Hercynia silva*. Die riesige Ausdehnung, die er diesem Waldgebiet zumißt²⁶⁶, scheint zwar die Grenzen sogleich wieder zu verwischen, doch präzisiert er seine Angaben: unbekannt ist der östliche und nordöstliche Rand des Waldes, sein Anfang aber liegt bekanntlich im Helvetiergebiet, von wo er sich geradewegs zur Donau bis zu den Dakern erstreckt. Dann werden die Angaben vage: der Wald zieht sich durch *diversis a flumine regionibus* und berührt *multarum gentium fines*, und niemand kennt sein Ende. Danach folgt die bekannte, ziemlich märchenhafte Schilderung verschiedener Tierarten des Waldes. Der Bericht erweckt einen sehr „gallozentrischen“ Eindruck, indem er im Westen recht genau beginnt, nach Osten hin aber immer ungenauer wird, bis er sich schließlich im nebulösen Unendlichen verliert. Sollte diese Schilderung nicht auf CAESAR zurückgehen, sondern auf den eher nach Osten orientierten Griechen

²⁶² KALLIMACHOS Hymn. 4,171ff.; TIMAGENES bei AMMIANUS MARCELLINUS 15,9,2ff.; HERAKLEIDES PONTIKOS bei PLUTARCH Camill. 22 leitet die Belagerer Roms vom Ozean her. Ebenso berichtet KLEITARCHOS bei STRABO 7,2,1, daß die Kelten vor den Fluten des Ozeans geflohen seien. Vgl. auch BREMER 1904: 38f.; NORDEN 1920: 356ff.; GUTENBRUNNER 1939: 98.

²⁶³ AMMIANUS MARCELLINUS 15,9,4 überliefert widersprüchliche Traditionen: nach der Auffassung der Druiden seien die Gallier einheimisch; andere erinnerten sich aber, daß sie *ab insulis extimis confluisse et tractibus transrhenanis*.

²⁶⁴ Kritik an der Ansicht, es handle sich hierbei um eine „Rückwanderung“, bei NORDEN 1920: 359².

²⁶⁵ WENSKUS 1961: 211ff. versucht vor allem mit Hilfe von kelt. bzw. nichtkelt. Namengut das in Frage kommende Gebiet zu umreißen. Die Unsicherheit eines solchen Vorgehens muß er 225 selbst bekennen.

²⁶⁶ BG 6,25: *latitudo novem dierum iter expeditio patet ... multarumque gentium fines propter magnitudinem attingit ... neque quisquam est huius Germaniae, qui se aut adisse ad initium eius silvae dicat, cum dierum iter LX processerit, aut, quo ex loco oriatur, acceperit.*

ERATOSTHENES²⁶⁷, so muß der seinerseits – direkt oder indirekt – auf eine massilische Quelle zurückgegriffen haben²⁶⁸. Natürlich könnte der Bericht auch Gewährsmännern CAESARS zuzuschreiben sein, doch ergeben sich dabei verschiedene faktische Unstimmigkeiten:

1. Wenn die *Hercynia silva* ihren Anfang *ab Helvetiorum et Nemetum et Rauracorum finibus* nimmt, so muß der Schwarzwald eingerechnet sein, da die *Helvetii* im Gebiet der heutigen Schweiz beschrieben werden, wo sie der Rhein gegen die Germanen abgrenzt²⁶⁹. Ihr Territorium bildet mit dem hoch- und oberrheinischen der *Nemetes* und *Rauraci* zusammen einen Halbkreis um den Schwarzwald. Der Schwarzwald trägt jedoch bei PLINIUS, TACITUS u. a. den eigenen Namen *Abnoba mons*, bei AMMIAN und auf der TABULA PEUTINGERIANA *Marciana silva*²⁷⁰. Es verbietet sich wohl, die Helvetiergrenze nach Norden auszudehnen, da das Land zwischen Hochrhein und Main zur Zeit des gallischen Krieges unter germanischer Herrschaft steht. Es konnte von CAESAR schlechterdings nicht zum helvetischen Gebiet gerechnet werden; und in der Tat rechnete er es in den *commentarii* auch nicht dazu.
2. Es wäre schlecht zu erklären, wie sich der Wald *recta fluminis Danuvii regione pertinet*, wenn die Donau im Wald selbst ihren Ursprung hat²⁷¹. Der Wald muß also an anderer Stelle beginnen als die Donau.

Mit solchen Unstimmigkeiten wächst die Wahrscheinlichkeit, daß der Bericht nicht auf zeitgenössische Gewährsmänner CAESARS zurückgeht, sondern frühere Verhältnisse beschreibt, in denen die rechtsrheinischen Gebiete noch als zum helvetischen bzw. keltischen Bereich zugehörig empfunden wurden. Es liegt nahe, den im Zusammenhang zitierten ERATOSTHENES als Urheber anzunehmen, der sich seinerseits

²⁶⁷ ERATOSTHENES arbeitete seit 246 v. C. in Alexandria; als Quelle dienten ihm unter anderem Begleiter auf Alexanders Kriegszug (DKP II: 344f.).

²⁶⁸ MUCH 1967: 351 will die *Hercynia silva* des CAESAR auf POSEIDONIOS zurückführen, jedoch ohne Begründung. Die Ἀρκύνια ὄρη findet sich erstmals bei ARISTOTELES Meteorol. 1,13,19.

²⁶⁹ BG 1,2.

²⁷⁰ TACITUS Germ. 1 hat den Namen wohl PLINIUS NH 4,79 entnommen. Der Name *Marciana silva* dürfte germanisch sein. Das ändert nichts am Tatbestand, daß *Abnoba mons* – *Marciana silva* und *Hercynia silva* zwei verschiedene Gebiete sind, da die Germanen sowohl die *Marciana* als auch die *Hercynia silva* unter ihrem eigenen Namen kannten (siehe Seite 71ff.).

²⁷¹ Zwar drang nach STRABO 7,1,5 erst Tiberius 15 v. C. bis zu den Quellen der Donau vor; doch muß deren ungefähre Lage schon vorher bekannt gewesen sein, da Tiberius bei seinem Vordringen vom westlichen Bodensee aus den Fluß sofort zu identifizieren wußte. STRABO (4,6,9 und 7,1,5) beschreibt den Ursprung der Donau in einem Gebirge – nicht in, sondern bei (πλησίον) der *Hercynia* und nördlich des Bodensees. PLINIUS NH 4,79 schließlich leitet die Donau ganz selbstverständlich aus dem Schwarzwald her.

vielleicht auf noch ältere Quellen stützt. Man kommt damit ins 4. Jhd. In der Tat deuten einige Indizien auf eine ältere süddeutsche Heimat der Helvetier: so lokalisiert TACITUS sie zwischen Rhein, Main und dem herkynischen Wald²⁷²; östlich von ihnen siedeln die Boier, die dem Land den Namen *Boihaemum* gaben²⁷³. Die ganze Stelle muß antiquarisch sein, denn wie bereits CAESAR südlichere Grenzen der Helvetier nennt, so berichtet auch Strabo schon von einem Auszug der Boier aus Böhmen um 80-60 v. C.²⁷⁴. Daß die taciteische Helvetierheimat allerdings nicht erfunden ist, sieht man in PTOLEMAIOS' 'Ελουητίων ἔρημος nördlich der 'Αλπεία ὄρη²⁷⁵. Diese Information über eine 'Helvetische Einöde' nördlich der Schwäbischen Alb, ein von Helvetiern verlassenes Land, ergänzt genau die Vorstellungen, die TACITUS einerseits und CAESAR andererseits liefern. Sollte die Auffassung des *Volcae*-Namens als eines Sammelbegriffs verschiedener Keltentämme für die Zeit zwischen PYTHEAS und ERATOSTHENES zutreffen, so wird es nun wahrscheinlich, daß auch *Boii* und *Helvetii* einbegriffen waren²⁷⁶.

Es ergibt sich darüber hinaus, daß die *Hercynia silva* weiter östlich zu suchen ist. CAESARS Angaben über ihre nordöstliche Ausdehnung sollte man nicht zu ernst nehmen; sie tragen ebenso fabelhaften Charakter, wie die unmittelbar anschließenden Tierschilderungen. Der Bericht ist die topische Ausprägung eines Archetyps vom Niemandsland, der – wie noch zu zeigen sein wird – auch sonst mit der *Hercynia silva* verknüpft ist. Der gallozentrische Blickwinkel des CAESAR-Berichts zeigt die keltische Herkunft dieses Archetypus.

Will man die südlichen Mittelgebirge Schwarzwald, Schwäbische und Fränkische Alb sowie den Schwäbischen Wald für die *Hercynia* ausschließen, so bleiben die Mittelgebirge im Norden und Osten. Zu weit nach Nordwesten sollte man nicht gehen,

²⁷² Germ. 28; die ausdrückliche Berufung auf CAESAR kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich bei diesem doch ein anderer Grenzverlauf ergibt (s. oben).

²⁷³ Zum Namen der Boier BIRKHAN in RGA III: 205f.; allgemein WENSKUS *ibid.*: 207f.

²⁷⁴ STRABO 5,1,6ff. läßt zuerst die 191 v. C. von den Römern besiegten Boier nach Böhmen ziehen, wo sie dem Land den Namen gaben. Zwischen 80 u. 60 v. C. verließen sie es wieder. Die Einwanderung nach Böhmen geht wohl auf Kosten des oben genannten Gallientopos, der sich auch bei LIVIUS 3,35f. findet. Dort werden die Boier aus Gallien hergeleitet, von wo sie die Alpen überqueren, dann die Etrusker aus der Poebene vertrieben und deren Stadt *Felsina* zu ihrer Residenz *Bononia* machten. Daß *Gallia* als politische Verwaltungseinheit der Kaiserzeit nicht mit *Gallia* als 'Gallierheimat' identisch sein mußte, war den nachcaesareischen Geographen und Ethnographen inzwischen entgangen. STRABOS Bericht von der Boierwanderung nach Böhmen dürfte allenfalls eine Rückwanderung anzeigen. Vgl. hierzu BREMER 1904: 59f.

²⁷⁵ PTOLEMAIOS 2,11,6.

²⁷⁶ BREMER 1904: 45 stellt einen gewissen Zusammenhang zwischen Volken und Boiern her, indem er die volkischen *Tolistobogii* als **Tolisto-boji* liest.

da die Angabe des Mains als Helvetiergrenze für die Römer besonders im Westen, in Rheinnähe, signifikant wird. Außerdem erstrecken sich Rhön, Spessart und Vogelsberg nicht unbedingt „in gerader Richtung auf die Donau zu“; das trifft vielmehr auf Erzgebirge, Fichtelgebirge, Bayrischen und Böhmisches Wald zu, vielleicht auch auf den nordöstlichen Teil der Fränkischen Alb²⁷⁷.

Böhmerwald und Erzgebirge sind für das Jahr 805 mit dem Namen *Fergunna* bezeugt. Den gleichen bzw. einen ähnlichen Namen *Virgunna*, *Vircunnia*, *Uirgundia waldus* u. ä. trägt im MA auch ein Höhenzug zwischen Ellwangen und Ansbach²⁷⁸. Der Name stellt sich zum got. Appellativum *fairguni* ‘Berg, Gebirge’, ae. *fiergen*, *fyrgen* ‘Berg’, wahrscheinlich auch zu an. *fforgyn*, einer poetischen Bezeichnung für ‘Land, Erde’, gleichzeitig Name von Thors Mutter²⁷⁹. Diese gehören nach allgemeiner Auffassung zur Wortsippe um **ferhu-* ‘Eiche’, **furhō* ‘Föhre’²⁸⁰, welche ihrerseits zu lat. *quercus*, älter *querquus* ‘Eiche’ gestellt wird. Zugrunde liegt ein idg. **perk-*, das nach Ausweis der Einzelsprachen meist als u-Stamm flektierte²⁸¹. Auch der Name der *Hercynia* gehört wohl hierher: <h> ist Latinismus und <y> Gräzismus für /ø/ und /u/; die so herzustellende Form **erkunjā* hat anscheinend den keltischen p-Schwund mitgemacht. Das allerdings widerspricht den gängigen keltischen Lautgesetzen, denn die Lautfolge *p_k* hätte im Kelt. vor dem p-Schwund durch Fernassimilation ausgeglichen werden müssen²⁸². Aus diesem Grund wurde vermutet, der Name der *Hercynia* könne nicht keltisch sein oder der Name an sich gehöre gar nicht zum Appellativum **perk-*²⁸³. Da das keltische Wort *erkos* aber in griechischen Quellen als

²⁷⁷ Gegen MÜLLENHOFFS DA II: 241f. Annahme, der Name bezöge sich ursprünglich auf die Alpen, läßt sich neben anderen Argumenten einwenden, daß die Alpen keinen typischen Eichenbestand haben; ihr spezifischer Charakter ist vielmehr gerade die Vegetationsarmut. Gegen MÜLLENHOFF ausführlich MUCH 1888b: 454ff. Klärend wirkt hier wohl STRABOS 7,1,3 vorsichtige Trennung der deutschen Mittelgebirge – u. a. des Ἐρκύνιος ὄρους von den Alpen.

²⁷⁸ Die Belege bei FÖRSTEMANN ON I: 888; vgl. auch MAYER 1952: 80f.

²⁷⁹ Vgl. DE VRIES ANEW: 126; HOLTHAUSEN AEEW: 103; LEHMANN GED: 104f. SPECHT in: ZVS 68.1944: 10f. stellt die Reihe von got. *fairhvas* ‘Welt’ dazu; ungläubig DE VRIES ANEW: 125. Vgl. auch FALK-TORP WSGS: 234; anders zu *fairguni* WIEDEMANN IF 1.1892: 436.

²⁸⁰ Ahd. *ferheih* ‘Eiche’, lgb. *ferheha* ‘Kastanie’; ahd. *voraha*, *vorha*, ae. *furh*, an. *fura* ‘Föhre’ etc.

²⁸¹ Vgl. POKORNY IEW: 822f.

²⁸² Z. B. im Zahlwort idg. **penk-* > **k₂enk₂-* > air. *cóic*, gall. *pempe-*, *pinpetos* ‘fünfter’ kymr. *pimp* mit sekundärem *p* < *k₂*; ebenso geschieht den italischen Sprachen: lat. *quinque*, osk. *pomperias*, *pumpe* usw. Lat. *querquus* > *quercus* zeigt, daß dies Gesetz zumindest im Ital. nicht von der Folge *p_Nk₂* abhängt, sondern auch auf die vorliegende Lautfolge anwendbar ist. Auch im Germanischen scheint nach Ausweis des Zahlwortes ‘fünf’ die Folge *p_k* assimiliert worden zu sein, allerdings progressiv statt regressiv und mit Vereinheitlichung des Labials anstatt des Gutturals.

²⁸³ WIEDEMANN BB 28.1904: 6ff.; UHLENBECK PBB 30.1905: 273f.; FEIST 1927: 262; POKORNY 1940: 164f.

δρυμός glossiert ist²⁸⁴, muß man jedenfalls eine Namensform **erkunjā* mit der Bedeutung 'Eichengebirge' für das Keltische akzeptieren²⁸⁵.

Ähnlich schwer hat man sich die Erklärung des germanischen Etymons **fergunja-* gemacht, indem man Entlehnung aus dem Keltischen vermutete²⁸⁶; die Annahme einer direkten Kontinuante aus dem Uridg. blieb seltener²⁸⁷, obwohl dem aus sprachlicher Sicht nichts entgegen steht. Die Gegenargumente beruhten vielmehr auf dem vorgefertigten Bild, daß die Germanen wegen der zu großen Distanz ihrer nordischen Heimat zur *Hercynia* einen eigenen alten Namen nicht gekannt haben konnten²⁸⁸; der Name mußte deshalb neu sein. Neu konnte er bei den Germanen aber nicht sein, da die Entlehnung aus dem Keltischen vor dem p-Schwund stattgefunden haben mußte, welcher nach der *opinio communis* recht alt ist²⁸⁹. So wurde teilweise gefolgert, daß die Quelle der Entlehnung nicht bei den Kelten zu suchen sei, sondern bei einer anderen Sprachgemeinschaft²⁹⁰, wozu Urillyrier und Uritaliker herhalten mußten²⁹¹. Wohlgemerkt wurde in dieser Weise argumentiert – wenn überhaupt argumentiert wurde²⁹² –, obwohl nicht einmal über Lage und Ausdehnung der *Hercynia* Einigkeit herrschte. Für eine germ. Kontinuante in **fergunja-* spricht aber die

²⁸⁴ MAYER 1952: 80; damit fällt auch SCHMIDTs Argument, das Wort **perkūus* fehle im Keltischen (bei JUNGANDREAS 1981: 19¹⁵⁴).

²⁸⁵ Am wahrscheinlichsten ist die rein lautgesetzliche Erklärung, daß der Labiovelar *kʷ* vor dem u-Stamm schon früh entlabialisiert wurde und deshalb die Folge *p_ku* vorlag, die nicht assimiliert wurde; vgl. MAYER 1952: 84.

²⁸⁶ Wie z. B. KOSSINNA 1897: 284f.; BREMER 1904: 49 stellt entweder Entlehnung oder Nachbildung durch die Germanen zur Wahl. Nach SCARDIGLI 1973: 56 „ist jede dieser germanischen Bildungen von den keltischen angezogen und beeinflusst worden“. Vgl. weitere Angaben bei WENSKUS 1961: 225f.; JUNGANDREAS 1981: 19; LEHMANN GED: 104f.

²⁸⁷ MUCH 1888b: 462; HIRT IF 1.1892: 479ff.

²⁸⁸ GUTENBRUNNER 1969: 181 allerdings kehrt diese Argumentation um: „Verdanken die Goten ihr *fairguni* 'Berg' ihrer Urheimat in Västergötland?“. Nicht viel genauer bei SCARDIGLI 1973: 57: „Got. *fairguni* wurde – nachdem es zuvor den 'Berg' schlechthin bezeichnet hatte – von den Goten wahrscheinlich als allgemeine Bezeichnung für 'Berg' importiert, als sie sich noch in Skandinavien befanden“.

²⁸⁹ Innerhalb der Chronologie keltischer Lautgesetze gehört der p-Schwund zu den ältesten, da auch die frühesten keltischen Denkmäler keinen Reflex des /p/ mehr aufweisen; vgl. K. H. SCHMIDT ZVS 83.1970: 108; 1977: 15ff.

²⁹⁰ WENSKUS 1961: 225f.

²⁹¹ Für solche Zuweisungen waren vor allem diffuse Vorstellung über deren ursprüngliche Wohnsitze im NORDEN verantwortlich. Illyrisch: POKORNY 1940: 164f; italisch: STEINHAUSER 1954: 16f.; SCHWARZ 1952: 204.

²⁹² Bei WENSKUS 1961: 227f. z. B. wird die Entlehnung ins Germanische diskussionslos angenommen; die Argumentation baut erst auf dieser Basis auf und beschränkt sich auf die Frage, ob der Name direkt von Kelten entlehnt sei oder ob er auf dem Umweg über eine nichtkeltische Bevölkerung seinen Weg zu den Germanen gefunden habe.

Tatsache, daß einerseits die Wortsippe um **perkūus* im Germanischen besser belegt ist, als in den meisten anderen idg. Sprachen, und andererseits das Wort zudem als Appellativum und GN fortlebt; auch ein eventueller Zusammenhang mit got. *fairhūs* könnte diese Auffassung nur stützen²⁹³. Da **perkūnjā* weiter auch im Kelt. einheimisch ist, kann man nur mit KRAHE (1954b: 68) schließen, daß der Name in eine „alteuropäische“ Schicht zurückführt, also voreinzelsprachliches Gemeingut darstellt.

Das Erzgebirge, das 805 den Namen *Fergunna* trägt, ist bei THIETMAR VON MERSEBURG aufgeführt als *in silva, quae Miriquidui dicitur*²⁹⁴. In *Miriquidui* wird man ein Kompositum aus ahd. **mir(i)ki*, as. *mirki* ‘dunkel’ < germ. **merkwia*-²⁹⁵ + as. *widu* ‘Holz, Baum, Wald’ annehmen dürfen; der *Miriquidui* wäre also der ‘Finsterwald’²⁹⁶. Nun ist *Miriquidui* kein ἄπαξ λεγόμενον in der Germania, sondern er hat seine Entsprechung in der an. Heldendichtung, wo mehrfach ein *Myrkviðr* genannt wird²⁹⁷. Der *Myrkviðr* ist ein Grenzwald, der Attribute erhält wie *inn ókunni* ‘der unbekannte, unerforschte’²⁹⁸, und er ist ein Gebirge²⁹⁹. Er trennt in der Atlakviða³⁰⁰ das Burgundenreich, in der *Hlǫðskviða*³⁰¹ das Gotenreich von dem der Hunnen, die in beiden Dichtungen mit ethnotypischen Distanzmerkmalen versehen werden³⁰². Man wollte im *Myrkviðr* nur einen geographisch unbestimmbaren Archetypus sehen³⁰³, doch gegen die Loslösung vom historisch-geographischen Kontext spricht neben seiner wesentlichen Funktion als Grenzwald die konkrete Wiederkehr in THIETMARs *Miriquidui*³⁰⁴. Letztendlich ist die

²⁹³ LEHMANN GED: 106 mit JAKOB GRIMM. PAUL FRIEDRICH (Proto-Indo-European Trees. The Arboreal System of a Prehistoric People. Chicago 1970: 137) sieht das semantische Bindeglied in an. *ffjorr* ‘Baum, Mann’.

²⁹⁴ Chron. 6,10.

²⁹⁵ /w/ wegen an. *myrkr*, Akk. *myrkvan* ‘finster’.

²⁹⁶ Womöglich kann man in *-uid-ui* eine Kontaminationsform aus dem u-stämmigen *widu* und einem ja-stämmigen **widja-* sehen – vgl. an. *-viði* ‘Gehölz’, das nur in Komposition vorkommt; näherliegend erscheint mir jedoch ungenaue Schreibung für einen (erstarrten?) Dativ, der auch aus dem Zitatkontext – *in silva* – verständlich wäre, also **in demo mir(i)kwidiu*.

²⁹⁷ JONSSON LP: 416.

²⁹⁸ Akv. 3,13.

²⁹⁹ Akv. 13,1ff. *léto ... um ffjoll at þyria/ marina mélgreyþo, Myrcvið inn ókunna* ‘sie ließen über die Berge rennen/ die gezäumten Pferde, durch den unbekannten Finsterwald’.

³⁰⁰ Akv. 3,4; 5,8; 13,4.

³⁰¹ Hunn. 16 Prosa: *scóg þann, er Myrcviðr heitir, er scilr Húnaland og Gotaland* ‘jener Wald, der Finsterwald heißt und der Hunnenland und Gotenland voneinander scheidet’.

³⁰² Z. B. Akv. 34,5 *gumar gransíðir* ‘hängelbärtige Männer’; Hunn. 31 *Eigi gora Húnir oss felmtraða/ né hornbogar yðrir* ‘Nicht schrecken uns die Hunnen/ noch ihre Hornbogen’ (GENZMER).

³⁰³ Vgl. GOTTSMANN 1973: 28. Teilweise allerdings suchte man den *Myrkviðr* auch in den Karpaten oder im dakischen Gebiet.

³⁰⁴ So schon HEINZEL bei SCHÜTTE GU I: 331; ausführlich zustimmend SCHÜTTE ibid.: 332f.; vgl. auch MUCH bei HOOPS III: 291.

Vorstellung vom an. *Myrkviðr* als einem intentionalen Archetypus zwar gerechtfertigt, doch liegt der Abstraktion zum Archetypus der nordischen Dichtung historische Realität zugrunde. Man erkennt diese Realität wieder in den Ödlandgrenzen des CAESAR³⁰⁵; und es findet sich wahrscheinlich ein Reflex der *Myrkvið-Hercynia*-Tradition auf germanischer Seite bereits in seinem Suebenexkurs, wo er berichtet, daß eine der suebischen Ödlandgrenzen – und zwar gegenüber der Grenze zu den Ubiern – 600 Meilen breit sei³⁰⁶. In der Doppelheit der Namen *‘Eichengebirge’ und *‘Finsterwald’ zeigt sich die Entwicklung von einer neutralen, phänotypischen Benennung, deren höheres Alter durch den Sprachvergleich sichergestellt ist, zu einer genotypischen Benennung, die versucht, dem Wald Wesenhaftigkeit zu verleihen. Diese intentionale Umdeutung und Charakterisierung des Waldes gründet in seiner Bedeutung als ethnische Grenze, als trennendes Niemandsland. Nach den sprachlichen Belegen, den Angaben der Quellen und den daraus wahrscheinlich werdenden Stammessitzen handelt es sich bei den Ethnien um *Volcae* bzw. Kelten einerseits und Germanen andererseits. Auf germanischer Seite wiederum fällt dem Raum ein besonderes Gewicht zu, der mit dem Einsetzen der schriftlichen Quellen von Sueben besiedelt wird³⁰⁷. Sobald zu allen Seiten des **Merkwiawiduz* Germanen saßen, nahm seine Erschließung als Verkehrsraum zu, der Archetypus des Grenzlandes stimmte nicht mehr mit der Realität des Gebietes überein; eine jüngere Namensschicht verdrängte aus den neu erschlossenen Gebieten vordringend den alten Namen. Deshalb haftet der Name in jüngerer Zeit nur noch an den Höhenzügen, die zu den alten Siedlungszentren der Becken hin abfallen.

1.4 Zusammenfassung und Schlußfolgerung

An der südlichen und nordöstlichen Grenze des germanischen Sprachgebietes haben sich drei Ethnonyme für fremde Gruppen etabliert, die in verschiedener Funktion bis in die Neuzeit fortleben: es handelt sich um die schon bei den antiken Autoren erwähnten *Veneti*, *Fenni* und die *Volcae*. Die germanischen Namensformen zeigen Spuren alter Lautgesetze, welche eine lange Überlieferungsgeschichte in germanischer

³⁰⁵ CAESAR BG 4,3; 6,23. Die Realität dieser Ödlandgrenzen ist übrigens auch von der Siedlungsarchäologie bestätigt worden: vgl. JANKUHN bei MUCH 1967: 109f. Interessante Aspekte der Ödlandgrenzen bei ZEITLER 1987: 46f. Zum topischen Aspekt in CAESARS Suebendarstellung vgl. Kapitel 3.3.2.1.

³⁰⁶ DGB 4,3: *Itaque una ex parte a Suebis circiter milia passuum centum agri vacare dicuntur. Ad alteram partem succedunt Ubii...*

³⁰⁷ Zu diesem Ergebnis kommt auch WENSKUS 1961: 228 mit anderer, wesentlich auf die Verteilung des **Walh*-Namens gestützter Argumentation.

Sprache bezeugen. Das gilt insbesondere für die *Veneti* und die *Volcae*, für die *Fenni* gestaltet sich eine sprachliche Analyse etwas unsicherer.

Nur ein Name, nämlich der der *Volcae*, ist nicht von Germanen geprägt; Finnen und Wenden dagegen tragen offenbar – da sich keine alte Entsprechung in den betroffenen Gruppen findet – fremde Benennungen. Der Finnen-Name ist in seiner Verbreitung auf die germanischen Sprachen beschränkt; der Name der Wenden ist germanisch, es verbirgt sich dahinter jedoch ein altes Appellativum, das wohl schon idg. für die Bildung von Ethnika reserviert war; der Walhen-Name schließlich entstammt nicht dem Germanischen, sondern ist hier erst übernommen worden. Von den drei Namen hat letzterer die stärkste appellativische Produktivität entwickelt. Finnen- und Wenden-Name haben ihre ethnische Bindung dagegen besser bewahrt: der Finnename hält sich im Nordosten und Norden, der Wendename im Osten als Bezeichnung benachbarter Völkerschaften. Sollte KUHNS Beobachtung zutreffen, daß in einem Gebiet westlich der Slavengrenze Wenden- und Walhen-Name parallel zur Bildung von ON fremder Siedler gebraucht wurden³⁰⁸, so ist diese Funktion des Wendennamens jedenfalls erst sekundär. Sie hat ein Nebenstück in der mhd. Formel *wendisch unde wal* bei HEINRICH VON DER TÜRILIN 4335. In beiden Fällen darf man die Verwendung des Wendennamens zur undifferenzierten Bezeichnung ethnisch Fremder als isoliert ansehen, im Großen und Ganzen behält das Ethnikon über das Mittelalter hinaus seine Bindung an slawische Gruppen.

(1) Der Finnen-Name beinhaltet von vornherein eine Pejoration, die er auch in seiner weiteren Geschichte nicht verliert. Im Norden bekommt er unter anderem die Bedeutung 'Troll'³⁰⁹. Ein Teil der Namensträger, die Lappen, werden in den Sagas als zauberkundig beschrieben; Zauberei wiederum ist ein Distanzmerkmal.

(2) Auch der Name der Volken zeigt, ins Germanische übernommen, abwertende Tendenz; analog der Wortgeschichte setzt diese Tendenz jedoch eine frühere positive Geltung fort, die in germ. PN womöglich noch Spuren hinterlassen hat. Der Umschlag in der Konnotation fällt somit in die Geschichte der Beziehung zwischen *Volcae* und Germanen und hat seine historischen Hintergründe.

(3) Anders als die beiden obigen Namen ist jener der Wenden zu verstehen: auch er ist zwar nicht von den Namensträgern selbst gebildet, stellt also wie *Fenni* eine

³⁰⁸ In: Westfäl. Forsch. 12.1959: 41ff.; BzN 4.1975: 329ff.; KUHNS macht nördlich des Limes im Raum mit den ungefähren Eckpunkten Koblenz-Altenkirchen-Dillenburg-Weilburg-Idstein ein Gebiet aus, in dem einige ON in offensichtlichen Rückzugslagen das Vorderglied *Welsch(en)*- enthalten; östlich von diesem Raum finden sich stattdessen in ähnlicher Verwendungsweise Namen mit dem Bildungselement *Wend(en)*-.

³⁰⁹ KOHT in: Maal og Minne 1923: 161ff.

Fremdbenennung dar. Dennoch liegt hier keine Distanzbezeichnung vor, sondern am ehesten ein Terminus, der eine fingierte Verwandtschaft (Adoption) oder pseudo-verwandtschaftliche Beziehungen (Exogamie) vermuten läßt.

Es zeigt sich also im Ganzen folgendes Bild: Nach Nord (-osten) wie nach Süden hin grenzen sich germ. Gruppen gegen ihre Nachbarn ab; im Osten dagegen war die ethnische Grenze offen. Interessant ist die Deutung, die TACITUS' über diese östliche Germanengrenze anstellt. Während er im Westen und Süden die Flüsse Rhein und Donau als Grenze angibt, werden die Germanen im Osten durch gegenseitige Furcht und hohe Berge von Sarmaten und Dakern getrennt³¹⁰. Die Interpretation der Rhein-Donaugrenze entspringt natürlich nicht germanischen Kategorien, sondern der durch das Imperium geschaffenen politischen Realität. Die östliche Grenze dagegen verwischt sich wohl nicht nur wegen der römischen Inkompetenz für diesen Raum, sondern auch wegen dessen ethnographischer Komplexität.

Im Nordosten war die Berührung auf germ. Seite weniger nachhaltig, der Charakter der Beziehung erlebte nie einen wesentlichen Umschwung; Lehnworteinfluß – bzw. der damit angezeigte Kultureinfluß – auf die Finnen ist von frühester vorgerm. bis in die jüngste Zeit zu verfolgen. Zumindest die Lehnbeziehungen, die sich im Ostseegebiet abspielen – also die baltischen und die germanischen – stehen dabei mit der Ostsee als Wirtschafts- und Verkehrsraum in Zusammenhang. Auch die weitgehende Einseitigkeit der Beziehungen zwischen Germanen und Finnen-Lappen deutet weniger auf direkte Nachbarschaft als vielmehr auf externe Herrschaftsbildung oder Handelskolonisation³¹¹, also Superstratwirkung. Die Kontinuität und der nahtlose Übergang verschiedener Schichten des idg. Einflusses sollte allerdings davon abhalten, eine archäologisch nachweisbare Kulturbeziehung dafür verantwortlich zu machen.

Nimmt man die Anordnung bei PLINIUS ernst, so darf das Nebeneinander von *Veneti* und *Fenni* nicht übersehen werden, umso mehr, als diese Reihenfolge kurz darauf bei TACITUS wiederkehrt. Auch im Osten läßt sich schließlich eine ethnische Grenze ausmachen, die zwischen den Sarmaten und den Germanen verläuft. Finnen und Wenden leben also quasi in einem „Pufferbereich“ zwischen zwei expandierenden ethnischen Blöcken, in welchem ihnen nur die Selbstzuordnung bleibt. Die Zuordnung scheint zugunsten der Germanen tendiert zu haben.

³¹⁰ TACITUS Germ. 1: *Germania omnis a Gallis Raetibusque et Pannoniis Rheno et Danuvio fluminibus, a Sarmatis Dacisque mutuo metu et montibus separatur...*

³¹¹ Wobei hier natürlich auch das Kulturgefälle in Betracht zu ziehen ist.

Natürlich sucht die Sprachwissenschaft zwischen Germanen, iranischen Sarmaten³¹² und den Ostseefinnen nicht nur eine slawische Sprachgemeinschaft, sondern auch eine baltische. Letztere wurde von den meisten Forschern auf das Ethnos der *Aestii* des TACITUS projiziert. Nachdem man deren Namen früher als germ. angesehen und zu ae. *āst* 'Dörrofen', mnd. *este* 'Getreidedarre', lat. *aestās* 'warme Jahreszeit', *aestus* 'Hitze' gestellt hatte³¹³, sieht man ihn neuerdings eher als *io*-Ableitung von einem baltischen Flußnamen **Aista*, heute *Aistà* an³¹⁴. Nun ist dies aber kein Beweis für balt. Ursprung des VN, da von geographischen Namen abgeleitete Ethnika häufig Fremdbenennungen sind. Das Ethnikon selbst kann durchaus germ. sein, umso mehr, als TACITUS Germ. 45 die *Aestii* zu den Sueben rechnet und bei ihnen ein germ. Wort *glesum* für den Bernstein zu finden ist³¹⁵. Auch hier scheint eine Selbstzuordnung vorzuliegen, die womöglich noch weiter geht, als jene der *Veneti*. Unter diesen Umständen wird man von einer ethnischen Deutung als genetisch homogene Gruppe absehen, da die Zuordnung zu den Germanen eine ursprünglich heterogene Gruppe unter einem „Bewohner“-Namen geeint haben kann³¹⁶.

³¹² Vgl. MUCH 1967: 33ff.

³¹³ Vgl. STICHTENOTH 1956: 173f.; dieser leitet sogar lat. *aestuārium* 'Lagune' seinerseits vom gleichen geographischen Namen her, von dem auch der Name der *Aestii* stammt; dagegen KROGMANN 1961: 217. Vgl. ferner ZEUSS 1837: 268; MÜLLENHOFF DA II: 11ff.; ERDMANN 1890: 87ff.; KOSSINNA 1902: 100; BREMER 1904: 19; MUCH bei HOOPS I: 54f.; KARSTEN 1915: 206ff.; SITTIG 1935: 18ff.; KARSTEN 1936: 477; HERMANN 1941: 288f.; FRAENKEL 1950: 19ff. MUCH hatte den Namen auf eine hypothetische Wirtschaftsform der *Aistii* bezogen; aufgrund dieser Deutung sieht LAUR 1954b: 223f. in den Aisten ein Gegenstück zur taciteischen Beschreibung der *Fenni*.

³¹⁴ W. P. SCHMID in RGA I: 118.

³¹⁵ Daß für diese beiden Indizien allein germ. Urheberchaft des TACITUS-Berichts verantwortlich zu machen ist, wird einmal durch die bei PLINIUS NH 37,45 bezeugten direkten Beziehungen der Römer zur Bernsteinküste an der Ostsee unwahrscheinlich, außerdem aber auch durch die Genauigkeit, mit der TACITUS selbst auf die *Aestii* eingeht. NORDEN 1920: 448 hat diese Stelle „eine eigne Ethnographie im kleinen“ genannt. HERMANN 1941: 290 nimmt an, daß die Aisten Germanen waren, die später von den Preußen unterworfen und baltisiert wurden.

Das Wort *glesum* ist freilich auch ins Baltische übernommen worden. Wie lett. *glīsis* nahelegt, scheint hier das Got. Lehngeber gewesen zu sein (MUCH 1967: 512; JUNGANDREAS 1974: 204f.). Das sicher germanische Wort stellt sich zum nhd. *Glas*; dieser Beleg ist umso interessanter, als bei PLINIUS NH 4,97 ein *Glaesaria* auftaucht. Der Name *Glaesaria* ist aber selbst wiederum nicht germanisch, sondern wurde laut PLINIUS von den Soldaten nach dem Bernstein (*glesum*) geprägt, während die Barbaren ihrerseits die Insel *Austeravia* nennen. Auch hier hat also – noch vor dem taciteischen Beleg *glesum* bei den Aistern – das germanische Wort terminologische Produktivität gewonnen.

³¹⁶ Abzulehnen ist STICHTENOTHs 1956: 174 suggestive Argumentation, „die *Aestii* sprachen ohne Zweifel 'elveonisch', also ostgermanisch, denn auch Ptolemaeus, der besonders sorgfältig ältestes Material verarbeitet, setzt östlich der unteren Oder Αἰλουαῖωνες an“. Entgegen STICHTENOTHs Information bringt übrigens MÜLLENHOFF 1853: 248 die *Helvecones*-Αἰλουαῖωνες nicht mit dem Namen *Albis* in Verbindung – m. W. auch nicht anderswo. Vielmehr setzt schon er – nicht erst MUCH – *Helvecones* und Αἰλουαῖωνες gleich und stellt beide zu ahd. *elo* 'gelb'.

Das Beispiel der *Aestii* bestärkt die Vermutung, daß der südliche Ostseeraum eine Einheit bildete, in welchem sich das Germanentum zum Kristallisationskern einer neuen Zugehörigkeit entwickelte. Wirtschaftliche Gründe mögen dabei eine Rolle gespielt zu haben, denn in diesem Gebiet verlief die östliche Bernsteinstraße, die auch für die Römer interessant war. Sicher gingen aber die Ursachen für das germanische Prestige über wirtschaftliche Fakten hinaus. Zieht man in Betracht, daß TACITUS bei der Nennung von Finnen und Wenden als Nachbarn ein ethnographisches und kein geographisches Prinzip verfolgt, so wird man die Zuordnung der Finnen nicht von der Zuordnung anderer Gruppen südlich bzw. östlich der Ostsee lösen. Dies gilt umso mehr, als auch die ältere baltische Kulturschicht bei den Finnen diesem Raum entstammt. Der germanische Einfluß scheint diese Schicht ohne großen Bruch fortzusetzen. Auch PLINIUS' Nachbarschaft von *Feningia* = 'finnische Halbinsel' mit den Venetern und Sarmaten deutet in die gleiche Richtung.

Vergleicht man die Verbreitung und Verselbständigung von *Walh-* als Appellativum mit den beiden anderen VN, so nimmt der Name im Süden offenbar eine Sonderstellung ein; diese beruht entweder auf einem besonders hohen Alter der Übernahme oder auf besonderer Intensität des Kontrasterlebnisses bzw. auf beidem. Das Alter der Beziehungen kann man mit philologisch-linguistischem Material nur relativ datieren; über die Intensität der Begegnung besteht jedoch kein Zweifel. Wenn man mit den Erkenntnissen der Ethnologie die „interethnische Dynamik“, die Intensität des Kontrasterlebnisses als Gradmesser ethnischer Substanz anerkennt, so muß man die eigentliche Initialzündung der germanischen Ethnogenese dort suchen, wo die Abgrenzung sich am schroffsten äußert: dort, wo ein ursprüngliches Substrat-Verhältnis plötzlich umschlägt und der Name des Superstrats einen pejorativen Drift bekommt, der bis zur Bedeutung 'Unfreier, Sklave' führt. Der Archetypus *Fergunjā-Merkwiawiduz* unterstreicht die Bedeutung dieser Grenze noch, die am Nordostrand der deutschen Mittelgebirge auszumachen ist.

2 VAGINA GENTIUM – SKANDINAVIEN UND DIE GERMANEN

2.1 Der Skandinavientopos als Wissenschaftsideologie³¹⁷

„Die deutsche Vorgeschichtsforschung hat den überzeugenden Erweis erbracht, daß die Quelle der höheren Gesittung Alteuropas, der Ursprung seiner großen kulturellen und politischen Erfolge, im Norden liegt.“ (REINERTH I:1).

In den meisten gängigen Handbüchern zur germanischen Stammeskunde werden Ursprung und Herkunft der Germanen, wird ihre Ethnogenese in Südsandinavien lokalisiert. Dies ist der Raum, in dem die vorgeschichtliche Archäologie das Kulturphänomen der nordischen Bronzezeit kennt. In Deutschland geht diese Lokalisierung vor allem auf den Archäologen GUSTAV KOSSINNA zurück, der großen Einfluß auf die Altertumskunde nahm – interessanterweise besonders nachhaltig auf deren philologischen Zweig. KOSSINNAS Programm lautete:

„(Archäologisch) fest umrissene Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen“³¹⁸.

Aufbauend auf diesem Grundsatz rekonstruierte KOSSINNA Siedlungszonen einzelner Stämme, die mit bestimmten Fundgruppen zusammenfielen – und ein Verbreitungsgebiet der frühesten Germanen, das mit dem des Nordischen Kreises der Bronzezeit identisch war.

Man muß sich deutlich vor Augen führen, daß KOSSINNA mit der Lokalisierung der germanischen Ethnogenese in Skandinavien keinesfalls eine alte Tradition der germanischen Altertumskunde fortsetzte. GRIMM, ZEUSS, MÜLLENHOFF und andere bedeutende Altertumskundler des 19. Jhds. hatten Zusammenhänge zwischen skandinavischen und kontinentalen Germanen zwar nicht geleugnet, jedoch keine weiteren Folgerungen aus den Übereinstimmungen gezogen. Ihre Vorstellungen folgten den Angaben der antiken Quellen, welche germanische Stämme – auch Namen, die schließlich in Skandinavien auftauchen – zuerst auf dem Festland nennen; die später bezeugten Herkunftssagen wurden allesamt „als unhistorisch auf das Feld der Sage“³¹⁹ verwiesen. Auch RUDOLF MUCH sieht als germanische „Urheimat“ anfangs

³¹⁷ Ich halte mich hinsichtlich der forschungsgeschichtlichen Daten knapp; diese sind besser der ausführlichen Darstellung bei HACHMANN 1970: 145ff. zu entnehmen, auf welche ich mich im folgenden zum guten Teil stütze.

³¹⁸ KOSSINNA in: Mannus 3.1911: 128.

³¹⁹ GRIMM GDS: 506; des weitern: „Also völlig das entgegengesetzte von jener verbreiteten sage ist zu behaupten. Nicht aus dem norden wanderte irgend ein stamm unseres volkes nach südlicher küste, sondern ihrem groszen naturtrieb gemäß ergieng die wanderung von südosten nach nordosten.“

noch das Gebiet zwischen Ostsee, Rheinmündung, Nordböhmen, Nordmähren und den Weichselquellen³²⁰.

Allerdings kannte die damals in Europa vorherrschende skandinavische Altertumskunde bereits die Herleitung der Germanen aus dem Norden³²¹. Diese Herleitung war jedoch keineswegs jung und aus der wissenschaftlichen Arbeit erwachsen; vielmehr läßt sie sich bis auf SAXO GRAMMATICUS und in der Folge auf den nordischen Humanismus zurückverfolgen³²², und die nationalmystische Ideologie der Romantik hatte an der Weiterentwicklung zum wissenschaftlichen Skandinavientopos nicht geringen Anteil³²³. Es handelt sich also um Traditionsgut, das seinen Niederschlag in einer Wissenschaft fand, die „noch mitten in den Bemühungen steckte, eine eigene Methode zu entwickeln“³²⁴.

Ursprünglich hatte KOSSINNA als Schüler MÜLLENHOFFS dessen Theorien vertreten, die auf der Annahme einer östlichen Herkunft der Germanen basierten und Skandinavien als Kolonialland ansahen. In den frühen Arbeiten KOSSINNAs – als Germanist – tritt diese Auffassung noch deutlich hervor³²⁵. Bis 1895 ändert sich jedoch sein Bild von der germanischen Ethnogenese rasch und grundlegend. Er trat mehr und mehr für die Herkunft besonders ostgermanischer Stämme aus Skandinavien ein. Dieser Wandel ging Hand in Hand mit der Umorientierung von der philologischen Methode zur Benutzung archäologischer Quellen. Es läßt sich außerdem nachweisen, daß dieser Gesinnungswandel KOSSINNAs mehr auf der Lektüre skandinavischer Archäologen als auf Kenntnis des archäologischen Fundgutes beruhte³²⁶. So war denn KOSSINNAs Modell auch schon fertig ausgebildet, als er sich daran machte, das Material selbst zu sichten.

Um die Jahrhundertwende stand KOSSINNA mit je einem Bein in der Archäologie und in der Philologie. Dies scheint auch der Hauptgrund für seine Zugkraft gewesen zu sein, denn er brachte zwar keine neuen philologischen Argumente bei, schien aber

³²⁰ MUCH 1887: 154ff.; etwas anders 1888a: 408f.

³²¹ HACHMANN 1970: 158f. 164ff.; JANKUHN 1988: 298ff. Interessanterweise vertrat ausgerechnet Skandinaviens größte archäologische Autorität MONTELIUS die Auffassung von der südöstlichen Herkunft der Germanen, vgl. seinen Titel „Om våra förfäders invandring till Norden“ (1884, dt. in: Archiv für Anthropologie 17.1887: 151ff.); allerdings fand für ihn die germ. Ethnogenese schon im Neolithikum statt und die Einwanderung der Germanen nach Norden datiert Ende des 2. Jtts v. C.

³²² C. WEIBULL 1958: 3ff.; vgl. auch BIEDER I.1921: 40ff. 56ff. 94ff.

³²³ Besonders deutlich bei N. F. S. GRUNDTVIG – Nordens Mythologie eller Sindbilled-Sprog (1832).

³²⁴ HACHMANN 1970: 150.

³²⁵ Z. B. in: AfdA 16.1890: 1ff., bes. 16²; (Rezension von MÜLLENHOFFS DA II); Westdeutsche Zeitschrift 9.1890: 199ff.

³²⁶ HACHMANN 1970: 149f., 158ff.

seine philologischen Prämissen durch ein präziseres Hilfsmittel – die Bodenfunde – bestätigen und damit die altertumskundliche Methodik an sich in eine neue Bahn bringen zu können. Diese Mehrgleisigkeit der Methode war das eigentlich Verhängnisvolle an der neuen Entwicklung, da die archäologischen Argumente für die Philologen ebensowenig überprüfbar waren wie die philologisch-sprachwissenschaftlichen für die Archäologen; die nach MÜLLENHOFF stagnierende germanische Altertumskunde erkannte jedoch nicht die Gefahr in dieser Ausuferung, sondern nur die Chance eines Fortschritts. Nach anfänglichem Zögern übernahmen auch Germanisten vom Rang RUDOLF MUCHs die neuen Positionen; das führte zu einem ersten Umschlag der *opinio communis*³²⁷.

MUCH vertritt in der zweiten Auflage seiner Deutschen Stammeskunde 1905 weitgehend die Positionen KOSSINNAS³²⁸, ohne aber dessen Namen zu nennen. In der dritten Auflage (1920: 6) erscheint auch KOSSINNAS Name. Hierin zeigt MUCH weiters die archäologische Provenienz seines neuen Standpunktes, indem er BREMERs Ethnographie der germanischen Stämme (21904) mit dem Hinweis kritisiert, sie sei „völlig laienhaft (...) in der Beurteilung des archäologischen Materials“. Auf MUCH gehen wohl schließlich Einflüsse des Skandinavientopos bei GUTENBRUNNER zurück³²⁹. Über die Argumentationsgrundlage des neuen Germanenbildes und ihre „ideengeschichtliche“ Herkunft kann also kaum ein Zweifel bestehen.

Es lohnt sich hier vielleicht, die Entwicklungstendenzen innerhalb der Bodenforschung kurz zu skizzieren. Anfangs fand sich die Archäologie leicht mit den Positionen KOSSINNAS ab, da sie – zumindest in Deutschland – mithilfe dieser Positionen erst zu ihrer Blüte gelangte. Abgesehen davon gab es niemanden, der skandinavisches und kontinentales Fundgut gleich gut kannte und daher in der Lage gewesen wäre, die Zusammenhänge schlüssig zu bewerten. KOSSINNA selbst hatte diesem Übelstand abzuhelpen versucht, indem er Museumsreisen durchführte – allerdings eben erst, als sein Bild von der germanischen Ethnogenese schon vorgefertigt war³³⁰. Nun waren zu

³²⁷ HACHMANN 1970: 173f. macht zu Recht darauf aufmerksam, daß praktisch alle stammeskundlichen Stichworte bei HOOPS an RUDOLF MUCH übergeben worden waren, was dessen großen Einfluß zur Genüge charakterisieren dürfte. Obwohl KOSSINNA selbst keinen eigenen Beitrag leistete, findet sich sein Name doch in den Artikeln MUCHs immer wieder.

³²⁸ Er führt 21905: 27f. auf eine skandinavische Heimat zurück: Goten, Greutungen, Haruden, Rugier, Χαλοι, Burgunder, Variner, Ombronon, Wandalen. 31920: 23ff. hat er seine Meinung vor allem hinsichtlich der Rugier und Haruden revidiert, das Bild als solches aber bleibt nun „produktiv“.

³²⁹ GUTENBRUNNER 1939: 9ff. Dieser betont darüber hinaus (12f.) jedoch das für die Einheitlichkeit einer Kultur wichtige Element der Fluktuation; durch diese Gewichtung des Prozeßhaften nimmt GUTENBRUNNER wiederum spätere Ansätze vorweg: siehe unten Seite 88.

³³⁰ Vgl. HACHMANN 1970: 150; die Museumsreisen begannen 1899, während er seine Skandinavienthese erstmals 1895 referierte. Schweden wurde von KOSSINNA erst 1904 besucht.

Beginn des Jahrhunderts viele bedeutende Archäologen Schüler KOSSINNAS, und die von ihm vergebenen Dissertationen weisen deutlich die Handschrift des bereits etablierten Skandinavientopos auf. Während zunächst die These von der skandinavischen Herkunft und ihrer archäologischen Beweisbarkeit nur die Ostgermanen betraf, setzt schließlich eine Phase der Ausweitung ein³³¹: das neue Modell wird auch auf den westlichen Zweig der Germanen angewandt, schließlich leiten sich die Germanen insgesamt aus Skandinavien her; den Endpunkt bildet die Lokalisierung der „indogermanischen Urheimat“ im Norden³³². Ganz offensichtlich entwickelte das Modell ungeheure Eigendynamik; von einer archäologischen Belegbarkeit der Thesen kann keine Rede mehr sein³³³. Eine nicht zu unterschätzende Rolle in diesem Argumentationspoker spielte die angeblich überlegene Exaktheit der neuen Methode, auf die auch KOSSINNA immer wieder abhob³³⁴. Es war wohl vor allem dieser Anspruch

³³¹ So sind noch bei KOSSINNA 1911: 20ff. die Westgermanen autochthon, während die Ostgermanen spät aus Skandinavien eingewandert sind. 1929: 233 ist jedoch „in fast allen vorgeschichtlichen Perioden ein andauerndes Zuströmen nordischer Bevölkerung nach Norddeutschland zu erkennen“.

³³² Exemplarisch sei hier angeführt: A. PLETTKE – Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen (Diss. Hildesheim 1921) führt die Sachsen in den Norden zurück. SCHWANTES in: Nachrichtenblatt für Niedersachsens Vorgeschichte 2.1921: 1ff. läßt die Langobarden aus Ostholstein-Mecklenburg einwandern, welche Herkunft durch WEGEWITZ (bei REINERTH II: 749) bis nach Südschweden weitergesponnen wird. Den Höhepunkt erreicht diese „Skandinavisierungswelle“ wohl bei SCHWANTES 1933: 197f., wo die Sueben – und damit die Hauptmasse der Westgermanen – auf Skandinavien zurückgeführt wird. Ganz entschieden für Skandinavien spricht sich schon früh die Populärwissenschaft aus, die die germanische Urheimat teils in Mittelschweden lokalisiert (PENKA, Die Heimat der Germanen, Wien 1893). Vgl. schließlich wieder SPROCKHOFF in: FS HIRT I: 255f. KARSTEN bezieht sich auf derartige Anschauungen, wenn er 1936: 476 von steinzeitlichen „Urschweden“ „ein paar Jahrtausende vor Chr.“ spricht; er übernimmt zwar die Terminologie, doch weist er darauf hin, daß in dieser archäologischen Frage „die Sprachwissenschaft an sich nichts mitzureden hat“.

Indogermanen: grundlegend KOSSINNA 1902: 96ff., der wiederum die Arbeit von MATTHÄUS MUCH (Die Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, Berlin 1902) – anführt. Das Ostseegebiet allerdings hatte schon 10 Jahre zuvor HIRT (1892: 21ff.) als „indogermanische Urheimat“ in Betracht gezogen.

³³³ „Einer der klarst erkennbaren methodischen Leitsätze war für mich, daß die von Süden nach Norden eilenden Ausbreitungswellen einer Kultur im allgemeinen nur für Kulturwellen, dagegen die umgekehrt von Norden nach Süden gerichteten Verpflanzungen zusammenhängender Kulturen oder charakteristischer Teile derselben für Ergebnisse von Völkerbewegungen zu halten sind“ (1902: 27). KOSSINNA hat niemals ausgeführt, inwiefern dies „methodische Leitsätze“ sein sollen und nicht – was man seiner Formulierung entnehmen muß – eine starre Prämisse im Sinn seiner „hervorragend nationalen Wissenschaft“, die er schließlich als Ergebnis seines Arbeitens formulierte: also Prämisse, Methode und Ergebnis in einem!

³³⁴ Vgl. z. B. den Aufsatz zur „indogermanischen Frage archäologisch beantwortet“ (1902: 26f.): „Der Erfolg war nur möglich, weil die Archäologie, und zwar diese allein von allen in Betracht gezogenen Wissenschaften in der bevorzugten Lage ist, durch eine Fülle unverfälschter Zeugnisse uns

der Exaktheit, der die Philologen so sehr beeindruckte. Was aber hat es mit dieser vorgeblichen Exaktheit auf sich? Zwar konnte die Archäologie handfestes, greifbares Material als Arbeitsgrundlage vorweisen und nahm damit eine Sonderstellung unter den altertumskundlichen Disziplinen ein. Zu leicht übersah man jedoch, daß das Material von sich aus stumm war; jede historische und ethnische Aussage mithilfe dieses Materials bedurfte in Wirklichkeit eines unverhältnismäßig größeren interpretativen Aufwandes als etwaige Aussagen aufgrund literarischer Geschichtsquellen. Dies zu überprüfen, war jedoch kaum Aufgabe der Philologen, sondern vielmehr Aufgabe der Archäologie. In der Tat kam die Kritik aus den Reihen der Archäologen, teils sogar der KOSSINNA-Schüler selbst.

Vorher lieferte die „Nordische These“ jedoch noch ein Zwischenspiel besonderer Art: der Versuch einer Erforschung der Urheimat von Germanen und Indogermanen mit anthropologischen Mitteln und schließlich deren Verquickung mit der Archäologie blieb nicht ohne Folgen. Sie fand ihre absurde Kulmination in der nationalsozialistischen Rassenideologie.

Zwar sind die Wurzeln des faschistischen Rassismus und des ihm eigenen Rassenbegriffs nicht direkt aus der wissenschaftlichen Anthropologie herleitbar³³⁵, doch hat die anthropologisierende Tendenz aller Disziplinen eine wichtige legitimatorische Stütze für die Rassenpolitik des Dritten Reichs abgegeben. Nicht zuletzt kommen dabei die nationalistischen Tendenzen KOSSINNAs und seiner Jünger ins Spiel³³⁶. Auf weite Strecken wurde sogar die „Indogermanenfrage“ mithilfe des Rassenbegriffs diskutiert³³⁷. Selbstredend waren auch hierbei die Philologen mit federführend³³⁸, obwohl ihnen fachlich nichts ferner lag als die Anthropologie. Hinsichtlich des

heute noch mitten hinein in die fernsten Urzeiten zu führen.“

³³⁵ In der Mitte des 19. Jhds. hatte ARTHUR GRAF GOBINEAU (*Essai sur l'inégalité des races*, 1835) seine pseudowissenschaftlichen Rassentheorien entwickelt, in welcher die Geschichte als Ausleseprozeß zwischen den menschlichen Rassen dargestellt wird. GOBINEAU wurde eine der „wissenschaftlichen“ Leitfiguren des Faschismus.

³³⁶ Vgl. besonders JANKUHN 1986: 303f. Dabei ist jedoch zu beachten, daß KOSSINNAs anfängliches Bild der germanischen Rassenentwicklung sich von der nationalsozialistischen Rassenlehre unterschied: für ihn stellen die Germanen nicht eine „Urrasse“ dar, er geht (1902: 26) vielmehr von einem Zusammenwachsen ursprünglicher Rassenvielfalt aus.

³³⁷ Die Begriffe „Indogermanen“ und „Germanen“ werden dabei oft fast synonym verwendet bzw. so parallel gestellt, daß der Eindruck von weitgehender Identität der Begriffe entstehen mußte: Man verfolge die Diskussion in den zwei Bänden der HIRT-Festschrift 1936! Der Jubilar selbst hatte sich übrigens gegen eine Anwendung von Rassenwissenschaft zur Bestimmung der idg. Herkunft gestellt, denn „für die Annahme, daß das indogermanische Urvolk noch eine völlig einheitliche Rasse war, fehlen uns jegliche Beweise“ (HIRT 1892: 2ff.).

³³⁸ Vgl. z. B. GUSTAV NECKEL, *Die Frage nach der Urheimat der Indogermanen* (bei SCHERER 1968: 158ff.).

pangermanischen Rassismus fand die „ernste“ Wissenschaft mit einem Mal engere Berührungspunkte zu populärwissenschaftlichen Thesen, die schon einige Zeit vor dem Dritten Reich der Germanomanie zu üppiger Blüte verholfen hatten³³⁹. Und zwar betreffen diese Berührungspunkte sowohl die inhaltliche Seite – phantastische Prämissen mit phantastischen Ergebnissen – als auch die methodische – Ignorierung jeglicher methodischer Stringenz. Hier sei die Rolle der Kulturkreislehre im fast programmatisch zu nennenden Beitrag FRITZ FLORS hervorgehoben³⁴⁰. Dieser Aufsatz bietet Diffusionismus in Reinkultur, wie überhaupt im nichtsprachwissenschaftlichen Band die kulturhistorische Richtung stark vertreten ist³⁴¹. Als kritischen Außenseiter darf man dagegen EGON FREIHERR VON EICKSTEDT bezeichnen, der mit dem ebenfalls konsequent diffusionistisch gehaltenen Wellenmodell auftrat: er übte indirekt Kritik an der Vorstellung eines „siegreichen Vordringens der nordischen Rasse“, indem er am Beispiel des indischen Raumes die Asynchronie von Sprach- und Kulturausbreitung einerseits und der Verteilung rassischer Substanz andererseits illustrierte³⁴². EICKSTEDT unterschied also bei der Anwendung des Wellenmodells zwischen „Kulturelementen“ und Kulturträgern; gerade mit dieser differenzierteren Sicht aber machte er sich unbeliebt. Gleichwohl bleibt auch für ihn die „nordische Rasse (...) urverbunden mit dem Urindogermanentum“ (S. 402). Daß übrigens der durch die Nationalsozialisten politisch domestizierte Begriff des „Nordischen“ sich von der konkreten Skandinavien-Vorstellung löste, steht auf einem anderen Blatt. Das Dogma des interferenzfreien, statischen rassisch-kulturellen Raumes hat die geographische Randlage als Voraussetzung, denn nur die Randlage bewirkt „völkische“ Stabilität, rassische Unberührtheit. In wissenschaftlichen Veröffentlichungen bleibt denn auch der Skandinavien-Topos produktiv³⁴³.

³³⁹ Z. B. GUIDO VON LIST und FRANZ VON WENDRIN (vgl. BIRKHAN 1970: 54).

³⁴⁰ Die Indogermanenfrage in der Völkerkunde, HIRT-Festschrift I: 69ff.

³⁴¹ Die Sprachwissenschaftler blieben demgegenüber (wie schon so oft davor und danach) von der Blässe abstrakter Konzeptionsdiskussionen gänzlich unberührt. Sie nahmen in ihrem Band (II) theoretische Problemstellungen größtenteils gar nicht erst zur Kenntnis.

³⁴² „Halten wir fest: In den Wellenbewegungen, die das Indogermanentum, das Ariertum vortragen und weiterschieben, müssen wir durchaus trennen die rassischen Träger des Impulses, die in eng begrenztem Raume wandern und wieder versickern, von dem geistigen Impuls selbst, der sich im Sprachlichen wie Kulturellen auswirkt, und der weiterwirkt und weiterschwingt. Mit jeder Schwingung vorwärts im Raum wird der Rest der ursprünglichen rassischen Träger geringer, mit jeder Schwingung aufwärts in der Zeit abermals geringer.“ (*Arier und Nagas*, HIRT-Festschrift I: 363).

³⁴³ Lebendig ist der Skandinavientopos in der vom Reichsamt für Vorgeschichte der NSDAP initiierten und von REINERTH herausgegebenen „Vorgeschichte der deutschen Stämme“ (Berlin 1940), „eine Anthologie zum Skandinavientopos in der Vorgeschichte“ (HACHMANN 1970: 180), „gewissermaßen das Fazit dieser Periode der archäologisch-historischen Germanenforschung bis zum Ende des zweiten Weltkrieges“ (OTTO bei KRÜGER 1988: 29).

Im Rahmen der pangermanischen Rassenideologie wurden sprachliche, anthropologische und archäologische Daten zu einem diffusen, irrationalen Ganzen verwoben, das durchaus Anklänge an GRIMMs „Volksseele“ hatte, mit dem Unterschied, daß diese nun in politische Realität umgesetzt werden sollte; und es ist zu bedenken, daß dem Rassismus jener Zeit der Begriff der Volksseele durchaus inhärent war. Hinweise auf eine dementsprechende „Machbarkeit“ von Geschichte – opportun verstanden als Rassengeschichte – sind unschwer zu finden³⁴⁴. Ohne damit in die Diskussion zur Kulturkreistheorie selbst eingreifen zu wollen, darf man wohl mit Fug und Recht behaupten, daß gerade diffusionistisches Gedankengut (natürlich in sehr primitiver Ausprägung) der ideologischen Propaganda des Dritten Reichs entgegenkam. Hier spielt der Begriff der „Ausstrahlung“ und damit die Ideologie des Zentrums eine zu große Rolle, um nicht ins Fahrwasser des faschistischen Herrschaftsbegriffs zu geraten.

Das Diffusionszentrum – um nun einmal bei diesem nicht ganz zutreffenden Begriff zu bleiben – war mit größerer oder geringerer Exaktheit im Norden angesetzt. An der Peripherie befanden sich (Hoch-) Kulturen, welche die Ausstrahlung teils absorbierten, teils ihr unterlagen. Die Ausstrahlung war vielmehr eine aggressive, radiale Expansion und sie betraf in Pervertierung der Kulturkreisbegrifflichkeit nicht mehr nur Kulturelemente, sondern das sogenannte Volkstum: eine Pseudo-Entität, in welche rassische, seelische und geistige Anlagen einverwoben wurden. Als Quasi-Beweis für diese typologische Expansivität des Nordens wird in der Regel auf die spätere Geschichte verwiesen, vor allem auf die Wikingerzeit. Diese Form der Rückverlängerung von Geschichte ähnelt aber mehr einer Vektorgraphik denn einem historisch adäquaten Prozeßmodell³⁴⁵. Sie widerspricht übrigens auch konträr den

³⁴⁴ Hans F. K. GÜNTHER – Indogermanentum und Germanentum, rassenkundlich betrachtet (HIRT-Festschrift I: 317ff.): „Solange die Germanen an ihrer Weltanschauung festhielten, trieben sie bewußt oder unbewußt durch ihre Sitten und Gebräuche bei Gattenwahl, Kindesaussetzung, Bestrafung von Verbrechen usw. eine gewisse Erb- und Rassenpflege, durch die sie ihre Sippen rein vom erbkrankem und rassenfremden Blut erhielten“ (S. 325). Dieser Satz bringt bereits implizit die Zustimmung zum Programm der Endlösung zum Ausdruck, geäußert auf einem wissenschaftlichen Forum. Es braucht wohl nicht gesondert betont zu werden, daß die darin enthaltene Aussage sachlich schlichtweg falsch ist. Klartext spricht das Schlußwort des Aufsatzes: „Die heute lebenden Angehörigen der meisten indogermanisch sprechenden Völker sind meistens nur noch die Sprach- und nicht mehr die Bluterben der Indogermanen. – Für die germanischen Völker droht jetzt das gleiche Schicksal, wenn nicht in letzter Stunde eine Umkehr eintritt. Das nationalsozialistische Deutschland hat diese Umkehr bereits begonnen. Hoffen wir, daß die anderen germanischen Völker recht bald auch noch zur Einsicht kommen und nicht das Schicksal erleiden, das ihre Sprach- und Blutsverwandten in früheren Zeiten betroffen hat“ (S. 340).

³⁴⁵ In Wirklichkeit verlaufen während der Wikingerzeit Kulturgefälle bzw. Kulturausbreitung und kriegerische Expansion genau in konträrer Richtung. Das Phänomen der Wikingerzüge wird man daher in den ethnotypologischen Umkreis der sogenannten *Raids* stellen, welche sich an der

zahlreichen Überbevölkerungs- und Hungernot-Thesen, für die ja gerade spontane Faktoren grundlegend sind.

Die Vereinnahmung der Rassentheorie durch die politische Ideologie trug wohl mit dazu bei, daß sich viele Vertreter der Forschung von diesem ominösen Stützpfeiler der Skandinavienthese abwandten und sich mehr auf die eigentlichen Methoden ihres Fachs zurückbesannen³⁴⁶. Der kritische Wissenschaftler mußte erkennen, daß die postulierte metaphysische Einheit von einer Rasse, einer Seele, einem Geist, einer Physiognomie, einer Kultur und einer Sprache sich nicht mit seinem Material in Deckung bringen ließ. Eine Abwendung von der simplifizierten Darstellung historischer Realität hatte in der Archäologie zwar bereits vor dem dritten Reich einge-

Peripherie von Hochkulturen bzw. hochorganisierten Wirtschaftsformen entzündet und ihre Stoßrichtung gegen das Kulturgefälle zu entwickeln pflegen. Solche Raids umfassen sowohl kleine, spontane Raubzüge als auch großorganisierten Heerfahrten, die sogar in Landnahme und Herrschaftsbildung münden. Das gemeinsame Bindeglied ist das ökonomische Gefälle zwischen Peripherie und Zentrum.

Im konkreten Fall bilden das angelsächsische, fränkische und byzantinische Reich die jeweiligen Zentren, Skandinavien und der primäre wikingische „Angriffsraum“ die zugehörige Peripherie. In gleichem Maße, wie diese Zentren historisch und ideologisch im römischen Imperium wurzeln, ist auch die nordeuropäische Peripherie seit Anbeginn der schriftlichen Überlieferung an das römisch-imperiale Zentrum gebunden. Vor der imperialen Zeit treffen die Vorstöße teils noch bis direkt ins Zentrum hinein, so z. B. der Galliereinfall unter *Brennus* 387 v. C. In imperialer Zeit stabilisiert sich – nach den wechselvollen Germanenkriegen – die Peripherie an der Rhein-Limes-Donaugrenze, wo die Raids, inzwischen selbst hochorganisiert, einen vorläufigen Höhepunkt in den Markomannenkriegen Mitte des 2. Jhds. erreichen. Mit der Schwächung des Reiches im 3. Jhd. gerät auch die Grenze mehr und mehr ins Wanken, und die Vorstöße kommen dem Zentrum wieder näher.

Die Raids ändern ihr Erscheinungsbild – wenigstens nach unseren Quellenkenntnissen – in den Jahrhunderten zwischen der späteren Völkerwanderungszeit und der Wikingerzeit wesentlich: es ist die Phase der germanischen Reichsbildungen. Zwar ist diese Phase kaum „ruhiger“, doch stellt sich die Stoßrichtung der Züge nicht mehr so einheitlich dar. Dies wird man damit erklären dürfen, daß auch kein einheitliches Zentrum mehr besteht (Reichsteilung!) und damit das ökonomisch-kulturelle Gefälle keine eindeutige geographische Ausrichtung mehr besitzt. Es wird wohl kein Zufall sein, daß der Neubeginn in Form der Wikingerzüge zeitlich gerade mit dem politisch-kulturellen Aufschwung der Reiche in England, Deutschland und Ostrom zusammenfällt, durch welche Zentrum und zugehörige Peripherie von Süden nach Norden und Osten verschoben wurden. Das verdeutlicht, daß die Begriffe Peripherie und Zentrum sich an aktuellen politisch-historischen Gegebenheiten orientieren – wobei geographische Faktoren mittelbar wirken.

Zu einem Vorläufer der Wikingerzüge vgl. auch unten Seite 127ff.

³⁴⁶ So ist es kein Wunder, daß POKORNY seine Illyrier-These gerade während des Dritten Reiches präsentierte, WAHLE seine Kritik an der ethnischen Deutung, EICKSTEDT seine Kritik am Begriff der rassistischen Expansion. Vereinzelt waren schon vor dem Dritten Reich Gegenstimmen laut geworden: JACOB-FRIESEN 1928: 30ff. kritisierte nicht nur den faschistischen Rassenbegriff, sondern bestritt als einer der ersten generell die Wissenschaftlichkeit seines Grundlegers GOBINEAU und seiner Anschauungen.

setzt. Jedoch war, wie schon gesagt, das Fach noch in einem Stadium, in dem erst zuverlässiges methodisches Rüstzeug gefunden werden mußte. Aus diesem Grund auch lag die Kritik zunächst vor allem im Methodischen³⁴⁷. In der Methodenkritik wurde die Ablösung der „Ära KOSSINNA“ wohl durch ERNST WAHLE (1941) markiert, auch wenn seine Arbeit noch keine endgültige Loslösung von der „Methode KOSSINNA“ erbrachte³⁴⁸. Es ist sicher kein Zufall, daß diese Arbeit in den Höhepunkt der nationalsozialistischen Machtentfaltung datiert.

Die frühe Kritik an KOSSINNA blieb jedoch nicht nur beim Methodischen stehen. Archäologen, die das Material und nicht das Modell vornanstellten, korrigierten auch schon bald konkrete Ergebnisse KOSSINNAs. Nachdem LA BAUME bereits 1920 und PETERSEN 1929 fürs Weichselgebiet kulturelle Kontinuität konstatiert hatten³⁴⁹, widersprach BOHNSACK in zwei Abhandlungen KOSSINNAs Herleitung der Burgunder aus Bornholm, da diese dem Material nicht zu entnehmen sei³⁵⁰. Damit wurde nur deutlich, daß die burgundische Herkunft aus Skandinavien, mit archäologischen Mitteln nicht erweisbar war. Wenn aber die Archäologie eine burgundische Herkunft aus Bornholm ablehnen mußte, dann wird für diesen Stamm jede skandinavische Herleitung sinnlos, denn die Herleitung begründete sich ja in der Übereinstimmung des VN gerade mit dem Namen Bornholms³⁵¹.

Die so eingeschlagene Richtung war keine Sackgasse, denn schließlich korrigierten selbst Forscher, die vorher extreme Einwanderungsthesen vertreten hatten, ihre früheren Positionen³⁵². In gleichem Maße, wie sich die Anschauungen der Archäologie im einzelnen veränderten, wurde auch die Terminologie umgestaltet; ethnische Termini wurden meist durch geographische oder kulturtypologische Termini ersetzt.

³⁴⁷ REINECKE in: Mainzer Zeitschrift 1.1906: 47; JACOB-FRIESEN 1928: 141ff. u. a.; ZEISS in: Germania 14.1930: 11ff.

³⁴⁸ Vgl. HACHMANN 1970: 176f.

³⁴⁹ W. LA BAUME, Vorgeschichte von Westpreußen, 1920: 41ff.; ihm zustimmend der KOSSINNA-Schüler E. PETERSEN, Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen, 1929: 120.

³⁵⁰ BOHNSACK 1938 (Die Burgunden in Ostdeutschland und Polen); 1940 (Die Burgunden. Bei REINERTH III: 1033ff.).

³⁵¹ HACHMANN 1970: 179f. bemerkt dazu: „Er [BOHNSACK] schien vor der Unmöglichkeit, eine Einwanderung nachzuweisen, und der Notwendigkeit, eine solche mit KOSSINNA postulieren zu müssen, zu kapitulieren, denn er stellt resigniert fest: ‘Vorläufig wissen wir nur, daß unsere nordost-deutsche Spätlatènekultur aus Skandinavien gekommen sein muß, ohne das Heimatland noch näher umschreiben zu können’. In Wirklichkeit enthält dieser Satz schon die Feststellung, daß ein archäologischer Nachweis der Einwanderung der Burgunden nicht möglich ist.“

³⁵² Zum Beispiel wich SCHWANTES 1958 (Die Gruppen der Ripdorf-Stufe. Jahresschr. f. Mitteldt. Vorgesch. 41-42.1958: 382f.) von seiner „Suebischen Landnahme“ wieder weitgehend ab und versuchte nur noch, die Seedorf-Stufe, aus dem Norden herzuleiten. LEYDEN (Germania 35.1957: 271) nimmt schließlich gegen SCHWANTES sogar den umgekehrten Weg an.

Parallel zu diesem Vorgang zogen sich viele Archäologen auch aus den gefährlichen Zonen der ethnischen Deutung zurück³⁵³, in welchen sie auf außerhalb ihres eigenen Fachgebietes liegende Quellen angewiesen waren. Generell ist die Archäologie hinsichtlich einer ethnischen Deutung vorsichtiger geworden, hinsichtlich der germanischen Ethnogenese speziell wird heute kaum noch skandinavische Herkunft postuliert. Auch bezüglich der nordischen Bronzezeit haben sich die Auffassungen geändert: während früher die kulturelle Eigenständigkeit Skandinaviens mit ethnischer Eigenständigkeit im Sinn der taciteischen Germanen gleichgesetzt wurde, formuliert man heute einige neue Aspekte³⁵⁴:

1. Der Nordische Kreis ist von geringerer geographischer Ausdehnung, als bisher vermutet.
2. Der Norden kennt keine Autarkie an Formen, sondern nur eine Autarkie in deren Weiterentwicklung.
3. Der Norden kennt keine Autarkie an Rohmaterialien, er ist vielmehr vom Außenhandel abhängig.
4. Die Nordische Bronzezeit ist eine Küstenkultur, d. h. sie basiert auf Seehandel – womöglich eine der Quellen für die Bedeutung des Schiffes in nordischen Felsbildern.
5. Im Gegensatz zu den früheren, kulturell selbständigeren Phasen ist die Bronzezeit also mehr oder weniger eine Zeit des „gesamteuropäischen“ Handels, der Güterfluktuation.
6. Isolierung von Kulturgruppen, die eventuell auch ethnische Abgrenzung indizieren *könnte*, findet sich erst (wieder) in der Eisenzeit.

Eine Gleichsetzung von „Urgermanen“ und der bronzezeitlichen Kultur des Nordischen Kreises ist innerhalb der Archäologie einerseits nicht mehr vertretbar, da die Phasen der nordischen Bronzezeit bei aller kulturellen Individualität das Erscheinungsbild einer Verkehrs- und Handelsgemeinschaft mit dynamischen Außenbeziehungen bietet³⁵⁵. Andererseits wurde und wird immer wieder auf die Problematik hingewiesen, daß eine bedeutende Einwanderungswelle vom Kontinent nach Skandinavien seit dem Neolithikum nicht zu verzeichnen sei; ähnliches läßt sich für den umgekehrten Weg konstatieren. Solche Argumentation geht von der plausiblen

³⁵³ Vgl. HACHMANN 1970: 177; MILDENBERGER 1986: 313ff.

³⁵⁴ Vgl. HACHMANN und WILSON im Artikel „Bronzezeit“ in RGA III: 506ff.

³⁵⁵ Siehe am Beispiel der NBZ in Finnland ELLA KIVIKOSKI – Suomen esihistoria (Finnlands Vorgeschichte, S. 108; 123): die Erscheinungsformen des Kultureinflusses weisen auf Handelsbeziehungen, allenfalls „kleinere Filialen“ (bei MUCH 1967: 520), was den Charakter des ost-seeumspannenden Kulturphänomens „Nordische Bronzezeit“ umreißt.

Prämisse aus, daß das germanische Ethnos entweder in Skandinavien entstanden oder nach Skandinavien importiert worden sein muß, wobei Autochthonie und Import hier nur idealtypische Termini sein sollen. Unausgesprochen gründet sie jedoch wieder auf der falschen Prämisse, daß der Import eines Ethnos nur mithilfe eines Imports von „Population“, also durch eine Völkerwanderung, zustande kommen könne. Theoretisch ist letztere Prämisse längst überwunden, in der Praxis kommt sie wieder und wieder zum Zug³⁵⁶.

Vielleicht war es die terminologische Umgestaltung, vielleicht auch die differenziertere Sicht der kulturellen und ethnischen Zusammenhänge selbst, wahrscheinlich aber beide Gründe, deretwegen die Nachkriegsgermanistik den Anschluß an die neuere Archäologie versäumte. Denn war in der Vorgeschichtsforschung bisher von Stämmen die Rede gewesen, so sprach man jetzt zunehmend von Fundgruppen, Typenkreisen und Kulturhorizonten – ohne jene ethnoterminologische Verbindlichkeit, die sich in das Begriffsinventar der Nachbardisziplinen so leicht integrieren ließ. Diese Entwicklung war insofern schwerwiegend, als sie die anfängliche Synchronie von Philologie, Geschichtswissenschaft und Archäologie mehr und mehr aufhob und die Distanz zwischen den Disziplinen größer werden ließ. Philologen und Geschichtswissenschaftler hatten ihre stammeskundliche Vorstellungen schon zu einem guten Teil von KOSSINNAS Archäologie abhängig gemacht. Der vergrößerte Abstand zwischen den Disziplinen konnte nur dazu führen, daß man an die neue Entwicklung

³⁵⁶ Ein Exempel in dieser Richtung statuiert neuerdings in seiner Gotengeschichte CZARNECKI (1975), der mit „surprising results“ (S. XIII) und einem „revised image of the protohistoric past of the Goths“ (S. 136) aufzuwarten verspricht. In Wirklichkeit modifiziert er nur – auf traditionellem Fundament verbleibend – die traditionelle Ansicht in 3 Punkten: 1. nimmt er einen anderen Wanderweg der Goten an; 2. rekonstruiert er eine Zwischenstation an der Oder, bevor in ptolemaischer Zeit die Weichselsitze eingenommen werden; 3. reduziert er die Bedeutung der Goten auf die eines kleinen Stammes. Methodisch behauptet er, den Primat der historischen Quellen einzuhalten, weil die anderen Quellen – auch die linguistischen – nicht aussagekräftig genug seien (S. XI f.). Für eine Zwischenstation an der Oder geben TACITUS und PLINIUS selbst jedoch nichts her, deshalb spielt wider alle beschworenen Prinzipien der FLN *Guthalus* eine zentrale Rolle. Abgesehen davon, daß dieser Name nicht zweifelsfrei lokalisiert werden kann, ist jedenfalls CZARNECKIS 1975: 64 funktionale Gleichsetzung mit dem ptol. Σουήβοις aus Gründen der Wortbildung verfehlt; siehe dazu unten Seite 158 ff. Das „revidierte Bild“ der gotischen Vorgeschichte steht jedoch nicht nur auf schwachen Füßen, sondern es verbleibt auch ganz im traditionellen Rahmen: Urheimat, Wanderthese, diachrone 1:1-Relation von Name und Ethnos, 1:1-Relation von Name und Territorium – das sind die Stützpfeiler der Theorie.

Auch WOLFRAM 1979 verfolgt den Primat der historischen Quellen; für seine Aufgabe – vor allem die spätere Geschichte der Goten – ist dies aber in weit höherem Maße gerechtfertigt. Verstöße gegen diesen Primat bei Filiations- und Herkunftsfragen (zu Beginn des Buches) wiegen deshalb weniger schwer, doch sind sie vorhanden: so beruft sich WOLFRAM 1979: 8 ausgerechnet auf die unmögliche These, die *Gutones* seien „die jungen Guten“: siehe genauer Fußnote 561.

der Archäologie den Anschluß nicht mehr fand. So wurde im Endeffekt weiterhin auf die ältere archäologische Literatur zurückgegriffen, wobei die Arbeiten von KOSSINNA, SCHWANTES, SPROCKHOFF und TACKENBERG den gewichtigsten Einfluß hatten³⁵⁷.

Beinah gleichzeitig mit WAHLES kritischer Arbeit erschienen zwei Untersuchungen von FRIEDRICH MAURER, die sich zum Ziel gesetzt hatten, festlandgermanische und skandinavische Abhängigkeitsverhältnisse zu durchleuchten³⁵⁸. Explizit wurde KOSSINNAS Archäologie als Argumentationsgrundlage verwendet und ihre Überlegenheit hinsichtlich stammeskundlicher Aussagen betont³⁵⁹. Allerdings findet weniger die skandinavische Herleitung der Ostgermanen, als vielmehr SCHWANTES' „suebische Landnahme“ hierin Eingang³⁶⁰. MAURER konnte nicht wissen, daß sich seine Harmonien nicht mehr im Gleichklang mit den neuesten Tönen der Archäologie befanden³⁶¹. Wissen können hätte es eher ERNST SCHWARZ, als er 1956 sein „Germanische Stammeskunde“ veröffentlichte.

Anders als MAURERS Buch war jenes von SCHWARZ offensichtlich weniger als Thesenwerk gedacht, das auch bislang unbekanntes Material und neue Verfahren erschloß; vielmehr beinhaltet es eine Darstellung des Forschungsstandes, wobei vor allem das Gedankengut von MUCH, GUTENBRUNNER, aber auch von HIRT, POKORNY, KRAHE und schließlich von MAURER zur Geltung kam. In seinen archäologischen Argumenten berief sich SCHWARZ ebenso wie MAURER auf KOSSINNA, SCHWANTES, TACKENBERG und SPROCKHOFF. Das daraus resultierende Germanenbild entspricht auf weite Strecken, teils sogar bis in die Terminologie, dem von MAURER³⁶². Die Eigenleistung von SCHWARZ

³⁵⁷ Es sei wieder auf HACHMANN 1970: 180ff., 207ff. verwiesen, wo sich eine detaillierte und zitatreiche Rezeptionsgeschichte der archäologischen Skandinavientopik in sprachwissenschaftlichen Handbüchern findet. Diese soll jedoch an dieser Stelle nicht interessieren, vielmehr kommt es im weiteren auf die Entwicklung der germanistischen, philologischen Stammeskunde an.

³⁵⁸ FRIEDRICH MAURER: Nordgermanen und Alamannen. Studien zur germanischen und frühdeutschen Sprachgeschichte, Stammes- und Volkskunde. Straßburg 1940. MAURER: Sprachgeschichte als Volksgeschichte. In: Von deutscher Art in Sprache und Dichtung 1.1941: 43ff.

³⁵⁹ MAURER 1941: 44f.: „Wir müssen uns an diejenige Wissenschaft um Hilfe wenden, die in den letzten Jahrzehnten einen unerhörten Aufschwung in die Germanenforschung gebracht hat und die über umfassendere und greifbarere Zeugnisse verfügt als die Sprachwissenschaft: die vorgeschichtliche Archäologie“.

³⁶⁰ Vgl. HACHMANN 1970: 193ff.

³⁶¹ Man beachte die teils scharfe Kritik, auf die MAURER z. B. bei dem schwedischen Archäologen ALTHIN stieß: Niederdeutsche Mitteilungen 2.1946: 163ff., dann 4.1948: 85f. Kritik fand auch noch die dritte Auflage des Buches (NEUMANN in: ZfMaf 22.1954: 116f.)

³⁶² SCHWARZ 1956: 156: „Die Träger der elbgermanischen Kultur, die sich ab 650 v. Chr. an der unteren und mittleren Elbe durch Ansiedlung einer neuen Volkswelle aus dem Norden abzuzeichnen begann, sind die Sweben, das Hauptvolk der Erminonen, zu denen auch Hermunduren, Markomannen und Quaden zählen“. Mit dem Begriff der Volkswelle wird nun deutlich, daß ganz eindeu-

besteht weniger darin, sich neu mit dem Material auseinanderzusetzen, als vielmehr in der Erstellung historischer Analogieschlüsse und forschungsgeschichtlicher Kompromisse. Besonders betrifft dies sein Rugier- und Burgundermodell: da an der Herkunft der Burgunder aus Bornholm überzeugende Zweifel geäußert worden waren, leitete er sie nun aus Skandinavien selbst her³⁶³ und ließ Bornholm nur noch als „Durchzugsgebiet“ gelten³⁶⁴. Damit übertrug er in Wirklichkeit nur ALMGRENS³⁶⁵ Lösung hinsichtlich der Goten und Gotland auf die Burgunder und wiederholte der Einfachkeit halber diesen Vorgang auch noch für die Rugier³⁶⁶. Die systeminterne Plausibilität von SCHWARZ' Analogieschlüssen läßt zu leicht über ihren spekulativen Charakter hinwegsehen.

An Kritik gegenüber MAURER und SCHWARZ auch aus den Reihen der Philologie hat es nicht gefehlt³⁶⁷. Tatsächlich wurden aber erstere zu Handbüchern, die regelmäßig zu Rate gezogen wurden und auf denen oft Einzeluntersuchungen basierten, (welche wieder für andere Handbücher herhielten...).

Zur germanischen Ethnogenese selbst ist seit der Stammeskunde von SCHWARZ – neben mehreren kleineren Untersuchungen – ein großes Standardwerk entstanden, nämlich die „Stammesbildung und Verfassung“ von REINHARD WENSKUS (1961), die sich einer neuen Vorgehensweise in der Bestimmung des Ethnos verpflichtet hat. Erstmals tritt hier ein differenzierteres Germanenbild in Kraft, in welchem der Begriff des Ethnos selbst hinterfragt wird. WENSKUS kommt nicht mehr zum Ergebnis einer sich radial ausbreitenden Ethnogenese – womöglich in Skandinavien –, sondern erwägt ein Zusammenwachsen verschiedener Gruppen zu jenem Gebilde, das uns in den Quellen als Germanentum entgegentritt³⁶⁸. Zu denken wäre dabei zum Beispiel an ein festländisches und ein skandinavisches Element. Auch die zeitliche Komponente gestaltet sich vielschichtiger als bei den traditionellen – einem Stammbaummodell verpflichteten – Auffassungen. Das geographische Erscheinungsbild des so

tig der Import von Ethnos mit dem Import von Population gleichgesetzt war.

³⁶³ So schon früher SCHWARZ 1951: 183.

³⁶⁴ SCHWARZ 1956: 74.

³⁶⁵ ALMGREN 1934: 314ff.; vgl. auch in: Mannus 8.1917: 290.

³⁶⁶ SCHWARZ 1956: 80f.

³⁶⁷ Rezensionen von MAURER: ROTH in: ANF 57.1943: 119ff.; KUHN in: AfdA 43.1944: 4ff.; ROSENFELD in: Neuphilologische Mitteilungen 51.1950: 61ff. Rezensionen von SCHWARZ 1951: KUHN in: AfdA 66.1952: 45ff.; PHILIPPSON in: JEGPh 52.1953: 242ff.; WOLFF in: ANF 68.1953: 188ff.; ROSENFELD ZfPhon. 8.1954: 365ff.; NEUMANN in: ZfMdartforsch. 22.1954: 118ff.; BETZ in: ZfdPh 74.1955: 309ff.; KUHN in: ZfdA 86.1955: 1ff. Rezensionen SCHWARZ 1956: KUHN in: Anglia 76.1958: 434ff.

³⁶⁸ Einen Ansatz in diese Richtung, wenn auch auf anderer Grundlage, unternahm schon BREMER 1904: 78.

zusammengewachsenen Germanentums wäre allerdings vom traditionellen schwer zu unterscheiden.

Inzwischen hat sich, nicht zuletzt durch die WENSKUSSche Arbeit, die allgemeine Haltung zu den Fragen der germanischen Ethnogenese wohl etwas entkrampft. Neben vielen kleineren Untersuchungen³⁶⁹ sind auch einige größere Monographien entstanden, die sich meist Einzelproblemen zuwenden³⁷⁰. Wenn heute die Alternative: hier Skandinavien – da Festland zum Streitpunkt wird, so liegt es in der Regel daran, daß die Vorbedingungen, die begrifflichen Probleme, Datierungs- und Filiationsfragen – obwohl hundertfach diskutiert – immer noch nicht geklärt sind. Das gesamte Modell liegt im Argen, denn einerseits sind die WENSKUSSchen Vorschläge zum Ethnosbegriff im Bewußtsein aller, andererseits wird dennoch versucht, das Germanentum selbst zu lokalisieren und zu datieren. Offensichtlich ist es schwer, die komplizierte Materie unter einem einzigen, uns derzeit zur Verfügung stehenden Schlagwort zu subsumieren. Ein mehrschichtiges Modell in komplexerer Darstellung wiederum ist nicht einprägsam genug, um sich durchzusetzen. In der Not wird schließlich doch wieder der Skandinavientopos hervorgeholt.

2.2 Die Quellen zur skandinavischen Herkunft der Germanen

Auf diese Weise wird klar, daß der moderne „Skandinavientopos“ in der Forschungsgeschichte eine zirkuläre Eigendynamik entwickelt hat, die alle Fächer prägt. Beweisbar ist dieser Topos mit den Mitteln der Archäologie zwar nicht; aber seine Unbeweisbarkeit ist auch kein Argument für das Gegenteil – nämlich Autochthonie der festländischen Germanen. Es ist daher im Gegenzug geraten, sich die Quellen anzuschauen, die für eine skandinavische Lokalisierung der germanischen bzw. ostgermanischen Ethnogenese beigebracht wurden und ihre Aussage zu überprüfen. Zur Hauptsache lassen sich 4 Quellengruppen unterscheiden³⁷¹:

a) Sprachliche Übereinstimmungen,

³⁶⁹ Vgl. neuerdings im Sammelband „Germanenprobleme in heutiger Zeit“ (Hg. BECK 1986), Ergänzungsb. zu RGA, worin verschiedene historische Disziplinen zu Wort kommen.

³⁷⁰ HACHMANN 1970 allerdings entwickelte am Beispiel der Goten und Skandinavien eine „aus methodischen Gründen interessante Studie“ (WOLFRAM 1979: 6⁸), die durch die kritische Hinterfragung der Grundlagen übergreifende Gültigkeit bekommt. Einige Einzelergebnisse (vor allem die Profilierung des ABLABIUS s. u. Kap. 2.2) werden dabei jedoch kaum zu halten sein.

³⁷¹ Auf einem andern Blatt stehen Indizien wie z. B. die „Wildheit“, die MUCH (bei HOOPS III: 123; nochmals 1967: 442) unter Berufung auf die *gens etiam Germana feritate ferocior* des Vell. Pat 2,106 für die skandinavische Herkunft der Langobarden in Anspruch nimmt. Hier betritt man den Boden der Spekulation mit beiden Füßen.

- b) Übereinstimmungen der Namen (Borgundarholm, Gotland, Rogaland, Hordaland),
- c) Übereinstimmungen des Rechts,
- d) Die germanischen Stammesagen der VWZ und des FrühMA.

Es können diese Quellengattungen hier nicht alle diskutiert werden; wie sich herausstellt, ist das aber auch gar nicht nötig.

Hinsichtlich (1) wurde besonders auf gotonordische Isoglossen in der Morphologie und der Morphonologie verwiesen³⁷². Die Beweiskraft der Argumente ist umstritten; doch wie auch immer das Ergebnis ausfällt: die Isoglossen – wenn monogenetisch interpretiert – bezeugen lediglich einen Zusammenhang der Gruppen. Von einer Aussage über den jeweiligen Genesekern kann keine Rede sein. D. h. die gemeinsamen sprachlichen Eigentümlichkeiten können auch auf dem Kontinent entstanden und dann nach Skandinavien transportiert worden sein.

Ähnliches gilt für (2), nur sind hier Übereinstimmungen eindeutiger festzustellen. Niemand wird heute noch ernsthaft an einem Zusammenhang von Rogaland und Hordaland mit den Namen der Rugier und Haruden zweifeln. Auch Gotland und der Name der Goten gehören wohl zusammen, und – auf die eine oder andere Weise – auch der Name von Bornholm und den Burgundern. Doch kann hier wie oben vorerst nur ein Zusammenhang festgestellt werden, ohne daß sich damit schon eine Aussage über ein Migrations- bzw. Diffusionszentrum ergibt.

Festländisch-skandinavische Übereinstimmungen in Elementen der Rechtskultur (3) dienen zur Herleitung z. B. der Langobarden von Skandinavien. Dies ist jedoch eine so schwache und ungeklärte sachliche Stütze, daß man ihre Hilfe wohl kaum in Anspruch nehmen kann³⁷³. Aber selbst wenn sich ein eindeutiger Zusammenhang ergäbe, bliebe hier das gleiche Problem wie bei den sprachlichen und namenkundlichen

³⁷² Vgl. besonders SCHWARZ 1951: 47ff. 142ff., der an anderer Stelle noch weiter gegangen ist: „Es spricht nichts dagegen und alles dafür, daß das Gotische eine nordgermanische Sprache ist“ (1956: 86). Dieser Satz ist jedenfalls so nicht hinzunehmen, wenn man die Einheitlichkeit des Urnord. zur Überlieferungszeit des Got. betrachtet und die Sprachform der got. Bibel damit vergleicht. Dagegen schon KUHN ZfdA 86.1955: 1ff.; neuerdings kommt auch MANCZAK 1982: 127ff. (mit neuen Prämissen und Methoden) zu ganz anderen Ergebnissen, die jedoch m. E. nicht plausibler sind.

³⁷³ Vgl. bei BRUNNER I: 269, 536ff.; CONRAD 1962: 65; FICKER 1906: 1. Woraus sich letztlich die Bewertung von „Nähe oder Entfernung im Verwandtschaftsverhältnis“ der germanischen Volksrechte herleitet, zeigt VON AMIRAS 1893: 39 Axiom: „Sie kann aber nicht, wie früher fast allgemein geschah, nach der einen oder andern Inhaltsähnlichkeit der Rechte bemessen werden. Vielmehr ist der einzige, wenn auch nur relativ verlässige Masstab in dem Satze gegeben, dass die Rechtsfamilien der älteren Zeit sich mit den Sprachfamilien (...) decken“.

Zeugnissen: erwiesen wäre nicht ein skandinavischer, sondern allenfalls ein gemeinsamer Ursprung, der an einem beliebigen Punkt lokalisiert werden könnte.

Es bleiben also als letzte Quellengruppe (4) die Herkunftssagen vor allem der ostgermanischen Völker. Bei diesen trifft man nun auf eine eindeutige Herleitung, eine Lokalisierung ihres Ursprungs in Scandza. Zum ersten Mal taucht eine solche Ursprungssage in den *Getica* des JORDANES auf. Doch beschränkt sich die Überlieferung von der skandinavischen Herkunft nicht auf diesen Autor, sondern findet sich in verschiedenen Quellen mit Bezug auf verschiedene Stämme immer wieder. Dabei finden sich merkwürdige Kongruenzen:

1. In der *Origo gentis Langobardorum*³⁷⁴ werden die Langobarden von einer Insel *Scadanan* hergeleitet. Der Einleitungssatz erinnert an die *Getica*, ohne jedoch wörtliche Übereinstimmung zu bieten³⁷⁵. Das ist allerdings das einzige Indiz, das auf Abhängigkeit von den *Getica* weist und reicht nicht aus als Stütze für BOLLNOWS Annahme einer direkten Nachbildung des JORDANES-Satzes. Die Stütze findet sich eher darin, daß die Einleitungssätze in den drei erhaltenen Handschriften der *Origo* nicht identisch sind. Zudem wird nirgends ein Auswanderungsbericht oder ein Hinweis auf die Fahrt übers Meer gegeben, sondern alles spielt sich offenbar auf dem Kontinent ab³⁷⁶. Auch steht der Einleitungssatz mit dem darauf folgenden Text in keinem engeren Zusammenhang. Deshalb war schon früher argumentiert worden, daß er eigentlich nicht an diese Stelle gehöre; vielmehr müsse der zweite Satz die Erzählung ursprünglich eingeleitet haben. Tatsächlich hat dieser Satz – *erat gens parva quae Winnilis vocabatur* – den Charakter eines Einleitungssatzes, der Hinweis auf die skandinavische Herkunft wird deshalb an dieser Stelle keine echte Überlieferung sein³⁷⁷. Nach HACHMANN zeigt weiter die Ungleichgewichtung der historischen Ereignisse, daß die skandinavische Herleitung ein heterogenes Element in der Erzählung ist³⁷⁸.

³⁷⁴ Dreifach überliefert in den Hss. der Madrider, Caveser und Modeneser Codices. Der enge Zusammenhang mit der Niederschrift des *Edictus Rothari* läßt eine Entstehungszeit im Jahr 643 vermuten (E. BERNHEIM in: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 21.1896: 381ff.).

³⁷⁵ JORDANES *Get.* 3: *est in Oceani arctoi salo posita insula magna, nomine Scandza.*

³⁷⁶ HACHMANN 1970: 20.

³⁷⁷ BRUCKNER 1895: 19ff. (*Die Sprache der Langobarden*) wollte auch formale Kriterien ins Feld führen, um die Unechtheit des Einleitungssatzes zu beweisen; dagegen in einer Rezension MUCH in: Göttingische Gelehrte Anzeigen 158.1896: 862f.

³⁷⁸ Das erste „faßbare“ geschichtliche Ereignis der Überlieferung, der Krieg gegen die Rugier 488 n. C., datiert mindestens ein halbes Jahrtausend nach der Einwanderung, da die Langobarden um die Zeitenwende schon auf dem Festland bezeugt sind. Ein halbes Jahrtausend verlorengegangener geschichtlicher Erinnerung zwischen zwei genau bekannten historischen Fixpunkten sei aber ein

2. Auch PAULUS DIACONUS (Hist. 1,1) bezeugt, daß *Winnilorum, hoc est Langobardorum, gens (...) ab insula quae Scadinavia dicitur adventavit*. Seine Vorlage war die Origo, deren Formulierung er lediglich verkürzt³⁷⁹. PAULUS DIACONUS benutzte außerdem auch JORDANES und imitierte womöglich dessen Erzählaufbau³⁸⁰.
3. Von besonderem Interesse ist eine dritte Quelle, die *Historia Langobardorum codicis Gothani*. Sie ist wohl kurz nach 800 unabhängig von PAULUS DIACONUS, aber basierend auf der Origo und einer weiteren Quelle³⁸¹ entstanden und erzählt von einer Landschaft *Scatenauga* als langobardischer Urheimat; diese Landschaft wird jedoch nun an der Elbe lokalisiert.
4. FREDEGAR nennt als langob. Urheimat *Scathanavia*, welches aber ebenfalls zwischen Donau und dem Ozean liegt. Auch hier liegt die Origo zugrunde.
5. „In fast wörtlicher Übereinstimmung mit FREDEGAR III 65“ findet sich der Bericht über die langobardische Auswanderung im *Chronicon Universale* (entstanden vor 775)³⁸². Außerdem werden nun auch die Burgunder von Skandinavien hergeleitet.
6. In der *Passio S. Sigismundi regis* wiederholt sich diese Stelle – wiederum in teils wörtlicher Übereinstimmung –, wobei die Abhängigkeitsverhältnisse nicht endgültig gelöst sind³⁸³. Auch die *Passio* kennt die skandinavische Herkunft der Burgunder.
7. PROSPER TIRO 1169 berichtet von einer langobardischen Auswanderung aus *Scandia*. Hier liegt nach MOMMSEN (MGH. Aa 9.1892: 497ff.) keine alte Überlieferung vor, sondern eine Zufügung des 15. Jhds.

Überall, wo man in der Literatur auf den Skandinavientopos stößt, stehen also entweder die *Origo gentis Langobardorum* oder die *Getica* im Hintergrund. Die Origo selbst hat starke Anklänge an die *Getica*, so daß die *Getica* des JORDANES offensichtlich den Schlüsselpunkt zur Erklärung des frühmittelalterlichen Topos von der skandinavischen Herkunft germanischer Stämme bilden. Die direkten Bezüge zu JORDANES finden ihre Bestätigung darin, daß die *Getica* durch das ganze Mittelalter hindurch eine reiche Rezeptionsgeschichte hatten, wie sowohl Bibliothekskataloge als

gewichtiges Argument gegen die Originalität der skandinavischen Herleitung (HACHMANN 1970: 22ff.).

³⁷⁹ Die Abhängigkeit des PAULUS DIACONUS von der Origo gilt seit BETHMANN in: Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 10.1851: 351ff. (Die Geschichtsschreibung der Langobarden).

³⁸⁰ Zu diesem Schluß gelangt HACHMANN 1970: 24.

³⁸¹ Genannt wird HIERONYMUS, es handelt sich jedoch wohl um eine Verwechslung mit ISIDOR VON SEVILLA Etym. 9,226 (vgl. ZEUSS 1837: 473).

³⁸² HACHMANN 1970: 28.

³⁸³ HACHMANN (1970: 28f.) vertritt die Abhängigkeit des *Chronicon* von der *Passio*.

auch andere Quellen zeigen³⁸⁴. Da von CASSIODOR im Mittelalter hingegen nichts bekannt war, muß dessen Werk wohl schon früh verloren gegangen sein.

Hinsichtlich der langobardischen Überlieferung ist auffällig die Verknüpfung des in anderen Quellen vorgefundenen Namens mit einer festländischen Heimat. Gerade die Heimat an der Elbe wird ja auch durch die antike Historiographie als frühester Stammessitz bezeugt, aus dem Grund scheinen in den Quellen (4-6) Kontaminationsformen vorzuliegen, bei denen nicht der Name des Herkunftslandes, eher jedoch die festländische Lokalisierung auf einheimische Tradition zurückgeht.

Die Auswanderung stellt sich bei JORDANES Get. 4 so dar:

Von der Insel Skandza sind die Goten unter ihrem König Berig auf 3 Schiffen ausgezogen³⁸⁵. Das Land, an dem sie anlegten, benannten sie mit ihrem eigenen Namen; deshalb heißt die Gegend dort noch heute Gothiskandza. Später bekriegten die Goten die Ulmerugi (die an der Meeresküste saßen) und vertrieben sie; dann unterwarfen sie die Wandalen und nötigten sie zum Anschluß. Nun nimmt die Zahl des Volkes immer mehr zu, und Gadarichs Sohn Filimer – „ungefähr“ der 5. König nach Berig – beschließt die Auswanderung. Bei dieser Aktion gelangen die Goten nach Oium im Skythenland, wo ein Teil wegen einer gebrochenen Brücke zurückbleiben mußte. Der andere Teil bekriegte die Spaler und erreichte schließlich den Pontus. Das beschreiben sie in ihren alten Liedern fast wie in einem Geschichtsbuch³⁸⁶.

Während seit KOSSINNA diesem Ursprungsbericht überwiegend Glauben geschenkt wurde – der letzte Satz verwies ja auf eine einheimische Tradition –, glaubte der Historiker BOLLNOW nachweisen zu können, daß die gesamte Herkunftssage eine gelehrte Erfindung sei und mit echter gotischer Überlieferung nichts zu tun habe. Damit knüpft er im Grunde an die Auffassung des letzten Jahrhunderts an³⁸⁷.

BOLLNOW (1968: 16f.) ordnete die Herkunftsberichte der völkerwanderungszeitlichen germanischen Stämme in drei Gruppen – wobei er die Überlieferungen des Mittelalters ausklammerte:

- a) Biblische Herkunft
- b) Herkunft aus dem antiken Raum (Troja, Rom)
- c) Herkunft aus Skandinavien.

³⁸⁴ So bittet im Jahr 801 ALKUIN (Epist. 164) den Abt ANGILBERT um eine *Historia* des JORDANES. Kurz darauf taucht in der Chronik des FRECHULF (1,2,17) die Getica-Formel *Scandza = vagina gentium* wieder auf (vgl. HACHMANN 1970: 31).

³⁸⁵ Daß es sich um drei Schiffe handelt, erwähnt JORDANES erst später in Get. 17 in einer Art Gepiden-Exkurs.

³⁸⁶ *Quemadmodum et in priscis eorum carminibus pene storico ritu in commune recolitur.*

³⁸⁷ Siehe oben Seite 79.

Er unterscheidet dabei das kulturell-geographische Selbstverständnis dieser Herkunftsberichte vom genealogischen Selbstverständnis, wie es in der taciteischen Mannusstammtafel begegnet. Der letztere Typus wird als genuin germanisch angesehen, er findet sein Analogon im Amalerstammbaum der *Getica*. Der erstere Typus jedoch ist antik-römischer *Derivation*: BOLLNOW operiert mit der Antithese der römischen Auffassung von *indigenae* vs. *advenae*; erstere sind *gentes*, primitive 'Rassen', letztere sind Eroberer, und nur Eroberung berechtigt zum Besitzanspruch auf den Boden. Aus diesem Grund auch leitet Rom sich selbst aus Troja her. Zweifellos beruht der Topos der trojanischen Herkunft z. B. bei den Franken auf Imitation des römischen Vorbildes. Dasselbe Schema findet sich jedoch auch in der Herleitung der – in Italien herrschenden – Goten aus Skandinavien und stellt daher nach BOLLNOW (1968: 20) eine Assimilation an antikes Gedankengut dar. Skandinavien sei „Mutterschoß der *gentes*, (...) Urheimat der Rassen“, und erst durch die Eroberung haben die Goten sich unter die *advenae*, die gesitteten Völker gesellt. Der Unterschied zwischen dem genealogischen und dem kulturell-geographischen, dem *indigenae*- und dem *advenae*-Typus ist in der Tat evident; doch bleibt eine Wertung dieses typologischen Unterschiedes problematisch. Da den drei Überlieferungsgruppen – so BOLLNOW – ein einheitlicher Typus zugrundeliegt, sind sie auch mit gleicher Voreinstellung zu behandeln. Diese Voreinstellung und die daraus erfolgende Bewertung muß jedoch aufgrund der biblischen und antiken Topoi negativ sein. Die Ablehnung wird noch dadurch verstärkt, daß der erste Bericht des kulturell-geographischen Typus – nämlich der Burgunderursprung bei AMMIANUS MARCELLINUS³⁸⁸ – gerade jung sein muß und nicht der historischen Wirklichkeit entspricht.

Nun ist die typologische Unglaubwürdigkeit der Gruppe nur ein schwaches Argument gegen die Echtheit der Scandza-Überlieferung bei JORDANES, da sich ja – wie oben gezeigt – auch *für* die Echtheit, für einen Zusammenhang mit Skandinavien, weitere Indizien anführen lassen. Um die hybride Genese dieser „Saga“ zu entlarven, beläßt es BOLLNOW jedoch nicht bei einer typologischen Betrachtung, sondern kann auf konkrete Belege zurückgreifen. Er bezieht sich auf eine Stelle in CASSIODORS *Variae* (IX,25), in welcher dieser seinen König Athalarich sagen läßt, CASSIODOR habe über die Könige aus Athalarichs Geschlecht aus alten Büchern herausgezogen, was selbst die Vorfahren kaum wußten; er habe die Herrlichkeit der Amalersippe „wiederhergestellt“, indem er klar zeigte, daß diese die Herrschaft schon in der 17. Generation besäße; damit habe er also die gotische Geschichte zur römischen gemacht, indem er quasi in

³⁸⁸ AMMIANUS MARCELLINUS. 28,5,11: *quod iam inde temporibus priscis subolem se esse Romanam Burgundii sciunt*. Hierzu NORDEN 1934: 60ff.; zu den Ursprungssagen bei AMMIAN allgemein NORDEN 1920: 50ff.

einem Strauß sammelte, was vordem an Blumen „im Feld der Bücher“ verstreut war³⁸⁹; CASSIODOR ist für diese Leistung übrigens auch eine Beförderung zugestanden worden. In diesem Zitat – das sich auf die bei JORDANES erhaltene Herkunftssage und Amalgenealogie bezieht – stellt sich die gotische Urgeschichte als Legitimationsgrundlage für den amalischen Herrschaftsanspruch dar, die ihre Quelle keinesfalls in gotischer Volksüberlieferung hat, sondern eben in „alten Büchern“. Auch eine eventuelle skeptische Frage, was denn das Motiv für eine Selbst-Herleitung aus Skandinavien im Vergleich zu jener aus dem antiken oder dem biblischen Raum sein könnte, ist nicht unbeantwortbar³⁹⁰.

Das sieht vordergründig aus wie der letzte Stoß für die einzige verbliebene Stütze der Skandinavienthese.

Allerdings sind Amalgenealogie und Scandzabericht bei JORDANES voneinander getrennt, und es sind lediglich inhaltliche Kriterien – ihre Zusammengehörigkeit im Rahmen einer gotischen Urgeschichte –, die für einen Zusammenhang beider Teile sprechen. Formal stehen sie jedoch für sich. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß sich die Selbsterklärung CASSIODORS zunächst nur auf die Genealogie bezieht, da die erwähnten 17 Generationen in dieser aufgezählt sind. Gerade auf diese Aufzählung trifft jedoch das typologische Argument wiederum nicht zu, da sie den genealogischen Typus der Herleitung vertritt; auch aus sonstigen Gründen erscheint sie bzw. das in ihr

³⁸⁹ *Tetendit se etiam in antiquam prosapiem nostram, lectione discens quod vix maiorum notitia cana retinebat. Iste reges Gothorum longa oblivione celatos latibulo vetustatis eduxit. iste Hamalos cum generis sui claritate restituit, evidenter ostendens in septimam decimam progeniem stirpem nos habere regalem. Originem Gothicam historiam fecit esse Romanam, colligens quasi in unam coronam germen floridum quod per librorum campos passim fuerat ante dispersum.*

³⁹⁰ Vgl. besonders SVENNUNG 1967b: 16ff., der den Topos der Unverdorbenheit nordischer Barbaren nicht nur in der taciteischen Zeit, sondern noch in der VWZ – auch bei klerikalen Autoren – betont. Bei aller offiziösen Tendenz des christianisierten Gotentums war es nun der Kriegeradel, der die Eroberung Italiens durchführte; im Auftrag derselben sozialen Schicht sind die *Getica* entstanden. Die Betonung des kriegerischen und wilden Wesens der Skandinavier ist keinesfalls nur unter negativen Gesichtspunkten zu betrachten, denn sie hat natürlich im Wertedenken des Kriegeradels ein ebenso hohes Ethos wie der wertende Vergleich von Körpergröße und Körperkraft (*Get. ibid.*). Dies Ethos spricht besonders aus *Get. 3*: z. B. ...*Gautigoth, acre hominum genus et at bella prumtissimum*; oder: *Suetidi, cogniti in hac gente reliquis corpore eminentiores: quamvis et Dani, ex ipsorum stirpe progressi, Herulos propriis sedibus expulerunt, qui inter omnes Scandiae nationes nomen sibi ob nimia proceritate affectant praecipuum*. Und wenn Elemente dieses Wertesystems in *Get. 3* als gesichert angesehen werden dürfen, stellt sich die Frage, ob dann (*ibid.*) *hae itaque gentes, Germanis corpore et animo grandiores, pugnabant beluina saevitia* wirklich als negative Topik zu werten sei; dies ist viel eher mit der entsprechenden Werteperspektive z. B. der Wikingersagas zu vergleichen. Unter diesem Gesichtspunkt ist der sogar „die Germanen“ überragende skandinavische Held eine logische Konsequenz aus der unwirtlichen und abschreckenden Umgebung.

enthaltene Namengut glaubwürdig³⁹¹. Es ist deshalb nicht auszuschließen, daß die Selbsterklärung des CASSIODOR eine Übertreibung darstellt, die seine eigene Leistung hervorstreichen soll³⁹².

HACHMANN (1970) versuchte nun, auf BOLLNOW aufbauend, dessen Ergebnisse zu präzisieren, was auch zu deren Relativierung führt. Als wichtigste Voraussetzung postuliert er eine exaktere Schichtung der Quellen in den *Getica*, worin er drei zentral beteiligte Autoren unterscheiden zu können glaubt: JORDANES, CASSIODOR und ABLABIUS. Einen engen Anschluß an MOMMSENSche Tradition darf man darin sehen, daß er nicht nur die schöpferische Bedeutung des JORDANES, sondern auch die des CASSIODOR abwertet und als eigentlichen Urheber einer zugrundeliegenden Gotengeschichte den ABLABIUS annimmt, der in den *Getica* dreimal genannt wird³⁹³. Dieser ABLABIUS schrieb nach HACHMANN um die Jahrhundertwende vom 5. zum 6. Jhd. eine Geschichte der Westgoten und ist somit in *Tolosa* zu lokalisieren oder steht zumindest in Beziehung zum westgotischen Hof³⁹⁴. Eine Geschichte der Westgoten deswegen, weil große Teile besonders in der Beschreibung der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern (wo unter anderm Westgoten gegen Ostgoten kämpften) eindeutig aus westgotischer Perspektive beschrieben sind. ABLABIUS selbst soll nun eine genuin gotische – und zwar westgotische – Scandza-Sage verarbeitet haben³⁹⁵. Ein anderer Teil der *Getica*, so der Amalerstammbaum, greift daneben aber auf eine ostgotische Quelle zurück.

Die Kritik an HACHMANNs Arbeit betraf vor allem diese „Präzisierung“ der Figur des ABLABIUS. ABLABIUS wird zwar bei CASSIODOR-JORDANES *Get.* 4 als „vortrefflicher Verfasser einer äußerst zuverlässigen Gotengeschichte“³⁹⁶ titulierte, doch taucht – wie schon gesagt – sein Name im gesamten Werk nur dreimal ohne genauere Angaben auf. Der schemenhafte ABLABIUS³⁹⁷ dürfte bei HACHMANN überbewertet sein; die Vorsicht

³⁹¹ Hier sei zuvorderst der Name *Gapt* = **Gaut* zu nennen; vgl. unten Seite 140ff.

³⁹² Vgl. WENSKUS in: RGA I: 248; WOLFRAM 1979: 23f.

³⁹³ (1) *Get.* 4 im Auswanderungsbericht, (2) *Get.* 14 in der Amalergenealogie, (3) *Get.* 23 im Heruler-Exkurs.

³⁹⁴ Mit dieser Lokalisierung antwortet HACHMANN auf WAGNERS (1967: 64) Zweifel daran, „daß demnach am ostgotischen Königshof etwa zur nämlichen Zeit zwei Werke ziemlich gleichen Inhalts existiert hätten“, eben die von Theoderich in Auftrag gegebene Gotengeschichte CASSIODORS und eine solche von ABLABIUS.

³⁹⁵ HACHMANN 1970: 452ff.; damit verwirft HACHMANN natürlich das typologische Argument BOLLNOWs, der die *gesamte* Gruppe der kulturell-geographischen Herkunftstraditionen aus dem römisch-antiken Denken herleiten wollte.

³⁹⁶ ...*quod et Ablavius descriptor Gothorum gentis egregius verissima adtestatur historia.*

³⁹⁷ Eine Übersicht über die Träger des Namens findet sich bei CARL SCHIRREN: *De ratione quae inter Iordanem et Cassiodorum intercedat commentatio*, Diss. Dorpat 1858.

WAGNERS (1967: 62ff.) ist jedenfalls berechtigt. Weniger verständlich ist es dagegen, wenn WOLFRAM (1979: 33ff.) die ganze Kritik HACHMANNs damit als erledigt ansieht und die Goten/Amaler bzw. ihren Traditionskern wieder aus Skandinavien herleitet.

Soweit vertritt HACHMANN wieder die jüngere Auffassung von der genuinen Verwurzelung der Skandza-Tradition bei den Goten und stellt sich damit gegen BOLLNOWs Kernthese. Trotzdem kommt er zum gleichen Resultat wie BOLLNOW, für eine skandinavische Herkunft der Goten gebe die Sage nichts her. Angelpunkt dieses Problems ist für HACHMANN (1970: 454) jedoch die Identität von *Scandza* und Skandinavien. Obwohl die Wandersage insgesamt echt zu sein scheint, wirkt der Name *Scandza* an dieser Stelle fremd. Da sich in den *Getica* Einflüsse des PTOLEMAIOS bemerkbar machen³⁹⁸, der auf den Σκανδία νῆσοι neben verschiedenen anderen Stämmen auch die Γοῦται kennt, könnte der Name *Scandza* selbst auf Anleihen bei PTOLEMAIOS zurückgehen. Für diese Anleihen macht HACHMANN wiederum den ABLABIUS verantwortlich.

Wenn der Name *Scandza* wegfällt, so bleibt nur noch die Erzählung von der Überquerung eines Meeres mit drei Schiffen, deren jedes einen der drei gotischen Stämme transportierte, sowie die Ankunft in *Gothiscandza*. Letzterer Name ist sonst in der klassischen Überlieferung unbekannt. Neben anderen Lösungsversuchen³⁹⁹ gilt heute vor allem VON GRIENBERGERS bestechende Deutung *Gothiscandza* = got. **gutiskandeis* < **gutiska-andja* ‘gotische Küste’. Dieser Name sei mit *Scandia* fälschlich zur Deckung gebracht worden⁴⁰⁰. Wie gesagt, ist diese Auflösung bestechend und kann viele Pluspunkte für sich verbuchen. Für HACHMANN (1970: 458) ist sie jedoch schlichtweg „falsch“. Wenn überhaupt ein ähnlich lautender, ursprünglich germ. Name zugrundeliegt – HACHMANN nimmt mit LUDWIG SCHMIDT ein **Got[i]landa* an –, dann mußte er ja wegen der Querbezüge zu *Scandza* „verbessert“ werden. Mit HACHMANNs eigener Rück-„Verbesserung“ in **Gotilanda* ist allerdings nichts besser geworden, denn dies Kompositum sieht wegen des Fugenvokals /i/ alles andere als germanisch aus. Ein **Gotalanda* wäre sprachwirklich, doch damit steigt wieder die anzunehmende ablabisch-cassiodorisch-jordanische Umsetzungsarbeit. Die Emendation ist aber gar

³⁹⁸ Vgl. auch SVENNUNG 1967a: 193.

³⁹⁹ So z. B. SVENNUNG 1967a: 66, der aber – vielleicht sekundär – im Hinterglied den Namen *Scandza* sieht. Die Bildweise des Vordergliedes wäre mit *Gautigoth[ae]* zu vergleichen. Weiters KOSSINNA 1897: 287 *Codaniska* > *Codiskana*. MÜLLENHOFF DA II: 63 denkt schlicht an eine Erfindung.

⁴⁰⁰ GRIENBERGER 1900: 102. Schon ZEUSS 1837: 157f. war auf ganz anderem Weg zu einer solchen Bedeutung gelangt: er sah *Scandia* als germanisches Wort für ‘Küste’ an.

nicht der einzige Weg, denn sogar mit GRIENBERGERS Etymologie kommt man im Sinn HACHMANNs zurecht⁴⁰¹. Man muß sich nur die Semantik genauer ansehen.

In der Tat bedeuten die Ableitungen von **h₂ent-* weder im Germ. noch im Idg. normalerweise 'Küste', sondern vielmehr 'Ende', was sich wieder aus einer früheren Bedeutung 'Stirn' herleiten könnte⁴⁰². Auch im Germ. findet sich als gewöhnliche Bedeutung 'Ende' in verschiedenen Spielarten, bis hin zu ae. 'Grenze'; letzteres wiederum stimmt zur primären Bildung ai. *ánta-* 'Ende, Grenze, Rand'. Vom Sprachlichen her wäre der 'gotischen Küste' eine Bedeutung 'Ende der Goten = deren Grenze' sicher vorzuziehen. Daß dies Ende durch ein Meeresufer gebildet werden kann, ist aus geomorphologischen Gründen natürlich schlecht auszuschließen, kann aber jedenfalls nicht mit sprachlich-etymologischen Argumenten als selbstverständlich vorausgesetzt werden⁴⁰³. Eine Bedeutung 'Gotenküste' für *Gothiscandza* wird durch eben die Interpretation begründet, die sie selbst stützen soll: daß in der Wandersage 'das Ende der Goten' eine Küste sei, folgt nur aus dem Getica-Bericht von der Meeresüberfahrt.

Die Meeresüberfahrt ist in den Wanderungssagen freilich ein verbreitetes Motiv und beliebter Bestandteil gerade antiker Topik. Schon TACITUS weiß, daß in früherer Zeit Zuwanderungen nicht auf dem Landweg, sondern immer zu Schiff erfolgten⁴⁰⁴. Als Beispiel für eine solche Überlieferung läßt sich die Herleitung der Sachsen heranziehen. WIDUKIND VON CORVEY referiert mehrere sächsische *origines*; er betont jedoch im voraus, daß die Entscheidung für die eine oder andere Herkunft müßig sei, da die ferne Vergangenheit jede Gewißheit verdunkle⁴⁰⁵. Ganz sicher wisse man dagegen, daß die Sachsen – gleich woher – mit Schiffen beim Ort Hadeln angekommen seien⁴⁰⁶. Es findet sich hier also bis hin zur namentlichen Überlieferung

⁴⁰¹ SVENNUNG 1967a: 66²⁰⁸ fragt sich – beeinflusst durch an. *gotneskr* – „aber warum dann nicht **Gutnisk-?*“; SCHÜTTE FF II: 15f. wendet gegen GRIENBERGERS **Gutisk-andeis* ein, daß solche Komposita mit einem *isk*-Adjektiv als Vorderglied im Got. sonst nicht existierten. Es ist jedoch auch nicht zwingend nötig, hier ein Kompositum zugrunde zu legen; auch eine Nominalphrase **gutiska- + andja-* konnte – vor allem, wenn in einer Sage begrifflich fixiert – als *Gothiscandza* wiedergegeben werden.

⁴⁰² Vgl. lat. *ante* 'vor' vs. *antiae* 'Stirnhaare', als Stütze für den Zusammenhang in uridg. **h₂ent-* zitiert man für gewöhnlich das inzwischen umstrittene heth. *hanti* 'Stirn', *hanza* 'Vorderseite' gestellt; gegen diese Zusammenstellung SZEMERÉNYI mdl.

⁴⁰³ WOLFRAM 1979: 489 lokalisiert in seiner Karte 1 *Gothiscandza* auch nicht mehr am Meer, sondern entlang der Weichsel.

⁴⁰⁴ Germ. 2: *quia nec terra olim, sed classibus advehebantur qui mutare sedes quaerebant*; auch hier wird das Motiv mit einer *origo* – und zwar jener der Germanen – in Zusammenhang gebracht.

⁴⁰⁵ Res gestae 2: *Et primum quidem de origine statuque gentis pauca expediam, solam pene famam sequens in hac parte, nimia vetustate omnem fere certitudinem obscurante*.

⁴⁰⁶ Res gestae 3: *Pro certo autem novimus Saxones his regionibus navibus advectos et loco primum applicuisse qui usque hodie nuncupatur Hadolaun*. Auch RUDOLF VON FULDA überliefert einen An-

des Ankunftsortes *Hadolaun* die gleiche Motivik wie bei der gotischen Skandza-Überlieferung, und dennoch hat diese *origo* in der heutigen Forschung keine Gültigkeit⁴⁰⁷.

Gleichwohl kann die Wanderung übers Meer durchaus ein Stück historischer Realität reflektieren. Welcher Art aber diese historische Realität wäre und auf welchen ethnischen, geographischen und zeitlichen Bezugsrahmen sie zuträfe, ist damit noch nicht beschrieben. Es läßt sich z. B. nachweisen, daß in der Überlieferung die Wanderrichtung oft genau entgegengesetzt der historischen Wanderrichtung verläuft. So würde man heute womöglich die Urheimat der Sachsen in Britannien sehen, da sie sich nach RUDOLF VON FULDA von dort herleiten⁴⁰⁸. Doch wir haben über Britannien viel ältere und bessere Nachrichten, als über Skandinavien, deshalb kommt niemand auf den Gedanken, die Heimat der Sachsen wirklich auf den britischen Inseln zu lokalisieren: Einwanderung ja, über die Nordsee ja, aber eben genau in umgekehrter Richtung, nämlich vom Festland zu den britischen Inseln. Hinsichtlich der in Skandinavien lokalisierten Stämme müssen wir Ähnliches konstatieren wie für die Sachsen; antike Autoren nennen sie zuerst auf dem Festland, obwohl ihnen Skandinavien nicht unbekannt ist: schon PLINIUS und TACITUS nennen die *Suiones*, nicht aber Goten, Rugier, Langobarden, Haruden oder Burgunder⁴⁰⁹. Zudem muß Einwanderung in die eine oder andere Richtung nicht der einzige Vorgang sein, der sich in einer Wandersage niederschlagen kann.

Es scheint angeraten, erst einmal den Fixpunkt *Scandza* der Auswanderungssage einer Prüfung zu unterziehen.

2.3 Scandia und Scadinavia

2.3.1 Die Quellen

Der Name Skandinaviens liegt seit Anbeginn der Überlieferung in zwei Formen vor: eine Form *Scandia* bzw. die spätere Entsprechung *Scandza* sowie in mehreren Varianten eine andere Form *Scadanavia*.

kunftsart *Haduloha*; vgl. HAUCK 1970: 41³⁶.

⁴⁰⁷ So sieht denn auch HAUCK 1970: 81ff. 94ff. in der Sachsensage die Überlieferung einer normannischen Herrschaftsschicht; dazu dient ihm unter anderm das Verhältnis der Namen *Hathugaut* und *Hadolaun* (bzw. *Haduloha* bei RUDOLF VON FULDA). Vgl. jedoch zu dieser Überlieferung und allgemein zur Sachsenproblematik WENSKUS 1961: 541ff.

⁴⁰⁸ Nach RUDOLF stammen die Sachsen von den Angeln ab und kommen (daher) aus Britannien. Zu anderen sächsischen *origines* – unter anderm aus Skandinavien – vgl. BOLLNOW 1968: 24; HAUCK 1970: 41³⁶.

⁴⁰⁹ Vgl. unten Seite 162.

Um die Zeitenwende beschreibt POMPONIUS MELA (3,6,24) eine Insel *Codannovia* im *Sinus Codanus*. Den Namen *Codannovia* verbessert man meist in *Scadinavia-Scadanavia* und lastet die Schreibung dem unmittelbar vorausgehenden *sinus Codanus* an. Die Emendation beruht auf dem ersten sicheren Beleg *Scatinavia* beim älteren PLINIUS, denn wahrscheinlich greifen POMPONIUS MELA und PLINIUS auf eine gemeinsame ältere Quelle – womöglich TERENTIUS VARRO – zurück⁴¹⁰. Kurze Zeit nach MELA nämlich kennt PLINIUS bereits beide Namen, und zwar einerseits die *Scandiae* als Inselgruppe im Umkreis der Zinninsel *Ictis* auf der Route nach *Tyle*⁴¹¹ (NH 4,104) und andererseits *Scatinavia* als größte der Inseln im *sinus Codanus* (NH 4,96). Letzteres taucht auch als *Scandinavia* auf, doch betrifft diese Form nur die schlechteren, späten Handschriften⁴¹². Es ist zu beachten, daß PLINIUS *Scatinavia* und die *Scandiae* in jeder Hinsicht deutlich unterscheidet⁴¹³.

Einen geschlosseneren Eindruck als bei PLINIUS bietet die Beschreibung der Σκανδία νῆσοι des PTOLEMAIOS. Seine Lokalisierung der Inseln unterscheidet sich grundlegend von jener des PLINIUS. Auch hier handelt es sich um einen Archipel, diesmal von 3 kleineren und einer großen Insel; letztere heißt „im eigentlichen Sinn“⁴¹⁴ Skandia und liegt direkt vor der Mündung der Weichsel. Seit PTOLEMAIOS setzt sich für Skandinavien im engeren oder weiteren Sinn zunehmend der Name Σκανδία bzw. später seine vulgärlateinische Entsprechung *Skandza* durch. Einige Autoren nennen dabei ihre Quelle PTOLEMAIOS beim Namen, es ist aber vermutlich auch bei den anderen die Kenntnis der ptolemaischen Angaben vorauszusetzen⁴¹⁵.

⁴¹⁰ SVENNUNG 1963a: 12 und ⁹.

⁴¹¹ In den einschlägigen Handbüchern wird dies *Ictis* in der Regel mit Kap Penzance vor Cornwall oder aber *Vectis* = Isle of Wight identifiziert; laut NH 4,104 (nach TIMAIOS) liegen allerdings unmißverständlich 6 Tagereisen zwischen Britannien und *Ictis* (*a Britannia introrsus sex dierum navigatione*). METTE 1952: 40 lokalisiert wegen *introrsus* die Insel *Ictis* im Innern des Kanals, findet jedoch selbst keine Erklärung für die außerordentliche Entfernung vom Festland.

Nun läßt sich jedoch das *introrsus* der NH 4,104 anders interpretieren, denn als 'zum Festland hin'. Vielmehr wird es hier in ähnlicher Verwendung vorliegen, wie bei CAESAR BG 6,10,5 *silvam esse infinita magnitudine ... hanc longe introrsus pertinere*, wo 'das Innere' gerade vom Betrachterstandpunkt fort ins unermessliche Unbekannte zielt. *Ictis* wird zwar nicht explizit in der Nachbarschaft der anderen Inseln genannt, doch implizit läßt die Reihenfolge der Aufzählung daran kaum einen Zweifel. Somit kann die plinianische Insel *Ictis* kaum mit der diodorischen (5,22,4) identisch sein. Womöglich findet sich in der plinianischen Lokalisierung von *Ictis* auch der Einfluß des Kassiteriden-Mythos; vgl. unten Seite 113.

⁴¹² Die Form *Scandinavia* wurde bis zur Edition der *Naturalis Historia* durch DETLEFSEN bevorzugt, heute sieht man sie besser als Kontaminationsform von *Scandia* und *Scadinavia* an; vgl. MÜLLENHOFF DA II: 359f.; SVENNUNG 1963a: 11 und ⁴.

⁴¹³ Siehe Seite 113.

⁴¹⁴ PTOLEMAIOS 2,11,16 αὐτῇ Σκανδία.

⁴¹⁵ Vgl. DKP IV: 1224f.

Da gerade die frühen Nachrichten zwei verschiedene Namen auf zwei verschiedene Gegenden beziehen, sollte man die Namen vor vollzogenem Gegenbeweis auch voneinander getrennt halten. Die Gleichsetzung beider Namen beruht vor allem auf der Tatsache, daß die Spätantike *Scandza* dort lokalisiert, wo die frühe Überlieferung von *Scadinavia* berichtete; dies könnte aber auch ein Irrtum der spätantiken Autoren sein, für die ein eventueller Unterschied zwischen beiden Namen nicht mehr nachvollziehbar war. Die komplementäre Verteilung der Formen erweist sich in Wirklichkeit als Ersetzung des Namens *Scadinavia* durch *Scandia* seit dem letzten unsicheren Beleg *Gangavia* bei SOLINUS 20,7f. und ist somit das Ergebnis einer konvergenten Entwicklung⁴¹⁶. Erst seit dem Frühmittelalter, als das Schrifttum auch in germanischen Staaten Einzug hält, dringt die Form *Scadanavia* mitsamt einigen Hybriden wieder durch und wird im Mittelalter vorherrschend.

2.3.2 Scadinavia

Wenn man sich nun das Hinterglied des Kompositums *Scadan-avia* betrachtet, so ist darin unschwer ein verbreitetes Kompositionselement germ. ON zu erkennen: Bildungen mit **-aujō* < urgerm. **-ag^wjā* (ohne VG in ON auf *-ach*, got. *aha*, ahd. *aha*, an. *á* 'Fluß, Gewässer' zu lat. *aqua* 'Wasser') haben in germanischen Ortsnamen und Toponymika eine lange, kontinuierliche Tradition bis in die Einzelsprachen hinein (nhd. *Au*, *-au*). Der Name *Scadinavia* hat damit unzweifelhaft germanischen Charakter.

Theoretisch könnte es sich zwar um eine Hybridbildung unter Verwendung germanischer Elemente handeln, doch ist eine solche Möglichkeit von vornherein unwahrscheinlich. Sie ist aus verschiedenen Gründen völlig auszuschließen.

Der erste Grund ist die germanische Etymologie des vorderen Bestandteiles. Das Vorderglied hat mehrere Anknüpfungen erfahren. So denkt SCHRÖDER an die Göttin *Skaði* und deutet *Skaðanaujō* als 'die Insel der Skaði'⁴¹⁷. BUGGE (PBB 21.1896: 424) stellte den Namen zu einem **skaða* 'Vieh', aks. *skotъ*, und SCHRADER (FS SIEVERS 1896: 2ff.) wollte darin das nhd. *Schade* 'Maifisch', sehen.

GUTENBRUNNER (1936: 466f.) rekonstruiert ein **Skadezna-ag^wjō*, dessen Vorderglied er mit griech. *σκοτεινός* 'dunkel, finster' < **σκοτεσνός* vergleicht. Im weiteren Umfeld wäre damit der Name Skandinaviens zum germ. Wort **skadu-* 'Schatten' zu stellen. Außerdem erwähnt GUTENBRUNNER eine Form **Kodanaz* – *Codanus* bei POMPONIIUS MELA

⁴¹⁶ Zu SOLINUS vgl. Seite 158.

⁴¹⁷ SCHRÖDER 1941: 165. kritisch dazu DE VRIES AGRG II: 338.

– als „alten Namen der Ostsee“⁴¹⁸. Es wird nicht ganz klar, ob GUTENBRUNNER bei seiner Verknüpfung mit schwed. *kudde*, ae. *codd* ‘Hülse, Schote’ eine sekundäre Umdeutung zum ‘dunklen Meer’ **Skadinaz* oder einen Wechsel durch *s mobile* ansetzt⁴¹⁹. Letzterer Ansatz hätte jedenfalls einen Pferdefuß: die Anlautalternanz mit und ohne /s/ ist zwar diachron gesichert, d. h. man kann etymologische Zusammenhänge zwischen Wurzeln mit und ohne anlautendem /s/ herstellen, doch sicher waren diese Varianten im Germanischen schon weitgehend lexikalisiert. Eine synchrone Ableitbarkeit beider Varianten voneinander, und das zur Bildungszeit von **Skadan-aujō* ist also äußerst zweifelhaft. Selbst wenn aus idg. Sicht ein solcher Zusammenhang bestünde, so wäre damit für Bedeutung und Funktion des Namens wenig gewonnen⁴²⁰. Etwas näher liegt LINDROTHS Vorschlag, den Namen zum Wort für ‘Schatten’, germ. **skadu-*, zu stellen und *Scadinavia* so als die ‘Schatteninsel’ oder die ‘Finsterinsel’ zu interpretieren⁴²¹. Allerdings ist *Schatten* ursprünglich ein u- bzw. wa-Stamm, während in **Skadin-*, **Skadan-* offensichtlich ein n-Stamm vorliegt. Es wirkt auch nicht besonders befriedigend, von einer Weiterbildung **Skadezna-* auszugehen, denn abgesehen von den lautlichen Komplikationen ist eine solche Bildung im Germ. weder belegt noch besonders sinnvoll.

Befriedigend kann also nur eine Etymologie sein, die der Forderung nach einem n-stämmigen Vorderglied gerecht wird. In der Tat wird heute allgemein einer Verbindung mit an. *skaði*, ae. *sceaða*, as. *scatho*, ahd. *scado* ‘Schaden, Verlust’ zugestimmt. Außerdem stützt diesen Ansatz die Tatsache, daß schon das 7. Jahrhundert eine entsprechende „Etymologie“ kennt. Im Einleitungssatz der *Origo gentis Langobardorum* heißt es nämlich: *est insula qui dicitur Scadan in partibus aquilonis ubi multae gentes habitant*. Anstelle von *Scadan* nennt nun der Modeneser Codex *Scadan* und bietet dafür die Erklärung *quod interpretatur excidia*. Gegenüber älteren Vorstellungen weiß man heute allerdings, daß sowohl die Namensform *Scadan* als auch die Erklärung *excidia* sekundäre Zusätze sind⁴²². Man kann sich also nicht darauf berufen, daß in dieser *explicatio* etwa altes Traditionsgut erhalten sei. Dennoch zeigt

⁴¹⁸ Zu *Codanus* vgl. MÜLLENHOFF DA I: 489f.; II: 359f.

⁴¹⁹ Ähnlich schon SVENSSON 1921: 64ff., 94f.; die Etymologie *Codanus* : ae. *codd* etc. neuerdings wieder bei SVENNUNG 1974: 49f.

⁴²⁰ Eine Übersicht mit Literatur zu diesem heiklen Thema der Indogermanistik findet sich bei SZEMERÉNYI 1989: 98f. Fürs Germ., wo das *s mobile* zweifellos besonders häufig auftritt, vgl. besonders WANNER, Wortpaare vom Typus recken-strecken. In: FS HOTZENKÖCHERLE 1963: 133f.

⁴²¹ NoB 3,1915: 10; ANF 35,1919: 29; diese Theorie geht letzten Endes auf MUCH zurück, der als Bedeutung aber ‘nordseitig’ annahm.

⁴²² LUDWIG SCHMIDT vertrat noch die Ansicht, daß gegenüber den Madrider und Caveser Codices jener von Módena das bessere und ursprünglichere Textbild erhalten habe; vgl. HACHMANN 1970: 20.

sie deutlich, daß zumindest die Bedeutung ‘Schaden’ schon in alter Zeit die sprachlich plausibelste war; und da *Scadan* sicher in **Scadan-au* zu verbessern ist, beinhalten beide Formen ja das selbe konstitutive Element. Man darf dieser Etymologie aus germanischer Quelle soweit vertrauen, daß zumindest die formale Anknüpfung feststeht.

Als einzige sichere außergermanische Anknüpfung an germ. **skap-* gilt gr. ἀσκηθής ‘unversehrt, schadlos’; es liegt eine vorgerm. Wurzel > **skēt^h-* zugrunde⁴²³. Im Vorderglied von *Scadinavia* wie in den einzelsprachlichen Appellativa für ‘Schaden’ zeigen sich jeweils n-stämmige Nomina; nur das Gotische hat stattdessen – ähnlich dem Griechischen – einen s-Stamm *skapis*. Im germanischen Namen Skandinaviens erscheinen allerdings zwei verschiedene Suffixvokale, die sich in ihrem Vokalismus unterscheiden: eine Variante mit *-in* und eine Variante mit *-an*. Wenig wahrscheinlich ist ein Unterschied der Bildungen – einmal auf *-on*, germ. *-an*, das andere Mal auf *-in* wie in got. *managei*; in diesem Fall hätten nämlich zwei unterschiedliche Wörter das Vorderglied gestellt. Es liegt näher, diesen Unterschied auf innerparadigmatische Ablautvarianten des Suffixes, *-en* vs. *-on*, zurückzuführen⁴²⁴. Einem solchen Wechsel wird man aber nicht allzuviel Bedeutung zumessen können.

Zuletzt sollte noch ein klärendes Wort über die Bedeutung von *Scadinavia* gesprochen werden. Denn so naheliegend die Etymologie ist, so eigenartig mutet die Semantik an. Offenbar machte es dem frühmittelalterlichen Schreiber wenig Schwierigkeiten, einen Namen *excidia* für eine Insel anzunehmen. Mit unserem heutigen Begriff ‘Schaden’ ist das nicht so problemlos. SVENNUNG (1967a: 711) bezog den Namen auf die Sandbänke vor dem südwestlichen Schonen (die vielleicht eine Gefahr für die Seefahrt waren?). Auszuschließen ist das natürlich nicht. Eine andere Möglichkeit wäre es, nicht die Bedeutung ‘Schaden’ herbeizuziehen, sondern das Nomen agentis ‘Schädiger, Feind’, welches durch dieselbe Stammbildung in ahd. *scado*, as. *scatho*, ae. *sceaða* wiedergegeben werden kann. *Scadinavia* wäre dann also eine ‘Insel, die irgendetwas mit Feinden zu tun hat’. Das Fehlen des entsprechenden nomen agentis im Norden könnte darauf hinweisen, daß die Wortbildung eher im Kontinentalgermanischen stattgefunden hat, als im Skandinavischen. Etwas unwahrscheinlich wird diese Analyse dadurch, daß es für ‘Feind, Räuber, Pirat’ usw. bessere Appellativa im Germanischen gegeben hätte als **skadan-*.

⁴²³ POKORNY IEW: 950 führt noch einige andere Formen an, deren semantische Schnittstelle zu *Schaden* recht schwach ist. Der Ansatz von *t^h < t+h₂* gründet übrigens nur auf griech. /θ/.

⁴²⁴ Zum ursprünglichen Suffixablaute der n-Stämme und seiner Umgestaltung vgl. BENEDIKTSSON, On the inflection of the n-stems in Indo-European, in: NTS 22.1968: 7ff.

Gleichgültig, für welche Bedeutung man sich entscheidet, jedenfalls liegt im Namen *Scadinavia*-**Skadanaujō* ein Determinativkompositum vor, in dem die bezeichnete Insel durch ein negativ konnotiertes Attribut bestimmt wird.

2.3.3 Skåne

In der Regel wird man sowohl bei der Bestimmung der echten Form eines ON als auch bei seiner Lokalisierung nach einem Reflex in der lebenden Sprache suchen. Für *Scadinavia* bietet sich nun ein Name an, der sowohl formal als auch geographisch sehr gut paßte, gäbe es nicht lautliche Unstimmigkeiten. In dem Raum, in dem man *Scadinavia* suchen müßte, befindet sich nämlich das heutige *Skåne* 'Schonen', an. *Skáney*. Die morphologische Analyse ergibt für *Skáney* ein Hinterglied *-ey*, welches die lautgesetzliche Kontinuante von germ. **aujō* darstellt und damit dem *-avia* in *Scadinavia* entspricht. An. /a:/ wird schließlich regelmäßig zu /å/, der Vokalismus des Vordergliedes bereitet also keine Schwierigkeiten. Auch die assoziative Ähnlichkeit zwischen der klassisch überlieferten und der einheimischen Form ist frappierend. Dennoch läßt sich eine Entwicklung aus **Skadan*/*Skadna* mit den gesicherten Lautgesetzen nicht ohne weiteres nachvollziehen: keinesfalls kann man mit einem lautgesetzlichen Schwund des intervokalischen Dentals rechnen; am ehesten würde man assimilatorische Vereinfachung der Gruppe *-ðn-* bzw. *-pn-* mit Ersatzdehnung des vorausgehenden Vokals ansetzen; auch ein solches Gesetz steht aber auf schwachen Füßen und läßt sich nicht vollgültig beweisen.

Wegen dieser lautlichen Schwierigkeiten wollte LINDROTH (s. o.) *Scadinavia* ganz von *Skáney* trennen. Für letzteres nimmt er einen Zusammenhang mit an. *skán* 'Borke' an und deutet *Skáney* als 'Insel mit hervorragendem Bergrand'. Allerdings will eine solche Erklärungen angesichts der lautlichen und geographischen Nähe von *Scadinavia* und *Skáney* nicht so recht befriedigen. NOREEN sucht die Lösung in einer anderen Richtung; er weist darauf hin, daß nur ein Lautwandel **skāðn-* > *skán-*, nicht aber **skadn-* > *skán-* möglich sei und bestreitet die Schadensetymologie; stattdessen zieht er mnd. *schāde* 'Ertrag, Zins' heran, das womöglich zu lat. *scatēre* 'hervorquellen, sprudeln' gehört⁴²⁵. Auf dieser Grundlage glaubt er, *Scadinavia* und *Skáney* zusammen bringen zu können; die ursprüngliche Bedeutung wäre demnach 'fruchtbare, ertragreiche Insel'. Allerdings ist der dünne Beleg mnd. *schāde* kein besonders

⁴²⁵ Vgl. NOREEN ASG: 186f.; das Gesetz betrifft nur *p,ð* nach langem Vokal: *Heinir* < **Heiðnir* zu *Heiðmork*, N. Pl *ljónar* 'Leute' statt **ljóðnar* usw.; außerdem in: FS TEGNÉR 43ff. und FV 15.1920: 29; vgl. zu *schāde* HOLTHAUSEN PBB 11.1896: 552; *scatēre*: WALDE-HOFMANN LEW II: 491.

zugkräftiger Anschluß für einen Namen, der Jahrhunderte überdauerte; das gilt umso mehr, als eben die *excidia*-Erklärung der Origo die ‘Schadens’-Deutung stützt.

Die aufgezeigten Alternativen für die Entstehung von *Skåne* sind somit nicht besser, als die Annahme einer lautgesetzlichen Entwicklung. SVENNUNG erwägt (1963a: 40ff.) zwar eine Entstehung der Form *Skåne* aus Analogie nach dem ON *Skanör*⁴²⁶ an der Südspitze Schonens, hält schließlich (1963a: 36ff., 46ff.) aber eine regelmäßige Lautentwicklung für wahrscheinlicher.

Allerdings erinnert die Serie *Skani-Skåne-Schonen*, und darin besonders die deutsche Form, verdächtig an ahd. *scōni*, as. *skōni* ‘schön’, zu welchem auch ae. *sciene* und afr. *skēne* zu stellen sind. Da – wie oben gesagt – der Lautwandel *adn* > *ān* auf nicht ganz sicheren Füßen steht, ist auch diese Anknüpfung einen Blick wert. Immerhin ist es ethnopsychologisch höchst auffällig und widerspricht allen psychologischen „Gesetzen“ des Ethno- und Ökozentrismus, das von einem selbst bewohnte Land dauerhaft als ‘schädlich’ oder ähnlich negativ zu bezeichnen. Viel überzeugender wäre eine Bedeutung, die solch einem Ökozentrismus Rechnung trägt.

Tatsächlich existiert eine solche mittelalterliche Etymologie in den Worten des ADAM VON BREMEN (4,7) *Sconia est pulcherrima visu Daniae provincia, unde et dicitur*. Die Behauptung erweckt natürlich den Eindruck einer *ad hoc* aufgestellten Schreiberetymologie, denn das Etymon zu ahd. as. *scōni* ‘schön’ in den heutigen nord. Sprachen ist aus dem Deutschen entlehnt. Allerdings greift ADAM in vielen Nachrichten über Skandinavien auf seinen Gewährsmann, dem dänischen König Svein Estridson zurück, und Schonen-Skåne war zu ADAMS Zeit wiederum Teil des dänischen Reiches. Die Behauptung *unde et dicitur* macht durchaus den Eindruck, als ob sie auf Aussagen des Gewährsmannes selbst fußte. ADAMS Etymologie findet ihren Vorläufer in der Namensform *Sconaowe* – also die Entsprechung zu nhd. *Schönau* –, die bereits 811 in den *Annales Laurissensis maiores* auftaucht. Ein norwegischer ON *Skaun*⁴²⁷ jedoch zeigt auch die Anwesenheit von ererbtem germ. **skauni*- in skandinavischen ON. Zwar gibt es allem Anschein nach einen deutschen Einfluß in der skandinavischen Ortsnamengebung; dieser ist jedoch wesentlich später⁴²⁸. Hierher kann also *Skåne*-

⁴²⁶ *Skanör* könnte zu an. *skán* ‘Kruste, Borke’ gehören, hat aber wegen einer veränderten Betonung *Skánör* → *Skānör* und folgender Kürzung sein [a] über den Wandel [a:] → [å:] hinaus bewahrt. Wahrscheinlicher aber sind nach SVENNUNG ibid. die Vorderglieder von *Skåne* und *Skanör* historisch identisch.

⁴²⁷ M. OLSEN in: *Nordisk Kultur* V.1939: 40, 52⁶⁶.

⁴²⁸ So geht z. B. das schonische *Åhus* auf ein älteres *Aos* ‘Flußmündung’ zurück und gelangte erst durch den Einfluß der nhd. ON auf *-hus(en)* zu seiner heutigen Form (besonders C. OLOFSON – Wie *Aos* zu *Ahus* wurde. Ein Zeugnis des mnd. Einflusses im mittelalterlichen Schonen. In: *Nd. Mitt.* 5. 1949: 174ff. Für den speziellen Fall läßt sich die Übernahme der nd. Form in die Mitte des 14. Jhd. da-

Schonen ebensowenig gehören, wie zum norw. ON *Skaun*. Der o-Vokalismus bleibt auf deutsche Quellen beschränkt⁴²⁹, während die skandinavischen Autoren weiterhin die lautgerechte Form mit /a/ schreiben. Die Annahme einer Analogie nach deutschem *skōni* ist somit zwar psychologisch und inhaltlich plausibel, ist aber für die einheimische Form ganz abzulehnen. Am standfestesten erweist sich nach wie vor eine Anknüpfung, die sich auf eine sonst nicht völlig belegbare Lautentwicklung stützt. Gleichwohl könnte die Etymologie bei ADAM dem dänischen König Svein Estridson anzulasten sein, wenn dieser bewußt die Bezeichnung *Skadanauiō-Skāne* als 'Schadensinsel' zu vermeiden und sie stattdessen in eine positive Konnotation zu kleiden versuchte. Zwischen der *excidia*-Deutung der Origo und der konträren *pulcherrima*-Deutung des ADAM entsteht so ein eigenartiges semantisches Spannungsfeld.

Bei den Lappen gibt es eine Bezeichnung *Skadesisuolo*, *Skātasa-suölōi Skadasasullo*, *Skadā-suola* und weitere Varianten als Bezeichnung für 'die Erde, die Welt'. Da lapp. -*suolo* 'Insel' an. -*ey*, germ. *-*aujō* entspricht⁴³⁰, kann man den Namen in *Skades(i)-suolo* segmentieren. Die Bildung entspricht somit dem germ. *Skadan-aujō*, wobei im Finn. auffälligerweise das Vorderglied durch Entlehnung, das Hinterglied aber durch Übersetzung geprägt worden sein muß. GUTENBRUNNER erwägt eine Herleitung sowohl des germanischen Vordergliedes **Skadin-* als auch des lapp. *Skadesi-* aus einem urgerm. **Skadezna-*; das ist aber ein unnötiger und aus verschiedenen Gründen abzulehnender Umweg⁴³¹. Die Annahme einer alten lappischen Bildung und ihrer Übernahme durch die Germanen ist mit noch größerer Sicherheit verfehlt⁴³². Für die lapp. Form *Skadesisuolo* und ihre Varianten gibt es eine einfachere Lösung:

Im Germanischen verteilt sich das Wort für 'Schaden' auf zwei Stammformen, nämlich einen s-Stamm **skapēs-* sowie dem n-Stamm **skapān-*; dabei kommt der s-

tieren. Vgl. auch K. G. LJUNGGREN, Undersökningar öfver nordiska ortnamns behandling i medellågtyskan och medellågtyska drag i gamla nordiska ortnamn. LUÅ 1937 (Bei SVENNUNG 1963a: 45¹⁸). Vgl. auch BACH II.2: 485f.

⁴²⁹ *Scóneg* im ae. OROSIUS geht womöglich auf dt. Vermittlung zurück (SVENNUNG 1963a: 51), wenn nicht eine automatische Angleichung an englischen Vokalismus vorliegt (BJÖRKMAN Studien zur englischen Philologie 58.1920: 168)

⁴³⁰ Lapp. *suolo* 'Insel' ist eine Entlehnung aus osfinn. *salō* 'bewaldete Insel, Waldgegend, Wildnis' (COLLINDER – Fenno-ugric Vocabulary. Stockholm 1955). Das finnische Wort könnte seinerseits aus dem Balt. entlehnt sein, vgl. lit. *salà* 'Insel' (THOMSEN- Samlede Afhandlinger IV: 370); nach JUHO ANKERIA (UUÅ 1954: 10) ist allerdings gerade umgekehrt das baltische Wort aus dem Finnischen entlehnt.

⁴³¹ Vgl. oben Seite 106.

⁴³² Dies schlug MÜLLENHOFF DA II: 358f. vor; dagegen WIKLUND in: Xenia Lidana. Fs EVALD Lidén. Stockholm 1912: 197ff.

Stamm nur im Got. vor. Soweit wir der Belegsituation vertrauen können, ist diese Verteilung komplementär, d. h. wir finden im Got. *nur* den s-Stamm, während alle anderen Sprachen *nur* den n-Stamm haben. Für OLSENS Annahme⁴³³, es habe im Germ. der s-Stamm gleichberechtigt neben dem n-Stamm existiert, findet sich nicht das geringste Indiz.

Offensichtlich spiegelt sich diese Verteilung in den lapp. Belegen wider; die Formen mit -s- entsprechen dem germ. s-Stamm, die kürzeren auf *skada-*, *ska-* dem n-Stamm. Gleichzeitig wird man wegen der bereits umgestalteten, verkürzten Form letztere zeitlich später ansetzen müssen, als jene auf -s-. Die früheste Übernahme muß somit von den Goten ausgegangen sein⁴³⁴; in späterer Zeit kann diese Entlehnung wiederholt worden sein, jetzt aber auf der Basis des n-Stammes, also aus dem Nordischen. Womöglich aber sind letztere Bildungen sogar autark, d. h. unter alleiniger Beteiligung des lappischen Lexikons gebildet, da inzwischen aus dem Nordischen auch das n-stämmige Appellativum ‘Schaden’ als solches entlehnt wurde⁴³⁵. Das bedeutet eine weitere Entwertung der n-stämmigen Belege für die frühe Zeit. Die Verteilung der Belege vervollständigt das Bild: im Süden und Osten – im schwedischen Gebiet – finden sich die s-Formen, im Norden – von Norwegen bis Nordfinnland – die n-Formen des Namens für die ‘Welt’, d. h. Skandinavien⁴³⁶.

2.3.4 Scandia, Scadinavia und die Folgen

Die Ähnlichkeit der Namen *Scadinavia* und *Scandia* ist verblüffend; sie ist aber doch nicht so groß, daß man, sollten beide Wörter als Varianten ein und desselben Namens angesehen werden, ohne weitere Erklärung über die Unterschiede hinweggehen dürfte. Wenn man von den Bildungen auf eine Wurzel abstrahiert, so ergibt die Opposition {skad}: {skand} ein einziges distinktives Element {n}. Das {n} unterscheidet entweder zwei Lexeme oder es ist ein alternierendes Element innerhalb eines Lexems. Diese beiden Möglichkeiten sollten kurz erörtert werden.

Da eine morphologische Alternation von n-Infixen in der germ. Nominalflexion synchron nicht gegeben ist, müßte diese Alternation 1. diachron und 2. lautlich erklärt

⁴³³ ANF 38.1922: 96f.

⁴³⁴ Auch diese wichtige Bildung sollte berücksichtigt werden, wenn die heutige Fenno-Ugristik Lehnwörter aus dem Got. nicht mehr anerkennt und sie stattdessen aus einem bronzezeitlichen Germanisch zu erklären versucht; vgl. oben Kapitel 1.1.3.

⁴³⁵ Vgl. SVENNUNG 1963a: 57.

⁴³⁶ Das Material findet sich gesammelt bei SVENNUNG 1963a: 54ff.

werden. Die Auflösung einer solchen diachronen „Alternation“ bewegt sich innerhalb folgender Koordinaten:

- a) eine der beiden Formen muß primär sein; d. h. entweder ist die n-haltige Wurzel sekundär aus der n-losen entstanden oder umgekehrt;
- b) entweder ist dieser Vorgang „einheimisch“ germanisch oder griech.-lat., also nach der Rezeption des Namens anzusetzen.

KRETSCHMER (1928: 148f.) hatte die Ansicht vertreten, *Scandia* sei eine Kurzform von *Scadinavia*, welch letzteres durch dissimilatorischen Nasalschwund entstanden sei; ein Beleg für die nicht dissimilierte Form wäre PLINIUS NH 4,96 *Scandinavia*⁴³⁷. Dieser Ansatz hat aber gewichtige Gründe gegen sich, denn zum einen wäre damit die verhältnismäßig gut gestützte germ. Etymologie von **Scadinaujō* aufgegeben, zum andern ist ja die Schreibung *Scandinavia* viel leichter als mittelalterliche Kontaminationsform von *Scandia* und *Scadinavia* zu erklären. Der Ansatz eines primären n-infigierenden Lexems läßt sich nicht aufrechterhalten. Will man zwischen beiden Namen einen Zusammenhang herstellen, so muß man daher dem umgekehrten Ansatz den Vorzug geben, daß das -n- in {skand} gegenüber der Form {skad} sekundär sei.

Einen solchen Ansatz vertritt MUCH; er stellt der vollen Form *Scadinavia* eine kurze **Skadnī* gegenüber, welch letztere das Adjektiv zur Vollform sei⁴³⁸. Der Weg von **Skadnī* zu *Scandia* wird bei MUCH jedoch noch nicht genauer erläutert. SVENNUNG versuchte diese lautliche Transformation mit einer Nasalmetathese zu begründen. Angesichts der Frage, ob das Germ. eine solche Metathese überhaupt kennt, gerät man allerdings in Argumentationsnot. Für die Gruppe /dn/ gibt es im Germ. jedenfalls keine Metathese⁴³⁹, und eine solche als spontan und singulär anzusetzen, ist ohnehin schon kritisch und unbeweisbar⁴⁴⁰; umso schwieriger wird sie aber gerade für unser Wortpaar, als doch das ursprüngliche Aussehen der „Kurzform“ **Skadnī* durch die weiter existente „Langform“ **Skadanaujō* hätte gestützt werden müssen. Man kommt

⁴³⁷ Vgl. oben Seite 103.

⁴³⁸ Bei HOOPS IV: 88.

⁴³⁹ Vgl. neuerdings zur Metathese von Obstruent+Nasal → Nasal+Obstruent LÜHR 1988: es gibt nur zwei äußerst wacklige Belege für diese Metathese (94), nämlich 1. **dumba-* ‘stumm’ vs. got. *daufs* ‘taub, verstockt’ (101ff.) und 2. **strumpa* ‘Stummel, Stumpf’ vs. mnd. *struppe* ‘verstümmelter Körperteil, Stumpf’ (163ff.). Zum einen liegen hier jedoch Labialgruppen vor; zum andern wird man in beiden Fällen wesentlich besser eine Reimwortbildung annehmen, wie dies schon UHLENBECK PBB 30.1905: 273 für 1. nach *stumm* vorgeführt hat, und wie es auch für 2. nach der Wortsippe *Stumpf* naheliegt.

⁴⁴⁰ SVENNUNG 1974: 206 behilft sich mit der „Eigentümlichkeit der Metathesen, sporadisch aufzutreten“.

daher zum unausweichlichen Schluß, daß die Metathese /dn/ → /nd/, wenn überhaupt, dann im Lateinischen stattgefunden hat und somit die Form *Scandia* lateinisch sein müßte⁴⁴¹.

Die Konsequenz aus dieser Erkenntnis bedeutet, daß man die „metathetisierte“ Form *Scandia* und erst recht die Weiterentwicklung *Scandza* bei JORDANES nicht als germ. ansehen kann⁴⁴². Allenfalls könnte man eine zu substituierende germ. Vorlage in Betracht ziehen; doch auch das bleibt unbeweisbar, da im Germ. jede Spur für ein **Skadnia* o. ä. fehlt. Derjenige Autor aber, der die Form *Scandza* in die *Getica* einbaute, kann also [skandsa] oder auch nur [skandja] nicht aus germanischen Mund vernommen haben, sondern hat eventuell gehörte Namen gegen die aus klassischer Tradition vertrauten zumindest ausgetauscht. Damit fällt wiederum eines der drei Hauptargumente für germ. Ursprung der Namensform *Scandia*, nämlich sein Auftreten in der gotischen Herkunftssage der *Getica*. Die beiden verbleibenden Argumente sind zum einen die komplementäre Verwendung der Namen seit PTOLEMAIOS und zum andern die Namensähnlichkeit zwischen *Scandia* und *Scadinavia*.

Unleugbar hat man sich vom Phänomen der Namensähnlichkeit immer besonders leiten lassen. MUCHS und SVENNUNGS Annahme einer Kurzform *Skadnī* ist eine *ad hoc*-Annahme, die nie entstanden wäre, hätte nicht *Scandia* daraus erklärt werden sollen. Diese Hypothese wird vorgeblich gestützt durch das Analogpaar *Austria* : *Austeravia*⁴⁴³. *Austria* (bzw. *Austrasia*) und *Austeravia* sind aber gar kein korrelierendes Paar, denn sie bezeichnen ganz verschiedene Dinge und erscheinen bei ganz verschiedenen Autoren verschiedener Kulturkomplexe: ersterer Name bezeichnet den Ostteil des Merowingerreiches bei den mehrfachen Reichsteilungen seit 561 n. C., letzterer eine Nordseeinsel bei PLINIUS. Wie kann man diese Zusammenstellung als Beweis einer Kurzform **Skadnī* zu **Skadinaujō* ansehen, welche beide beim selben Autor genannt und dort unterschiedlich lokalisiert werden?

Zwar kann man versuchen, die These von einer monogenetischen Herkunft beider Namen *Scandia* und *Scadinavia* durch Zusatzannahmen zu retten. Man müßte dann unterstellen, daß die durch lat. Lautgesetze entstandene Form *Scandia*, obwohl nach wie vor mit dem germ. Wort identifiziert, dennoch stabil ihre lat. Form beibehielt – sogar dort, wo sie angeblich fester Bestandteil germ. Überlieferung sein soll. Das ist

⁴⁴¹ SVENNUNG 1963a: 34; diese Lösung findet sich schon früher bei MÜLLENHOFF DA II: 360 und LINDROTH in: NoB 3.1915: 22.

⁴⁴² Damit sei HACHMANNs Zweifel an der Echtheit des Namens *Scandza* im gotischen Ursprungsbericht mit anderen Argumenten unterstrichen; vgl. oben Seite 100.

⁴⁴³ Vgl. SVENNUNG 1963a: 33f.

beinah ein Ding der Unmöglichkeit. Angesichts einer so stabilen klassischen Tradition⁴⁴⁴ scheint es geraten, die Möglichkeit auch einer Genese innerhalb dieser Tradition zu erörtern. Denn die gleichartige Verwendung beider Namen seit PTOLEMAIOS kann natürlich aus einer konvergenten Entwicklung resultieren und somit sekundär sein. Anlaß für diesen Zusammenfall ist eben jene Namensähnlichkeit, die auch der modernen Forschung so sehr zu schaffen macht. Weiters sollte man die Tatsache nicht unterbewerten, daß die Phonostruktur *Scandia* sehr gut sowohl ins lat. als auch ins griech. Inventar paßt und damit – sobald ein inhaltlicher *connexus* erst einmal hergestellt ist – sehr viel größere Durchsetzungschancen hat, als eine schwierigere Form *Scadinavia*⁴⁴⁵. Wenn *Scandia* also augenscheinlich keine germanische Bildung ist, lexematisch, phono- und morphostrukturell aber gut ins lateinische wie ins griechische Lexikon paßt, wird man vornweg auch eine lateinische oder griechische Bildung nicht ausschließen dürfen.

Wie oben erwähnt, tauchen *Scandia* und *Scadinavia* erstmals gesichert bei PLINIUS auf. Eine wichtige Quelle des PLINIUS war PYTHEAS VON MASSILIA, der im 4. Jhd. v. C. die britischen Inseln umsegelt hatte und entweder bis nach Θυλή gekommen war oder zumindest in einem seiner Landhäfen davon sprechen gehört hatte. Seine Fahrt hat wahrscheinlich der Suche nach den geheimnisvollen „Zinninseln“, den Κασσιτερίδες gegolten⁴⁴⁶. Man weiß heute zwar, daß es diese Zinninseln gar nicht gab – womöglich sind die Zinnvorkommen im britischen Devon und Cornwall verantwortlich für den Kassiteriden-Mythos⁴⁴⁷ –, in der frühen Antike aber war die Suche nach den angeblich von den Phönikern geheimgehaltenen Erzlagerstätten⁴⁴⁸ eins der Hauptmotive zur Fahrt in den westlichen ὠκεανός. PLINIUS' *Tyle-Scandia* NH 4,102ff. gründet auf PYTHEAS' Reisebeschreibung, wie sowohl aus der mehrfachen Namensnennung als auch aus dem Inhalt des Kapitels hervorgeht.

In folgender Reihenfolge beschreibt PLINIUS den Nordseeraum: *Britannia insula* (*clara Graecis nostrisque*) – Ausdehnung der britannischen Hauptinsel *Albion* (PYTHEAS und ISODOROS) – nochmal Ausdehnung Britanniens (AGRIPPA) – die

⁴⁴⁴ Zur antiken Belegsituation von *Scadinavia* und der ungleich besseren von *Scandia* siehe REICHERT WB: 590f.

⁴⁴⁵ Es sei hier, um das SVENNUNGSche Beispiel umzukehren, nochmals auf *Austeravia* 'Ostinsel' verwiesen, welches „barbarische“ Wort von den römischen Soldaten sogleich durch *Glaesaria* 'Bernsteininsel' ersetzt wurde, ähnlich wie die daneben liegende Insel *Burcana* den sprechenden Namen *Fabaria* 'Bohneninsel' bekam (PLINIUS NH 4,97).

⁴⁴⁶ Vgl. DKP IV: 1273.

⁴⁴⁷ Zur Insel *Ictis*, in qua candidum plumbum proveniat oben Fußnote 411.

⁴⁴⁸ So STRABO 2,5,15 und 3,5,11; außerdem Nachrichten über die Zinninseln schon bei HERODOT 3,115 und später DIODOR 5,38,4 nach POSEIDONIOS.

Ausdehnung der nordbritannischen Inseln (anonym 1: *proditur*) – *Glaesiae/Electrides* (*Graeci recentiores*) – *Tyle* (anonym 2: *quae memorantur*) – Insel *Ictis* (TIMAIOS) – die anderen Inseln, unter anderem die *Scandiae* (anonym 3: *sunt, qui et alias prodant*) – das gefrorene Meer (anonym 4: *a nonnullis Cronium appellatur*).

Man sieht, daß hier die griechische Tradition den Ton angibt. Die Aufführung AGRIPPAS als Quelle ist im Zusammenhang mit der Erwähnung von *Graecis nostrisque* zu Beginn des Kapitels 102 zu verstehen und für Britannien ja nicht weiter erstaunlich; auffällig ist vielmehr, daß sogar für das römisch besetzte Britannien die Griechen das letzte Wort behalten. Die anonymen Nennungen dürften sich schließlich ebenfalls als griechisch erweisen, besonders wegen Nr. 4 (*Cronium* zu GN Κρόνος)⁴⁴⁹ und Nr. 2 (*Tyle*)⁴⁵⁰. Die gesamte Stelle NH 102ff. bewegt sich in jenem „magischen Viereck“ mit den Eckpositionen Britannien – Zinninseln – Thule – Gefrorenes Meer, das in der

⁴⁴⁹ Es gehört schon sehr viel Phantasie und guter Wille dazu, sich hier eine Substitution der urgerm. Entsprechung zu ae. *hran* 'Wal' vorzustellen (SVENNUNG 1974: 28f.). *Hran* (BOSWORTH-TOLLER ASD I: 556) selbst ist zum einen etymologisch ungeklärt (HOLTHAUSEN AEEW: 172; PBB 53.1929: 302 freilich: etymologisch verwandt mit Κρόνος), und der Ansatz einer „uralten Entlehnung“ ins Kelt. (KLUGE 1913: 128 unter Berufung auf MUCH) krankt daran, daß es sich aus dem Kelt. selbst gar nicht belegen läßt. Natürlich ist *Cron*° strukturell gesehen eine „vorgerm. Lautentsprechung“ (SVENNUNG ibid.) zu *hran*°; aber was hilft diese strukturelle Entsprechung ohne den realen historischen Rahmen, in dem sie geprägt wurde? Und was wiegt sie erst recht, wenn wir das Wort selbst – keine Entsprechung! – im Griech. in großer terminologischer Vielfalt vorliegen haben und das plinianische *Cronium* klar aus griech. Tradition resultiert? *Cronium* ist an dieser Stelle natürlich adjektivisch zu verstehen, man hat die elliptische Angabe mit *mare* zu ergänzen; das wiederum paßt genau zur griech. Überlieferung Κρόνιος πόντος bei DIONYSIOS PERIEGETES 32, die ebenfalls auf PYTHEAS zurückgeht. PLINIUS hat den Namen nach eigenen Angaben in NH 4,95 offenbar PHILEMON oder XENOPHON VON LAMPSAKOS entliehen. Kronos wurde nach der Niederlage gegen seinen Sohn Zeus ja in den Tartaros verbannt; weit eher als ein 'Walmeer' ist also das *Cronium* [*mare*], der Κρόνιος πόντος ein Unterwelt-Meer. Auch sonst entwickelt ja die *io/iā*-Ableitung zu Κρόνος eine reiche terminologische Produktivität, u. a. geographische Namen (vgl. CHANTRAINE DELG: 586). Man wird sich den in eindeutiger griech. Quellentradition stehenden Namen besser als griech. Bildung vorstellen, umso mehr, als auch sonst in der Aufzählung griech. Namen vorkommen (vgl. z. B. *Electrides*) – nicht zuletzt der Name *Scandia* selbst.

⁴⁵⁰ Auch diesen Namen erklärt SVENNUNG als germanisch. Der Wille, für alle in diesem Zusammenhang genannten Namen eine germ. Anknüpfung zu finden, zeigt sich übrigens in besonders bedenklicher Ausprägung bei den Namen *Latris* und *Tastris* (NH 4,97). SVENNUNG 1974: 73ff. stellt *Latris* zu anord. *lá* 'Meer, Welle, Strandwasser' und (ibid.: 76f.) *Tastris* zu an. *tá* 'Zeh'. Zur Stützung seiner These verweist er auf *Lolland*, älter *Laland* und norw. *Taanen*. Anord. *tá* geht jedoch auf urgerm. **taihwō* zurück (vgl. nhd. *Zehe*) und anord. *lá* auf **lahō* (vgl. lat. *lacus*, nhd. *Lache*). Man hätte für die von SVENNUNG vorgeschlagenen Etymologien zur Zeitenwende einen deutlichen Reflex des Gutturals zu erwarten, da ja auch der FLN *Vahalis* nicht ***Valis* heißt, wiewohl wir heute *Waal* sagen. Eine solche assoziative und zirkuläre Form der Buchstabenetymologie ist vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt unannehmbar. Sie zieht sich aber durch SVENNUNGS Arbeiten konsequent hindurch; so, wenn er z. B. 1967a: 57¹⁶⁷ beim jordanischen Namen *Bergio* das Fehlen der (nordischen) Brechung *e > ia* erwähnenswert findet!

gesamten antiken PYTHEAS-Diskussion wiederkehrt⁴⁵¹. Ohne Zweifel stammen auch die Namen aus diesem Bezug. Die *Scandiae* sind hierunter von unwesentlicher Größe und Bedeutung; in jener Gruppe zwischen Britannien und dem ungeheuren Thule, zu der auch die *Scandiae* gehören, ist sogar eine unbedeutende *Berrice* noch größer.

Es empfiehlt sich, nochmals einen Blick auf die Verteilung der Namen zu werfen⁴⁵²: Alle sicheren (ohnein nur bei PLINIUS) wie unsicheren Belege für *Scadinavia* sind durch lateinische Autoren überliefert. Kein einziger Grieche schreibt jemals diesen Namen – die typisch hellenozentrische Eigenart, alte Kategorien und ihre Namen ungeachtet neuer Erkenntnis weiterzuverwenden. Σκανδία-*Scandia* dagegen ist rein griechisch, wenn es sich wie bei PLINIUS auch bei JORDANES als in griechischer Filiation stehend herausstellt; das ist aber durch dessen Berufung auf PTOLEMAIOS gewährleistet⁴⁵³. Da der Name *Scandia* aus dem Umfeld der PYTHEAS-Berichte stammt, muß er wesentlich älter sein, als die klassische Rezeption des germ. **Skadinaujō*. Zudem hatte das Griechische im Gegensatz zum Lateinischen gar keinen Grund, eine Folge /dn/ oder überhaupt Dental+Nasal durch Metathese zu verändern. Formen wie ἔδνα, ἔθνος, ὀθνείος, Πύδνα, Κύδνος, Κύθνος usw. gibt es zur Genüge⁴⁵⁴. Bei dieser neuen Sachlage wird nun die gesamte Herleitung aus einem germ. **Skadnī* und somit die formale Anknüpfung von *Scandia* an *Scadinavia* hinfällig⁴⁵⁵. Gegen *Scandia* als griech. Bildung ist jedoch nichts einzuwenden, denn die entsprechende Wortsippe ist im Griech. sehr lebendig⁴⁵⁶. Besonders ein Hafen Σκάνδεια auf der Insel Κύθηρα – heute Kastri – ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen, mit dem anscheinend auch später noch der griech. Name Skandinaviens in Zusammenhang gebracht wurde⁴⁵⁷.

Über die genaue Bedeutung des Namens Σκανδία lassen sich im Grunde nur Vermutungen anstellen, doch sind diese auf einen gewissen Rahmen zu beschränken. Das zugrundeliegende Lexem, aus dem sich einerseits lat. *scandō* 'steigen', andererseits ai. *skandati* 'springen' rekrutieren⁴⁵⁸, bildet im Griech. die Begriffe σκάνδαλον,

⁴⁵¹ Vgl. DKP IV: 1272f.

⁴⁵² Zusammengestellt bei REICHERT WB: 590f.

⁴⁵³ JORDANES Get. 3; vgl. auch HACHMANN 1970: 84f.

⁴⁵⁴ So auch KRETSCHMER 1929: 149; SVENNUNG 1963a: 34f.

⁴⁵⁵ SVENNUNG 1974: 56 „...bei der Latinisierung wurden die Konsonanten wohl durch Metathese versetzt“; eine solche Latinisierung hat es aber nie gegeben.

⁴⁵⁶ CHANTRAINE DELG: 1010.

⁴⁵⁷ Das griech. Σκάνδεια erscheint bei HOMER Ilias 10,268; THUKYDIDES 4,54,4; PAUSANIAS 3,23,1; und in der Geographia Compendaria 2,497,13 bekommt die Nordmeerinsel exakt diesen Namen Σκάνδεια.

⁴⁵⁸ MAYRHOFER KEWA III: 506; auf eine primäre Bedeutung 'springen' weist auch das Keltische; die trans. Verwendungen lat. 'besteigen', ai. 'bespringen (bei der Begattung)' sind womöglich sekundär; vgl. WALDE-HOFMANN LEW II: 488.

‘Verlockung, Lust, Falle, Ärgernis’, σκανδάληθρον ‘Köder, Stellholz in der Falle’, σκανδαλίζω ‘Anlaß zum Ärgernis geben, ärgern’. Offensichtlich hat im Griechischen auf der Basis ‘schnellen, springen’ eine Bedeutungsspezifikation zum Begriffsfeld ‘Falle’ stattgefunden, welche Bedeutung idiomatisch produktiv wurde; so ist die semantische Spanne von ‘Verlockung, Lust’ bis ‘Ärgernis’ am besten zu erklären⁴⁵⁹. Formal und semantisch gehören die Ableitung auf -ία und jene auf -εια zusammen. In beiden Fällen liegt aus historischer Sicht ein Feminin des *dēvī*-Typs vor, Σκανδία dabei an der Wurzel σκανδ-, Σκάνδεια am s-Stamm σκανδεσ- entstanden. Bei der Zuordnung zu einem Begriffsfeld ‘Falle’ und im Vergleich mit dem Hafennamen Σκάνδεια wäre es möglich, an eine Bedeutung ‘trügerischer Naturhafen’ bzw. allgemein ‘trügerischer Ort’ zu denken. Die HESYCH-Glosse εἶδος περικεφαλαίας ‘Aussehen eines Helms’⁴⁶⁰ für Σκάνδεια macht es jedoch wahrscheinlicher, daß mit dem Namen eine auffällige, bizarre Form wie z. B. eine vorspringende Landnase bezeichnet werden sollte.

Da also *Scandia* und *Scadinavia* zwei verschiedene Namen sind, die zwei verschiedene Sachen bezeichnen, so bleibt zu erklären, auf welchem Weg die Inhalte zusammengefallen sind.

Hier erweist sich nun PTOLEMAIOS als Angelpunkt der ganzen Identitätsproblematik von *Scandia* und *Scadinavia*, denn bei ihm erscheint erstmals der Name Σκανδία, wo wir aus geographischer Sicht eigentlich *Scadinavia-Skåne* erwarten. Er spricht an dieser Stelle allem Anschein nach über die dänischen Inseln sowie Bornholm und Schonen. PTOLEMAIOS verwendet auch einen anderen pytheischen Namen, nämlich Θούλη. Beide Namen, Θούλη und Σκανδία, hat er aus griech. Überlieferung übernommen; das von PLINIUS und wohl auch MELA verwendete *Scadinavia* meidet er dagegen. Σκανδία ist formaler und inhaltlicher Ersatz für *Scadinavia*, Θούλη ist nicht identisch damit. Andererseits lokalisiert PTOLEMAIOS Θούλη auch nicht, wie es zu Zeiten des TACITUS geschah, bei den Shetlandinseln, sondern auf althergebrachte Weise im äußersten Norden⁴⁶¹. Unterschwellig ist hier dennoch bereits eine Metamorphose festzustellen, denn Θούλη hat seine wichtigsten Charakteristika, die Unerforschtheit und Größe, an Σκανδία abgegeben; es sind die Charakteristika, die in lateinischer Tradition der Insel *Scadinavia* zukommen. Vielleicht sollte hier auch ein anderes Phänomen am Rand erwähnt werden: wie Σκανδία sein anklingendes Σκάνδεια im

⁴⁵⁹ Etwas anders FRISK GEWB II: 717f.; es soll übrigens nicht verschwiegen werden, daß einige Begriffe, wie z. B. σκάνδιξ ‘Wilder Kerbel’ nicht in dies Schema zu passen scheinen.

⁴⁶⁰ Vgl. LIDDELL-SCOTT GEL: 1604.

⁴⁶¹ TACITUS Agr. 10,4; diese Auffassung ist natürlich nicht primär, denn auch bei VERGIL Georg. 1,30 ist *ultima Thule* noch das Ende der Welt.

Mittelmeer hat, so entsprechen Θούλη die Inseln *Thylae* vor Karthago⁴⁶². Daß die Namensform Θούλη überwiegend zu Θύλη, *Thyle* umgestaltet wird, kann kaum mehr verwundern – ähnliches ist ja auch mit Σκανδία-Σκάνδεια geschehen⁴⁶³.

PTOLEMAIOS ist damit der letzte Autor, der Σκανδία und Θούλη explizit voneinander trennt, doch hat er für die später eintretende Verwischung der Unterschiede einen wichtigen Grundstein gelegt. Es scheint, als ob seitdem in der griechischen Geographie zumindest teilweise eine Konvergenz eintritt, die der Konvergenz von *Scadinavia* und *Scandia* in den lateinischen Quellen durchaus entspricht: analog der Tatsache, daß *Scadinavia* in griechischer Überlieferung niemals existiert hatte, betrifft sie stattdessen Θούλη und Σκανδία. Denn in der gleichen Weise wie JORDANES das ptolemaische *Scandza* einsetzt, benutzt PROKOP das ptolemaische Θούλη; beide meinen aber jetzt das Gleiche, nämlich Skandinavien. Die Expansion des Namens *Scandia* erklärt sich aus dem frühen Einfluß des PYTHEAS und der späteren Autorität des PTOLEMAIOS.

2.3.5 Schlußfolgerung

Folgende Punkte lassen sich festhalten:

1. *Scandia* und *Scadinavia* bei PLINIUS sind sowohl zwei verschiedene *signifiants* als auch zwei verschiedene *signifiés*.
2. Der heutige Name Skandinavien ist direkt oder indirekt eine gelehrte Kontaminationsform von *Scandia* und *Scadinavia*, die auf der schon für die Antike verhängnisvollen Namensähnlichkeit beruht.
3. *Scandia* im Auswanderungsbericht der *Getica* ist keinesfalls echt, sondern eingefügt bzw. allenfalls gegen einen anderen Namen ersetzt; ob ein evtl. an dieser Stelle zugrundeliegender Name in Skandinavien zu lokalisieren ist oder nicht, läßt sich nicht sagen.
4. Der eigentliche germanische Name für Skandinavien ist 'Schadensinsel'. Dabei ist unklar, ob es sich – wie SVENNUNG will – in der Tat um einen Seefahrtsterminus handelt. Womöglich bezeichnete **Skadīnaujō* ursprünglich nur einen kleinen Punkt an der Südküste Skandinaviens (vgl. *Skanör*), von dem die Benennung der ganzen „Insel“ ausging.
5. In jedem Fall wurde der Name von außen verliehen: zum einen kann nur so Skandinavien als Insel angesehen werden, zum andern wäre eine Benennung des eigenen Landes mit der negativen Semantik des Vordergliedes 'Schaden' unwahr-

⁴⁶² POMPONIIUS MELA 2,105 (vgl. REICHERT WB: 704).

⁴⁶³ Siehe oben Seite 115.

scheinlich. Die Bedeutung ‘Schaden’ wurde von den Bewohnern Schonens offensichtlich auch erfolgreich verdrängt, wenn man den dänischen König Svein Estridson für die Namensinterpretatio des ADAM VON BREMEN verantwortlich machen darf.

6. Die got. Form des Namens war **Skapisaujō* und unterschied sich von jener der anderen germanische Sprachen.
7. Von dieser got. Form stammen offensichtlich die frühesten Entlehnungen des Namens im Lappischen-Finnischen; das unterstreicht die Bedeutung der Goten für frühe Zeit als die „Ostseegermanen“ schlechthin.

2.4 Heruler

„Ein merkwürdiges Volk sind die Heruler.“ (SCHWARZ 1956: 104)

2.4.1 Historischer Querschnitt

In der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts führen die antiken Quellen einen neuen barbarischen Namen ein: es handelt sich um jenen der *Eruli*, die beinahe gleichzeitig am Schwarzen Meer und im nördlichen Gallien auftauchen. In den Jahren 267 und 269 n. C. überfallen sie vom Asowschen Meer aus Griechenland, 286 Gallien von Norden aus. Der vorher nie genannte Stamm wird schlagartig zum Machtfaktor im Nordosten des Imperium Romanum; seine Flotte wird für 267 auf 500, für 269 gar auf 2000 Schiffe beziffert⁴⁶⁴.

2.4.2 Zum Namen der Heruler

Der Name dieses „Stammes“ ist recht einheitlich als (*H*)*eruli*, Ἡρούλοι überliefert, wobei in den griechischen Quellen das /u/ der Mittelsilbe als lang erscheint. Die hin und wieder auftretende „Liquidametathese“ in Formen wie Ἐλουροι, *Eluri*⁴⁶⁵ ist ohne sprachwirkliche Entsprechung, auch wenn ABLABIUS laut JORDANES (Get. 23) darauf eine Etymologie zu griech. ἔλος ‘Sumpf’ aufbaut⁴⁶⁶. Die Schreibung des Namens variiert weiter zwischen Formen mit und ohne <h> bzw. Spiritus asper; sowohl im Lat. wie im Griech. überwiegen die Formen mit *h*-Vorschlag zu Beginn der Überlieferung. Es ist

⁴⁶⁴ Die wichtigsten Quellen sind für 267 vor allem Vita Gallien. 13,6ff. und GEORGIUS SYNCCELLUS 717; für 269: ZOSIMUS 1,42ff.; VITA CLAUDII 6ff.; GEORGIUS SYNCCELLUS 720; AMMIANUS MARCELLINUS. 31,5,15ff. Für 287: CLAUDIUS MAMERTINUS Paneg. 5. Vgl. L. SCHMIDT I: 209ff., 548ff.; HÖFLER 1971: 145; PAULY-WISSOWA RE VIII: 1150ff.; ELGQVIST 1952: 100ff.

⁴⁶⁵ Vgl. REICHERT WB: 254ff.

⁴⁶⁶ Vgl. zu ähnlichen Fällen GUTENBRUNNER 1941: 108¹.

bald erkannt worden, daß das <h> kein phonemisches Segment darstellt, sondern lateinische Schreibung wie in *Herminones* zu ahd. *Irmin* ist. In germanischem Mund lautete der Name vokalisiert mit einem /e/ an. Die gemeinhin erschlossene Form ist **erulōz*.

Das Interesse an einer rückläufigen idg. Etymologie wurde durch die Anknüpfung innerhalb des Germanischen überlagert: es handelt sich um die Verbindung des Namens mit der Selbstbezeichnung des Runenmeisters run. *erilar*, *irilar* und an. *iarl* 'Häuptling, Fürst, Kleinkönig'. Der abweichende Mittelsilbenvokal wurde meist gar nicht als Problem angesehen, da dessen variierende Vertretung ins Ablautschema paßt. So gilt bei vielen Forschern unter allen bisher angenommenen Suffixablauten in germ. Stammesnamen jener im Heruler-Namen als am besten gesichert⁴⁶⁷.

Nun gibt es jedoch nur zwei Wege, die Varianten als Ablaut zu erklären⁴⁶⁸:

- a) Der Name war bereits fertig gebildet, als die den Ablaut konstituierenden Gesetze in Kraft traten;
- b) an eine germ. Wurzel **er-* traten verschiedene Derivate des l-Suffixes an.

In beiden dieser theoretisch ansetzbaren Fälle liegen mit **erula-*, **erila-* und **erla-* jeweils verschiedene Wörter vor; ihr Zusammenhang bleibt vorerst an der Oberfläche und ist inhaltlich noch nicht fest umrissen. Hinzu kommen jedoch die sprachgeschichtlichen Implikationen:

(1) nach SIEVERS-EDGERTON ist eine germ. Form **erula-* < **erfo-* nicht möglich; die vorliegende ø-Form des Suffixes wäre nur nach schwerer Silbe von SIEVERS' Gesetz betroffen gewesen. Nach kurzer Silbe ist die tatsächlich gut belegte Form **er-la-* des ø-

⁴⁶⁷ Das Résumé findet sich bei WENSKUS 1961: 297: „Am ehesten wird Ablaut noch bei den *Eru-lern* zutreffen, deren Name zu urnord. *erilar* gehört, mit Ablaut in der zweiten Silbe.“

⁴⁶⁸ Auszuschließen ist wohl die von HOFFORY BB 9.1885: 56 in Erwägung gezogene analoge Übertragung einer Lexemform des Plurals in den Singular, da die durch Umlaute und Brechung entstandene Introflection im Isländischen bis heute äußerst treu bewahrt ist (dagegen auch DE VRIES ANEW: 290). Die Möglichkeit einer solchen Analogie wurde auch von anderen Forschern nicht ausgeschlossen: vgl. die Hinweise bei KLINGENBERG 1973: 125²⁶.

Suffixes zu erwarten⁴⁶⁹. Für die Konstituierung des Ablauts im fertigen Wort müßte dieses zudem von sehr hohem Alter sein.

(2) diese Lösung ist für die Ausdrucksseite problemlos. Ein semantischer Zusammenhang der Bildungen wäre allerdings nicht mehr problemlos herstellbar, da die Funktionen der Suffixe im Germ. nicht völlig kongruent bzw. bei gleicher Funktion wegen ihrer diachronen Verteilung nicht synchron austauschbar sind⁴⁷⁰.

Bei den meisten Analysen wurde jedoch nicht explizit dargestellt, für welche der beiden Lösungen man sich letztendlich entschied; der „Suffixablaut“ war im Grunde nur eine blasse Deskription ohne ein sprachwirkliches Konzept. Bei Abwägung beider Alternativen ist erstere von vornherein auszuschließen. Die zweite Lösung ist sprachlich denkbar; sie muß jedoch auf ihre historische Konsistenz geprüft werden:

Bei Betrachtung der drei etymologisch nah verwandt erscheinenden Bildungen konstatiert man eine eindeutige Verteilung der Formen auf die jeweiligen Überlieferungsstränge. Die antiken Quellen kennen den VN nur mit *-ula*⁴⁷¹, die run. Inschriften nur *-ila* und die späteren Einzelsprachen kennen die Kontinuante von **erlaz*⁴⁷². Nun kann man sich darauf beziehen, daß die verschiedenen Quellengruppen mit dem jeweiligen Wort ja auch verschiedene Dinge bezeichnen. Doch ist das eine auf unvollständigen Quellenaussagen gestützte Vorabhypothese, die – wie unten zu zeigen sein wird – auch anders geklärt werden kann. Eine weitere Lösung eröffnet sich, wenn

⁴⁶⁹ Der historische wie sprachgeographische Rahmen von SIEVERS' Gesetz ist nach wie vor umstritten. Zum einen ist die EDGERTONSche Erweiterung nicht unbedingt erwiesen, zum andern müßten Formen wie an. *siqtull* 'Bank, Sitz' spätere Ableitungen mit einem neuen *ula*-Suffix sein, da sie sich mit SIEVERS nicht erklären lassen. Speziell an. *siqtull* hat aber seine indogermanischen wie germanischen Verwandten, die alle auf eine voreinzelsprachliche bindevokallose *lo*-Ableitung weisen: lat. *sella*, gall. *sedlon*, gr. lakon. ἑλλά, got. *sittls*, ahd. *sezzal*, nhd. *Sessel*, alle 'Sitz, Stuhl, Sessel' o. ä. Auch *siqtull* geht sicher auf idg. **sed-lo-* zurück (ae. *seotul* 'Sessel' ist womöglich Entlehnung aus dem Nordischen, die ae. Kontinuante ist dann ebenfalls belegtes *setl* 'Sitz, Ort, Thron'). Man muß hier also zu einer anderen Lösung kommen. Wenn man sich fragt, was ein urgerm. **setlaz* im Nord. eigentlich ergeben hätte, so stößt man auf Schwierigkeiten: ein urnord. ***setlk* mit Weiterentwicklung zu ***setll* findet keinen Platz in der nord. Sprachgeschichte. Wahrscheinlich sind daher solche Fälle automatisch mit den Svarabhakti-Varianten des *lo*-Suffixes ersetzt worden, was wiederum für die funktionale Identität der beiden Varianten sprechen würde.

⁴⁷⁰ KRAHE-MEID III: 84ff.

⁴⁷¹ Nur einmal bezeugt ist *Erili* in einer späten Glosse (REICHERT 254: Ende 7. Jhd.). Die Form erinnert etwas an die Doppelheit *Sugambri* : *Sigambri*, bei der die Klangfarbe des griech. *υ* vermittelnd gewirkt hat. Schwierig wird im vorliegenden Fall freilich der Tatbestand, daß die griech. Formen immer <ου> haben. Jedoch zeigt dieser Beleg schon durch seinen Ausgang *-ii* seinen hybriden Charakter, der zudem durch die späte Belegzeit bestärkt wird.

⁴⁷² An. *iarl*, ae. *eorl*, as. *erl*, ahd. *erl(a)*- als Kompositionsglied von PN. Für as. *erl* und seine Bedeutungen 'Mann allgemein', dann 'adliger Mann' vgl. die umfangreichen Angaben (mit Stellen) in SEHRT WBHG: 107f.

man die Alternanz des „Ablautvokals“ auf quellenspezifische Eigenarten zurückführen kann.

Für die Form der antiken Quellen ist dies auch ohne größere Schwierigkeiten möglich: eine Lautfolge /rl/ war im Lat. nicht gerade beliebt, sie mußte quasi mit /rul/ substituiert werden. Auch im Griech. ist eine solche Folge unbequem⁴⁷³. Als einzige Zusatzannahme für diese These muß man ein stark verselbständigtes Eigenleben des Namens in der antiken Tradition zugrundelegen, dies, obwohl die Spätantike sich ständig mit den *Eruli* auseinanderzusetzen hatte. Doch fällt diese Annahme nicht schwer, denn die ausschließlich bezeugte Länge des /u/ in der griechischen Tradition sowie das lat. vorangestellte <h> sind auf keinen Fall sprachwirklich, sie deuten schon für sich auf die Verselbständigung der einmal rezipierten Namensform⁴⁷⁴. Übrigens weisen die frühen griech. Formen mit anlautendem Spiritus asper auf lat. Herkunft und lassen das Bild von der verselbständigten antiken Tradition und ihrem Überlieferungsweg noch deutlicher werden⁴⁷⁵.

In *Eruli* und *Iarl* liegen also nicht etwa nur verwandte Bildungen vor, sondern vielmehr das gleiche Wort, was wiederum nicht ohne Folgen für die Bewertung der Zusammenhänge bleibt. Die Annahme einer lateinischen Anaptyxe wurde schon früher in Erwägung gezogen⁴⁷⁶, konnte sich aber wegen der Festgefahrenheit des Ablaut-Modells nicht recht durchsetzen. Sachlich wird die Ablaut-These nur durch urnord. *erilar* bestärkt. Im Nisl. findet sich zwar ein aus *erilar* formal herleitbares Wort *erill* ‘das Herumtreiben, Geschäftigsein; einer, der viel reist’⁴⁷⁷. Dies gehört aber eher zu *erja* ‘pflügen, ackern’⁴⁷⁸ und ist dann nicht identisch mit *erilar*, denn *erja* geht auf **arjan* zurück, während in *erilar*, *irilar* altes /e/ vorliegt.

Für run. *erilar* ist eine Deutung des inlautenden /i/ als Sproßvokal analog der lat. Anaptyxe allerdings nicht möglich. Zwar zeigen die urnord. Runeninschriften deut-

⁴⁷³ Im Lat. waren alte -rl- in -ll- aufgegangen; vgl. LEUMANN-HOFMANN-SZANTYR I: 212f. Fürs Griech. vgl. SCHWYZER I: 278. 322f. 324.

⁴⁷⁴ Natürlich standen die griechischen Autoren ohnehin vor dem Problem, entweder der Qualität oder aber der Quantität des germ. /u/ nicht gerecht zu werden, denn die Kürze besaß im spätantiken Griechisch jedenfalls den phonetischen Wert [y]. In vergleichbaren Fällen zeigt sich, daß beide Substituenten gewählt werden können, also auch die Kürze.

⁴⁷⁵ Daß schließlich im Griech. zwar der Spiritus, nicht aber das inlautende /u/ aufgegeben wurde, erklärt sich aus der Tatsache, daß die Lautfolge /rl/ als „barbarisch“ gelten mußte.

⁴⁷⁶ MUCH bei HOOPS II: 518.

⁴⁷⁷ JÓHANNESSON IEW: 63; S. BLÖNDAL – Islensk-Dönsk Orðabók I: 169.

⁴⁷⁸ So z. B. CLEASBY-VIGFUSSON IED: 133. Zur Bedeutungsentwicklung vgl. in diesem Fall *seint sá man erja* ‘he will be slow to put his hand to the plough = will be good for nothing’ (ibid.); auf der anderen Seite nisl. *erilsamur* ‘arbeitsam’.

liche Tendenz zum Svarabhakti in der Umgebung von Liquiden⁴⁷⁹, doch erscheint hier bis auf zwei Ausnahmen immer der Sproßvokal /a/. Dieser hat in der an. Sprache aber praktisch keine Spuren hinterlassen⁴⁸⁰; womöglich basiert er lediglich auf besonders exaltierten Lentorealisationen, die in der gleichen sozialen Motivation fußten, wie die Ausbildung einer eventuellen „Runen-Koine“.

Die Begründung eines Sproßvokales [i] fordert zuviele Zusatzannahmen. Zwar könnte die oben genannte Motivation in **erlar* zu einem Sproßvokal [a] geführt haben, nicht aber zu [i]. In der mehrfach belegten Form *irilar* zeigt sich zudem die vokalharmonische Wirkung eines stabilen /i/. **erlar* und **erilar* sind also unterschiedliche Wörter. Andererseits ist eine von **erla*- unabhängige Herleitung von vornherein unwahrscheinlich⁴⁸¹; **erla*- und **erila*- sind durch die Parallelität der agens-Funktion von -*la*- und -*ila*- aneinander zu koppeln⁴⁸². Gestützt würde diese Parallelität womöglich durch die run.schwed. Form *karilr* zu an. *karl*, ae. *carl*, ahd. *karl*. Da an. *karl* in semantische Nachbarschaft zu *iarl* gehört und auch dazu die -*ila*-Ableitung nur in einer Runeninschrift bezeugt sein soll, liegt es nahe, *erilar* wie *karilr* als reimende Kunstformen der Runenmeister zu interpretieren⁴⁸³, die ihren Ausgang von

⁴⁷⁹ Für folgende Phonemsequenzen tritt Svarabhakti ein: /rh/, /rg/, /rn/, /rm/, /hr/, /wr/, /br/, /dr/, /rf/, /lh/, /hl/, /gl/, /sl/, /bn/, /ft/, /hk/. Diese Aufstellung zeigt das eindeutige Übergewicht der Liquiden. Die Sproßvokale treten nicht vor dem 5. Jhd. auf, und ihre Belegdichte nimmt seit ihrem ersten Auftreten ständig ab. Der Svarabhakti ist nicht /a/ in /der/ (z. B. Björketorp *haidera*, Stentofen *hedera* : aisl. *heðra* 'hier') und /rum/ (Myklebostad [w]oruma[la]ib[a] : aisl. PN *Ormleifr* (vgl. KRAUSE 1971: 82ff.).

⁴⁸⁰ Im Gegenteil sind die urnord. Sequenzen mit Svarabhakti zum An. hin oft von Schwund bedroht wie z. B. *worahto* : *orta*, zumindest aber wird vereinfacht wie in *wulafr* : *úlf*, *bariutip* : *brytr* usw.; dieser Schwund betrifft keineswegs nur die Synkopepositionen. Es zeigt sich an dieser Instabilität, daß der Sproßvokal wahrscheinlich niemals phonemischen Status erreichte und dennoch – als Ausdruck besonderer Intonation – Eingang in die Orthographie fand.

⁴⁸¹ Z. B. tritt -*ila*- gern bei Nomina agendis zu *jan*-Verben ein; die einzig mögliche Vorlage an. *erja* 'pflügen, ackern' kommt jedoch nicht in Frage, da hier ein altes /a/ vorliegt (got. *arjan*): vgl. oben Fußnote 476.

⁴⁸² KRAHE-MEID III: 86f.

⁴⁸³ Dies *karilr* wäre singulär und fände keinen sonstigen Beleg; finn. *karilas* muß nicht auf eine germ. Form **karilaz* zurückgehen, da das /i/ im Finn. seinerseits Svarabhakti sein kann (vgl. WIKLUND ANF 22.1906: 79). In dt. *Kerl* liegt wie in ae. *ceorl* 'freier Mann der niedrigsten Klasse' eine ablautende Form vor. DE VRIES 1954: 467ff. nimmt gegen WIKLUND ibid. das finn. *karilas* als Stütze für den einmaligen run. Beleg *karilr*, relativiert jedoch diese Ansicht in ANEW: 301 wieder. Übrigens hat DE VRIES 1954: 464 selbst darauf hingewiesen, daß einmaliges air. *erell* keine Stütze für ein nord. **irill* sei. Run. *karilr* veranlaßt ihn (ibid.: 468) im Analogieschluß zur Annahme, daß „*erla* zur Bezeichnung des weltlichen Herrschers, **erila* zu jener einer priesterlichen Funktion“ diene, „deren Charakter unmöglich bestimmt werden kann.“ Die Interpretation von *iarl* und *karl* als komplementäres Begriffspaar („der Herrscher und sein Volk“) ist wohl zutreffend; der weitreichende Schluß, daß „die Wortpaare *erla* : *erila* und *karla* : *karila* (...) eine scharf durchgeführte Gliederung

sprachwirklichen Formen **erla-*, **karla-* genommen haben. Bei näherem Hinsehen drängt sich freilich der Verdacht auf, daß ein solches *karilR* gar nicht existiert⁴⁸⁴.

Besser als die Annahme eines Sproßvokals kann auch der Ansatz einer künstlichen Neumotivierung begründen, warum neben *erilar* die Form *irilar* auftritt: in einer Phase weitgehend komplementärer phonotaktischer Verteilung von /e/ und /i/ konnte auch bei Neubildungen der Lexemvokal ohne weiteres angepaßt werden. Wahrscheinlich also ist *erilar* eine soziozentrische Neumotivierung des Wortes für *Iarl*. Gleich jedoch, wie die Beurteilung von *erilar* ausfällt, sie hat am Ende auf die formale Gleichsetzung *Eruli* : *Iarl* keinen Einfluß. Zwischen diesen darf eine identische sprachwirkliche Form als sicher gelten, da /erul-/ in germanischer Überlieferung überhaupt nicht existiert⁴⁸⁵.

Schon im letzten Jahrhundert hat man einen historischen Zusammenhang zwischen urnord. *erilar* und dem an. *iarl* sowie weiter zu den *Eruli* herstellen wollen⁴⁸⁶. Dieser Zusammenhang wurde mithilfe der begrifflichen Provisorien „etymologische Verwandtschaft“ und „Ablaut“ bewerkstelligt. Mit der oben aufgeführten Argumentation sollte es möglich sein, zumindest *Eruli* und *Iarl*, womöglich aber auch *erilar* auf eine stabile lexikalische Basis zu stellen. Wie die sprachliche war auch die sachliche Beziehung zwischen dem *erilar* und dem *iarl* „eines der umstrittensten Probleme der Runologie, aber auch der nordischen Sozialgeschichte“⁴⁸⁷. Auf den ethnographischen Status der *Heruli* schien die soziologische Problematik jedoch solange schlecht anwendbar, bis dieser Status eine differenziertere Betrachtungsweise erfuhr.

Die schematische Trennungslinie zwischen soziologischem und ethnographischem Status wurde erstmals von BUGGE⁴⁸⁸ in Frage gestellt. Eine neue Herkunftsthese der Runen stellte den Bezug vom *erilar* zu den Herulern her⁴⁸⁹. Zwar ist BUGGES Herkunftsthese der Runen nicht mehr aktuell, da sowohl seine Lokalisierung der Runenschöpfung am Schwarzen Meer als auch seine Datierung um 270 n. C. sich als unzutreffend erweisen. Umso mehr Aktualität hat dafür seine soziohistorische Deutung des Herulerproblems: diese seien ursprünglich eine skandinavische

des Stammverbandes“ wiedergeben, überspringt jedoch die Stufe der Quellenkritik, die bei so isolierten Belegen unbedingt zu berücksichtigen wäre.

⁴⁸⁴ Nach erfolgloser Suche erscheint mir die Form *karilR* als *ghostword*.

⁴⁸⁵ Der Diphthong in ae. *eorl* geht auf r-Brechung zurück.

⁴⁸⁶ ELGQVIST 1952: 118ff.

⁴⁸⁷ HÖFLER 1971: 143.

⁴⁸⁸ Norges Inskrifter med de ældre runer I.1892: 100ff.

⁴⁸⁹ Alles Weitere zu den Herkunftstheorien der Runen und ihrer Forschungsgeschichte siehe HÖFLER 1971: 143ff.; KLINGENBERG 1973: 133ff.

Häuptlingsschicht gewesen, hätten sich dann jedoch im fremden ethnischen Umfeld außerhalb der Heimat als Stamm konstituiert und nach ihrer Rückkehr (im Besitz der Runen) auch die Bezeichnung des Runenmeisters geprägt. Dies ist im Kern BUGGES Aussage, die wegen einiger ihrer Prämissen zwar modifiziert, nicht aber prinzipiell abgelehnt werden muß. Es stellt sich die Frage, ob dieser Zusammenhang und sein semantisch-funktionaler Hintergrund auch von der sprachlichen Seite her, durch eine rückläufige Etymologie, gestützt zu werden vermag.

Gern stellt man die dem Erulernamen zugrundeliegende Wurzel zu jener im Namen der Arier, ai. *arí*, *arya-*, *Arya-mán*, aw. *airjaman*⁴⁹⁰, wohin schließlich auch die *Erminones* und die *Hermunduri* gehören. Für letztere setzt man traditionell ein Partizipialsuffix **meno-* an einer idg. Wurzel **er-* ‘(zusammen-)fügen’ an, womit vorgerm. **ermen-* zu einem mediopassiven Partizip ‘zusammengefügt’ wird⁴⁹¹; nicht zu diesem partizipialen Bildungstyp gehört in jedem Fall der Name der *Eruli*. Es ist DE VRIES (1954: 467) zwar zuzugeben, daß die Verteilung der Bedeutungssphären von **erlo-* und **ermen-* Kongruenzen aufweisen, dennoch stimmen damit noch lange nicht die konkreten Bedeutungen überein⁴⁹². DE VRIES’ Gleichung hinkt aber ohnehin. Man kommt nämlich nicht umhin, das Partizipialsuffix **-meno-* als **-mh₁no-* anzusetzen⁴⁹³, da die Vertretung des Suffixes hinter konsonantischen Stämmen im Ai. *-āna-* lautet, welches wiederum nur aus **-mh₁no-* plausibel zu erklären ist. Germ. *-mena-* ist aus **-mh₁no-* jedoch nicht herleitbar, weshalb es sich bei germ. **ermena-* nur um ein **ermen-a-* handeln kann⁴⁹⁴. Obwohl die Zugehörigkeit von germ. **erla-* und **ermena-* zur selben Wurzel durchaus möglich ist⁴⁹⁵, gibt dies für einen Zusammenhang der Namen

⁴⁹⁰ Diese übrigens ganz anders BENVENISTE I: 100f. 367ff. zum Namen der Alamannen und Alannen, also mit *r < l*. Vgl. neuerdings BADER 1985: 57ff.

⁴⁹¹ BRUGMANN II.1: 230,259; DE VRIES ANEW: 295 ‘das Volk als gesellschaftliche Bildung’; anders jedoch WALDE-HOFMANN LEW I: 68.

⁴⁹² Religiöse Sphäre: an. *Iormunr* und as. *Irmīnsūl*; Fürsten-Name: *Ermanarik*; VN: *Herminones*. Bei Punkt (1) und (2) zeigt sich aber, daß die **ermena*-Formen Namen bzw. Beinamen bilden, während die **erla*-Formen Titel sind. Daß **ermena-* ein beliebtes Bildungselement in Namen aller Art war, erklärt sich aus seiner ethisch konnotierbaren Bedeutungskomponente ‘hoch, oberster’ etc. Vgl. auch DE VRIES in: Cahiers du Sud 1952: 18ff.

⁴⁹³ Vgl. KLINGENSCHMITT (Akten der 5. Fachtagung der Idg. Gesellschaft, Wiesbaden 1975: 159f.); RIX 1976: 236; HILMARSSON in: Tocharian and Indo-European Studies 3.1989: 70f. Anders erklärt die Suffixformen LÜHR 1982: 456ff.

⁴⁹⁴ Deshalb KRAHE-MEID III: 131: „im Germ. nur unsichere Reste“; dies Problem sowie andere Deutungen von **ermena-* nochmals unten Kapitel 3.2.2 im Zusammenhang mit dem Germanen-Namen.

⁴⁹⁵ Die Trennung der verschiedenen **er*-Wurzel(n) entpuppt sich als schwierig; vgl. unten Fußnote 504.

nichts her, denn auch *men-(o)-Suffix* und *lo-Suffix* haben wenig funktionale Berührungspunkte⁴⁹⁶.

Eine andere Idee wurde von EBBINGHAUS (1983: 156ff.) vorgetragen. Er stellt den Namen der Eruler zu einer Wurzel **er-* 'Erde', wobei er drei Ableitungsgruppen von dieser Wurzel unterscheidet: (1) auf *-ā*, (2) auf *-t* und (3) auf *-uo*. (1) liegt offensichtlich vor in griech. *ἔρᾱ* 'Erde', poet. *ἔρᾱζε* 'zur Erde', (2) in got. *airpa*, ahd. *erda*, an. *iqrð* 'Erde' und (3) in kymr. *erw* 'Feld', an. *iqrfi* 'Sand, Sandhügel'⁴⁹⁷. Nun kennt auch das Ahd. im Wessobrunner Gebet als Gegensatz zum *ufhimil* 'Himmel' ein *ero* 'Erde'. Dies *ero* interpretiert EBBINGHAUS formidentisch mit griech. *ἔρᾱ* als *ō-Femininum*, welche Klasse aber – mit einigen Ausnahmen – ahd. gewöhnlich in *-a* auslautet. Tatsächlich ist *ero* jedoch eher ein *wa*-Stamm, gehört also enger mit an. *iqrfi* zusammen⁴⁹⁸. Da *erla-* sich im Bedeutungsfeld 'Mann, Mensch' bewegt, sieht EBBINGHAUS eine Parallele zu lat. *humus* : *homō*. Die Bedeutung 'Mann' leitet er daher ab von einer älteren 'der zu Erde gehörige'. Am Ende steht der weitreichende Schluß, daß alle Funktionen des uridg. *lo*-Suffixes aus einer „pertinentiven“ herleitbar sind; das *lo*-Suffix soll also ursprünglich nur der Zugehörigkeitsbildung gedient haben. Das ist schon deshalb abzulehnen, weil *-lo* einmal primäre (deverbale) Ableitungen – vor allem Nomina agentis – und zum andern als Sekundärsuffix vorwiegend Deminutiva bildet⁴⁹⁹. In germ. **erlaz* liegt eine primäre Ableitung vor.

Beliebt war auch die Verbindung zu einer Wurzel **er-* 'Mann' mit Anknüpfung an griech. *ἄρρην*, *ἄρσιν*⁵⁰⁰. Die Bedeutung 'männlich' resultiert hier allerdings aus einer Bedeutung 'Samen ergießend', welche sich wiederum mit ai. *árṣati* 'fließt' erklärt. Die Basis ist dabei **ers-*, und diese gehört womöglich zur Wurzel **er-* 'bewegen, sich

⁴⁹⁶ In wenigen Fällen führt die *men*-Bildung auf Umwegen von einem Nomen actionis über das Resultativum zum Nomen agentis (vgl. KRAHE-MEID III: 127); daß ein solches in **ermena-* vorliegt, wird wiederum durch dessen Bedeutung 'groß, universalis' ausgeschlossen. POLOMÉ 1986: 285³⁶ kommt zum Schluß, daß hier ein substantiviertes Adjektiv vorliegt, er stellt die beiden Wurzeln zusammen. Bei POLOMÉ auch weitere Literatur.

⁴⁹⁷ Letzteres ein *n*-Stamm **erwan*, vgl. DE VRIES ANEW: 295.

⁴⁹⁸ EBBINGHAUS erwägt kurz den Ansatz eines mask. *n*-Stammes vom Typ *hano*, lehnt dann aber zugunsten des fem. *ō*-Stammes ab. Die ahd. *wa*-Stämme haben dagegen regulär *-o* als Ausgang des N. Sg. wie etwa *saro* 'Rüstung', *horo* 'Schmutz, Kot', *hlēo* 'Grabhügel' usw.

⁴⁹⁹ Dementsprechend ist auch *oculus* nicht „something that belongs to the process of **ok̑-* 'to see'“ (S. 159), sondern entweder das Nomen agentis 'der Seher' oder das Deminutivum zum Wurzel-nomen, wie auch zu *vox* ein Deminutivum *vocula* 'schwache Stimme, schwacher Ton' existiert. Die deminutive Bedeutung dürfte durch Neubildungen wie *ocellus*, *ocellulus* abgeschwächt worden sein.

erheben'⁵⁰¹. Die alte Bedeutung 'Mann' mit der sexuellen Komponente scheitert daran, daß der Eruler-Name eben von **ers-* nicht abgeleitet ist. Man kann allenfalls auf dessen mögliche Basis **er-* zurückgreifen.

Diese findet sich nun in der germanischen Sippe um einerseits an. *ern* 'tüchtig, energisch', ahd. *ernust* 'Ernst, Leidenschaft, Inbrunst', mhd. *ernest*, ae. *eornost* 'Ernst, Kampf'⁵⁰² und andererseits an. poet. *iara* 'Streit' und run. G. Sg. *iaru* (Sparlösa, Schweden 8. Jhd.), nisl. *erjur* 'Streitigkeiten', an. *erra* 'Kampflust'. Beide Gruppen gehören zu einer idg. Wurzel **er-* 'sich erheben, sich in Bewegung setzen, erregen'⁵⁰³, die im Germ. offensichtlich 'wütend (bewegt) sein, kämpfen' bedeutete. Die Ableitungen von dieser Wurzel kennen neben dem Ausdruck von Bewegungen vor allem auch die Bedeutungen von Kampf, Streit und wütender Erregung. Da auch letztere Bedeutungskomponente oder zumindest die Anlage dazu grundsprachlich zu sein scheint⁵⁰⁴, wird man in einer *lo*-Bildung zu dieser Wurzel ein Nomen agentis 'Kämpfer' sehen. Allerdings ist die ursprüngliche Bedeutung analog der semantischen Spektralbreite der Wurzel wohl eher 'wehrhafter Mann, der aus Zorn zur Waffe greift', 'eine Art Berserker'.

Die Nomina agentis auf *-(i)la-* haben vor allem im Westgerm. die Terminologie von Amts- und Standesbezeichnungen konstituiert. Eine ähnliche Tendenz könnte sich auch im Nomen agentis **erla-* zeigen. Man wird hierbei die bindevokalische Form des Suffixes *-ila-* als jüngeren Ersatz für das im Germ. nicht mehr produktive bindevokallose *-la-* ansehen⁵⁰⁵. In dieser Kategorie sind also die Bildungen – wenn auch nicht synchron, so doch diachron – „komplementär“ –, austauschbar. Der **Erlaz* könnte ursprünglich der Mann gewesen sein, der wütend kämpft, schließlich aber derjenige, der das Kämpfen und die damit verbundenen Obliegenheiten amtsähnlich übernimmt, wodurch er in eine spezielle soziale Position gerät. Durch die etymologische Semantik, also die ältere Bedeutung, wird man auffällig an HÖFLERS

⁵⁰⁰ ELGQVIST 1952: 133.

⁵⁰¹ POKORNY IEW: 336.

⁵⁰² Hierzu KRAHE PBB 71. 1949: 238.

⁵⁰³ POKORNY IEW: 326ff.

⁵⁰⁴ RIX 1970: 92ff., 100 hat deutlich gemacht, daß die „große Bewegungswurzel“ **er-* eigentlich aus zwei Wurzeln besteht, nämlich einmal **h₁er-* 'zugehen auf' wie in ai. *rcháti* 'zugehen auf, erreichen, angreifen', griech. *ἐρχομαι*, heth. *arhi* 'ankommen' und zum andern **h₃er-* 'aufspringen, losstürzen' in ai. *gnóti* 'sich erheben, in Bewegung setzen'; gr. *ὀρνύμι* 'sich bewegen, erregen, auf jmd. losgehen'; lat. *orior* 'sich erheben, aufstehen', *adorior* 'angreifen'. Verschiedentlich wurde die Sippe um lat. *orior* auch mit *irritō* 'reizen, erregen' verknüpft, WALDE-HOFMANN LEW I: 718f., II: 222f.

⁵⁰⁵ Ähnliches gilt womöglich für die Fälle, wo im Nord. unaussprechbare Konsonantenverbindungen entstanden wären, vgl. Fußnote 469.

(1971: 146ff.) Argumentation erinnert, die die *Heruli* als kultische Kriegermannschaft mit Wodansbindung interpretiert. Allerdings meint HÖFLER, „daß die zugehörigen ekstatischen Kultformen vor allem Jungmannschaften zukamen, die in verhältnismäßig ruhigen Zeiten, etwa in primär bäuerlichen Verhältnissen, eine der sozialen Schichte der Sippenhäupter und Hofbesitzer untergeordnete soziale Stellung einnehmen“. Bei einer solchen Sehweise muß HÖFLER das Wort *Iarl* aus seiner logischen Kette natürlich weitgehend ausschließen, da hier das exakte Gegenteil von untergeordneter sozialer Stellung vorliegt. Wie oben gezeigt, gehören jedoch *Iarl* und *Eruli* mit noch größerer Wahrscheinlichkeit zusammen, als *Erilar* und *Eruli*. Die Terminologie paßt deshalb besser auf die im Gefolgschaftssystem organisierte Kriegeraristokratie der Germanen, wie sie uns schon in den frühesten Quellen institutionalisiert begegnet⁵⁰⁶.

2.4.3 Auswertung

Unter diesem Gesichtspunkt sollte noch einmal ein Blick auf die Quellen geworfen werden. Die *Heruli* treten unverhältnismäßig oft in Schiffsverbänden bis zu Flottengröße auf; nicht nur 267 und 269 im Balkan, um das Jahr 456 in Nordwestspanien⁵⁰⁷, noch einmal um 459 bis nach Südspanien⁵⁰⁸, sondern womöglich auch 276 in der Mäotis⁵⁰⁹ und 287 in Gallien⁵¹⁰. Diese piratistische Kampfweise zur See hört in dem Augenblick auf, in dem sie in fremde, d. h. vorwiegend römische Dienste treten.

Auch eine eigene Reichsbildung hat bei den Herulern stattgefunden. Man wird jedoch nicht fehlgehen, wenn man diese nicht als primäre Ethnogenese⁵¹¹ ansieht, sondern als Herrschaftsbildung, wie sie für die germanischen Reiche der VWZ besonders im Süden und Osten der Normalfall war. Auffällig ist für das Herulerreich die legitimatorische Abhängigkeit von der nordischen Heimat: während die Stämme der VWZ ihre eigenen Königsgenealogien und etablierten Herrscherfolgen haben, holten sich die Heruler einen neuen König von Skandinavien, nachdem sie ihren bisherigen Herrscher Ὀχρος getötet hatten⁵¹². Die Beziehungen nach Skandinavien betreffen in dieser Deutlichkeit nur das Herulerreich, nicht die sonstigen, unter dem Namen *Eruli*

⁵⁰⁶ So ähnlich auch MARSTRANDER NTS 3. 1929: 95, für den die Eruler aber keine Skandinavier sind. ELGQVIST 1952: 131ff. geht von einer skandinavischen „samhällsklass“ aus.

⁵⁰⁷ Nach HYDATIUS 171 waren es 400 Heruler auf 7 Schiffen.

⁵⁰⁸ HYDATIUS 194.

⁵⁰⁹ SCHMIDT 1954: 222.

⁵¹⁰ SCHMIDT 1954: 558.

⁵¹¹ Siehe Kapitel 0.1.3, Seite 23f.

⁵¹² PROKOP Bell. 6,14f.

o. ä. auftretenden Gruppierungen. Dies ist das deutlichste Indiz gegen ethnische Autarkie, denn ganz offensichtlich sind die Heruler in Gefolgschaftsverbänden, nicht aber als ethnische Einheit nach Süden gezogen; dazu stimmt ihr häufiges Auftreten in kleinen Gruppen bei Zügen sowohl zu See als auch zu Land; außerdem auch die Tatsache, daß sich herulische Verbände (nicht nur einzelne Söldner) bisweilen auf zwei feindlichen Seiten gegenüberstanden.

Die herulischen Gruppen im Süden behielten nicht nur ein Herkunftsbewußtsein, sondern – was wichtiger ist – ihre ethnische Bindung an den Norden. Da das ethnische Zentrum eindeutig im Norden lokalisiert ist, fehlt einer neuen Reichsbildung solange jede legitimatorische Grundlage, bis ein Repräsentant des Ethnos ihr die Legitimation verleiht. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch JORDANES' (Get. 23) Nachricht von der Vertreibung der Heruler durch die Dänen zu modifizieren⁵¹³: wenn tatsächlich die Vertreibung eines Stammes Grund für die Herulerzüge nach Süden gewesen wäre, könnte deren ethnisches Zentrum wohl kaum noch in Skandinavien liegen. Man wird JORDANES' Aussage dahingehend interpretieren, daß sich einige Heruler einem uns unbekannten gesellschaftlich-politischen Druck entzogen haben.

Auch der sprachliche Befund legt es nahe, nicht von einem „herulischen Stamm“ im Norden auszugehen, sondern die ethnische Bindung anders zu definieren. Hier stellt sich die Frage, ob HÖFLERs Anknüpfung an den Wodanskult das Richtige getroffen hat, eine Frage, deren Antwort in diesem Rahmen nicht gefunden werden kann⁵¹⁴. Jedenfalls ist die ethnische Bindung nicht unbedingt im profanen Bereich zu suchen und der herulische König damit auch nicht als Heerkönig anzusehen, sondern eher als Träger einer sakralen Funktion.

Augenfällig erscheint die phänotypische Nachbarschaft der Heruler zu den Wikingern⁵¹⁵: sie tauchen sowohl in kleinen wie großen Verbänden auf, wobei die Beschildung eine besondere Rolle spielt; ihre Unternehmungen scheinen planlos, sie sitzen im Osten und im Westen; ihre Heimat im Norden ist nicht lokalisierbar. Ebenso hießen ja die Wikinger ungeachtet ihrer geographischen Herkunft *Víkingar*⁵¹⁶. Hätten wir nicht so reichliche – auch einheimische – Quellen für diese Zeit, könnten uns die Wikinger wohl als ethnisch geschlossene Gruppe erscheinen. Ähnlich entwickelte sich

⁵¹³ WEIBULL in: ANF 37.1925: 244 zweifelt an dieser Überlieferung. Der Zweifel erscheint angesichts der anzunehmenden ethnozoologischen Stellung der Heruler berechtigt.

⁵¹⁴ Man vergleiche die Arbeiten von HÖFLER 1971 und KLINGENBERG 1973: 141ff.

⁵¹⁵ MUCH bei HOOPS II: 517 nennt sie daher „Vorläufer der Wikinger“.

⁵¹⁶ Obwohl der Name ursprünglich topographisch gemeint war, nämlich als 'die, die aus den Buchten (an. *vík*) heraus angriffen'. Gegenüber älteren Ansichten wird der Name wohl nicht konkret auf *die Vík*='Oslobucht' zu beziehen sein.

der Name der Waräger aus einer soziozentrischen Benennung und diese wiederum aus einem Appellativ, an. *Væringar* < **wāragangja*-. Die Wikinger erscheinen vor allem auf Raubzügen, wobei ebenfalls kleine wie große Verbände auftreten können; im Laufe der Zeit aber gehen sie zur Bildung von seßhaften Gemeinschaften im Kolonialland über, die den Status eines Reiches entwickeln können (vgl. besonders die schwedischen Wikinger im Kiewer Reich). Andererseits gibt es die normannische Palastwache in Byzanz, eben jene *Væringar*, in genauer Analogie zu den *auxilia palatina Erulorum*. Ähnlich der Heruler-Vertreibung bei JORDANES entwickelt sich der Mythos von der Vertreibung der Jarle unter dem norwegischen König Haraldr inn hárfagri, ohne daß deshalb die Wikinger oder die Jarle als Stamm angesehen werden müssen. Verwendete man statt der Bezeichnung *Norðmenn* oder *Víkingar* für die Gesamtheit des Heeresgefolges die *pars pro toto*-Bezeichnung *Iarlar* 'die Jarle (und ihr Gefolge)', so käme man der Pragmatik des Heruler-Namens wohl bereits recht nahe. Nur hat wohl im Heruler-Namen die begriffliche Verengung auf den Gefolgschaftsführer noch nicht das Ausmaß der Wikingerzeit erreicht, sondern umfaßt noch die gesamte Aristokratie.

Das Erscheinungsbild der Heruler stellt sich in breiterem Rahmen zum Typus der Heeresgefolgschaft, wie sie schon in den frühen Berichten über die Germanen bezeugt ist. Man begegnet hier einem Muster ethnozoologischer Bewegung, das gemeinhin als „Raid“ bezeichnet wird⁵¹⁷. Die strukturelle Übereinstimmung zwischen der herulischen und der wikingischen Kampfweise zu See sowie ihrer geschichtlichen Entwicklung ist jedoch nicht allein typologischer Natur. Vielmehr liegt hier wohl ein soziologisches Syntagma vor: die völkerwanderungszeitlichen Heruler sind die Vorläufer der Wikinger in linearer Filiation, und sie sind wie diese ein soziologisches, kein ethnographisches Phänomen. Letzteres werden sie nur für kurze Dauer in ihrer neuen südöstlichen Heimat und lediglich in den Augen der Historiographen.

2.5 Gutones, Gothi, Gautar

2.5.1 Quellen zur Geschichte der Goten

Kaum ein germanischer Stammesname hat eine so gute Überlieferungsgeschichte wie jener der Goten. Die Bedeutung des Namens gründet in der historischen Bedeutung der Namensträger, die wohl als die wichtigsten Reichsgründer der Völkerwanderungszeit bezeichnet werden dürfen. Der Einsatz der Überlieferungsgeschichte ist umstritten; ihr Name taucht nach vereinzelter Ansicht schon bei PYTHEAS auf.

⁵¹⁷ Siehe hierzu oben Fußnote 345.

1. Eine schon auf PYTHEAS VON MASSILIA zurückgehende Erwähnung der Goten in Zusammenhang mit Bernsteinhandel findet sich vielleicht bei PLINIUS NH 37,35. Der dort als **Guiones*⁵¹⁸ wiedergegebene Name wird seit ZEUSS (1837: 135) häufig in **Gutones* konjiziert.
2. Auch der zeitlich nächste Beleg – bei Strabo 7,1,3 – ist umstritten, da hier der Name **Γούτωναες* aus (A. Pl.) *Βούτωναες* gelesen wird. Die **Βούτωναες* sind laut Strabo mit Marbods Markomannen verbündet.
3. PLINIUS (NH 4,100) selbst handelt über *Gutones* als einen Teil der *Vandili*, welche wiederum eine der fünf Hauptabteilungen der Germanen repräsentieren. Zu den *Vandili* gehören neben den *Gutones* auch *Charini*, *Varini* und *Burgodiones*, also nach unseren sonstigen Quellenkenntnissen überwiegend östliche Germanenstämme.
4. Sichere Kunde über *Gutones*, deren Name sich mit dem der späteren Goten identifizieren läßt, findet sich schließlich auch bei TACITUS (Ann. 2,62; *Gothones* Germ. 44). Er bezeugt für die Goten eine Königsherrschaft und Gehorsam gegenüber den Königen, doch geht diese Herrschaft noch nicht bis zum Verlust der Freiheit⁵¹⁹.
5. PTOLEMAIOS 3,5,8 nennt die *Γούτωναες* in der Nachbarschaft von *Ουενέδαι*, *Φίννοι* und *Σούλωνες* an der Weichsel⁵²⁰. Dieser Autor ist insofern interessant, als er 2,11,16 in Skandinavien einen anderen Stamm mit Namen *Γούται* nennt; Diese wurden von vielen Forschern mit den erst bei PROKOP wieder bezeugten südschwedischen *Γαυτοί* gleichgesetzt.
6. Nach einer Überlieferungspause tauchen die Goten im 3. Jhd. an der Donaugrenze auf⁵²¹. Mit den nun einsetzenden Gotenkriegen beginnt ihre eigentliche „Geschichte“. Gleichzeitig schlägt auch die Namensüberlieferung um: es ist nicht mehr von *Gutones* die Rede; die Autoren der Folgezeit verwenden die Namensform *Gothi*.
7. Abgesehen von dem nicht ganz sicheren Beleg bei PTOLEMAIOS taucht ein anderer Namen *Γαυτοί* erstmals bei PROKOP auf; diese gehören zu den *Θουλιται*, also den Bewohner Thules.
8. JORDANES bringt auf der Insel *Scandza* Namen unter, die weder vorher noch nachher wieder auftauchen: hier ist der Name der *Gauthigoth* von besonderem Interesse.

Der Unsicherheitsfaktor ist bei den ersten Belegen groß; in den pytheisch-plinianischen *Guiones* wollte man auch *Suiones*, **Inguiones* (= *Inguaeones*) oder *Teutones*

⁵¹⁸ D. Pl. *Guionibus*; zu den Schreibungsvarianten vgl. STICHTENOTH 1956: 161³.

⁵¹⁹ ...*paulo iam adductus quam ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem*.

⁵²⁰ Ἐλάττονα δὲ ἔθνη νέμεται τὴν Σαρματίαν παρὰ μὲν τὸν Οὐϊστούλαν ποταμὸν ὑπὸ τοὺς Οὐενέδας Γούτωναες, εἶτα Φίννοι, εἶτα Σούλωνες.

⁵²¹ Schon am Ende des 2. Jhd. mehren sich die Anzeichen für die Ankunft eines kriegerischen Volkes in der Nachbarschaft der Daker; vgl. L. SCHMIDT I: 200; WOLFRAM 1979: 41ff.

sehen⁵²². Die Goten sind wegen der möglichen Lokalisierung an der Nordsee nicht besonders gut vorstellbar; doch liegt der Fall für die Teutonen nicht besser, weil sie damit ihre eigenen Bernsteinkunden würden⁵²³.

In den strabonischen Βούτῳνες meinte vor allem LUDWIG SCHMIDT (I: 197) eher die ptolemaischen Βαίταινοι oder aber Burgunder sehen zu können. Im Gegensatz zu den umstritteneren **Guiones* wird der Ansatz einer Emendation von *Βούτῳνες zu *Γούτῳνες heute jedoch weitgehend akzeptiert⁵²⁴. Der Name bzw. die Schreibung *Βούτῳνες erinnert an den *rex Botorum* des CORNELIUS NEPOS bei MELA 3,5; doch zeigt eine Parallelüberlieferung bei PLINIUS NH 2,170, daß dieser Beleg von den Βούτῳνες STRABOS zu lösen ist⁵²⁵. Die Γέται wiederum, von denen STRABO 7,1,3 als südöstlichen Nachbarn der Sueben berichtet, geraten mit der Gleichsetzung Βούτῳνες = Γούτῳνες nicht in Konflikt, denn STRABOS Suebenbegriff reicht in der Tat bis an die getische Grenze⁵²⁶. In den strabonischen Βούτῳνες begegnen also mit größter Wahrscheinlichkeit die Goten wieder.

Man kann nicht oft genug darauf hinweisen, daß die frühesten Nennungen des Gotennamens ganz unmißverständlich festländische Stammessitze beschreiben. Das fängt womöglich bei PYTHEAS, sicherer bei STRABO, an und setzt sich bis PTOLEMAIOS in einer Überlieferungsdichte fort, die nicht viele germ. VN für sich verbuchen können. Eine solche Argumentationsweise mithilfe der antiken Quellen zieht automatisch die Antwort nach sich, daß ja die Überlieferungssituation für Skandinavien erwartungsgemäß nicht so gut sein könne, wie jene fürs Festland. Und doch ist diese Antwort im vorliegenden Fall nicht ganz berechtigt, denn Autoren wie PLINIUS, TACITUS und PTOLEMAIOS nennen skandinavische VN und sind auch allgemein – innerhalb gewisser Grenzen – über Skandinavien orientiert⁵²⁷. So fällt es durchaus auf, daß die Gauten, nach den *Suiones-Svíar* der bedeutendste schwedische Stamm⁵²⁸, nicht in den

⁵²² DETLEFSEN 1904: 26; vgl. auch MUCH bei HOOPS II: 304. STICHTENOTH 1956: 162 hält die Lesung *Gutonibus* für die richtige, sieht jedoch darin (ibid.: 169) eine Verwechslung mit den Lugiern. ALY IV: 455f. wiederum erkennt *Gutones* nicht nur hierin, sondern auch in den folgenden Teutonen.

⁵²³ *Pytheas Guionibus Germaniae genti accoli aestuarium Oceani Metuodinis nomine spatio stadiorum sex milium; ab hoc diei navigatione abesse Abalum; illo per ver fluctibus advehi concreti maris purgatione; incolae pro ligno uti eo proximisque Teutonis vendere...* Zu den verschiedenen geo- und ethnographischen Lösungen PLINIUS NH 4,94ff. und 37,35 vgl. MUCH in: ZfdA 61: 1924: 93ff.; GUTENBRUNNER 1939: 62ff.; DETLEFSEN 1904: 4ff.; STICHTENOTH 1956: 11ff.; KROGMANN 1961: 205ff.

⁵²⁴ ALY IV: 456 schlägt hierbei übrigens zwei Fliegen mit einer Klappe, wenn er durch eine Restitution von *Βου[ργουνδίωνες καὶ Γού]τῳνες auch die bei STRABO fehlenden Burgunder entdeckt.

⁵²⁵ Siehe Kapitel 3.3.2.1.

⁵²⁶ Vgl. unten Kapitel 3.3.2.2.

⁵²⁷ Genauere Diskussion der antiken Quellen zu Skandinavien Kapitel 1.1.1, 2.3.1, 2.3.4, 2.6.1.

⁵²⁸ Vgl. PROKOP Bell. 6,15, der die Gauten als ἔθνος πολυάνθρωπον bezeichnet.

Listen der antiken Ethnographen erscheinen. Auch verwandt klingende Namen wie *Gutones* sind nicht auszumachen. Der Name der *Suiones* ist dagegen wohl bezeugt⁵²⁹.

Die genauere Lokalisierung der *Gutones* auf dem Festland ist nur in einem gewissen Rahmen möglich: sie werden von TACITUS in der Nachbarschaft der *Lugii* einerseits sowie der *Rugii* und *Lemovii* andererseits gesetzt. Die beiden letztgenannten Stämme sitzen an der Meeresküste, die Goten südlich davon, zwischen ihnen und den Lugiern. Offensichtlich haben die Goten dieser Nachricht zufolge keinen direkten Zugang zum Meer; das ist umso auffälliger, als PTOLEMAIOS mit seiner Lokalisierung abseits der Küste in gleicher Weise verfährt⁵³⁰. Ähnlich lassen sich womöglich auch die Südbeziehungen der strabonischen Βούτωνες interpretieren, wenngleich ihr Bündnis mit Marbod nicht zwangsläufig Nachbarschaft oder Nähe zu den Markomannen bedeuten muß. Diese Informationen widersprechen zwar dem seit KOSSINNAS Einwanderungslehre klassisch gewordenen Bild der gotischen Stammessitze an der Ostseeküste. Man behilft sich jedoch nicht damit, daß man allen Quellen unterstellt, die Namen seien in Unordnung gebracht und die Siedlungsgebiete der Stämme müßten nur vertauscht werden⁵³¹.

Es bleibt also für die frühen Sitze der Goten einiges im Dunkeln. Festhalten läßt sich nach Aussage der Quellen nur, daß die Goten eine Königsherrschaft im östlichen Europa etabliert hatten, die man sich wahrscheinlich irgendwo im Weichselgebiet vorzustellen hat. Unmittelbare Beziehungen zur Ostsee lassen sich aus den frühen schriftlichen Quellen nicht entnehmen. Allerdings ist es denkbar, daß sich darin bereits die historische Südbewegung der Goten niederschlägt, die ihren Ausgang in früheren küstennahen Sitzen nahm.

Ein spezielles Problem bieten die ptolemaischen Γούται. Aus dem /u:/ dieses Namens ist nicht ohne weiteres auf eine „u-haltige Form“⁵³² zu schließen, denn diese taucht ja auf dem Festland als Γύθωνες mit „korrekter“ Wiedergabe des kurzen /u/ durch <u>⁵³³ auf. Obwohl /u/ auch durch <ou> wiedergegeben wird⁵³⁴, machen die Differenzen des Vokalismus, mit denen der Stammbildung addiert, mißtrauisch. Es ist

⁵²⁹ Vgl. unten Seite 161.

⁵³⁰ Daß PTOLEMAIOS hier lediglich von TACITUS abgeschrieben haben soll, wie SCHMIDT I: 197 will, wird dadurch unwahrscheinlich gemacht, daß PTOLEMAIOS eine andere ethnische Nachbarschaft anführt.

⁵³¹ Z. B. MUCH bei HOOPS II: 304; SCHMIDT I: 197. Vgl. zum Zirkelschluß, auf dem dies klassische Bild beruht, oben Seite 100.

⁵³² WAGNER 1967: 166.

⁵³³ Siehe sogleich in Kapitel 2.5.2.

⁵³⁴ Vgl. oben Seite 121.

daher nicht geraten, die Γούται von den Γαυτοί des PROKOP zu trennen. Die Diskrepanz im Vokalismus beider Formen wurde meist – wohl zu Recht – als orthographisches Problem angesehen⁵³⁵.

Auch nach Skandinavien weisen bis PTOLEMAIOS keine Indizien, und selbst nach PTOLEMAIOS schweigen die Quellen weitere drei Jahrhunderte bis zu PROKOPS Γαυτοί⁵³⁶. Das Schweigen darf natürlich nicht dazu verleiten, skandinavische Gauten oder Goten für die frühe Zeit kategorisch abzulehnen. Aber man darf auch nicht unter Berufung auf die Quellen ein altes gotisch-gautisches Ethnos in Skandinavien ansetzen. Die Gründe für einen solchen Ansatz liegen anderswo.

2.5.2 Goten und Gauten: Die Namen

Am Beispiel des Gotennamens zeigt sich besonders klar die Notwendigkeit, zuerst die echte Lautgestalt aus dem überlieferten Schriftbild zu isolieren, bevor man zur Bedeutungsanalyse übergeht⁵³⁷. Allerdings hilft hier eine Abwägung der antiken Schreibungsvarianten wenig, denn die Schriftquellen der Antike schreiben den Namen der Goten mit <t>, <th>, <tth> sowie <τ>, <θ> und <τθ>⁵³⁸; die Verteilung der Schreibungen mit einfachem <t> und jener mit <th> ist dabei durchaus ausgewogen, so daß man nicht von isolierten Verschreibungen ausgehen kann. Nun sind in der antiken Orthographie germanischer Namen <t> und <th> durchaus schon seit früher Zeit austauschbar, das Schwanken kann somit nicht allzusehr erstaunen⁵³⁹. Für die Gruppe <tth> bzw. <τθ> bedarf es allerdings einer Erklärung.

Ähnlich wie beim Dental schwankt auch die Wiedergabe des Lexemvokals zwischen <u> und <o>, d. h. man findet sowohl *Gutones*, *Gotones*, *Gothones*, Γούωνες, *Gotthi*, Γότθοι usw. Hier überwiegt zwar die Schreibung mit <o> bei weitem, doch sind die u-Formen die früher belegten, so daß eine Entwicklung *u* > *o* in Betracht zu ziehen wäre. Übrigens bleibt es nicht beim Wechsel von <u> und <o>, sondern es findet sich bei vielen Autoren sogar die Form *Getae*. Für den letzteren Fall ist aber eine irrtümliche Gleichsetzung mit den skythischen Geten verantwortlich zu machen⁵⁴⁰.

⁵³⁵ So ZEUSS 1837: 158 u. 511; GRIENBERGER 1902: 158; MUCH bei HOOPS II: 126; GUTENBRUNNER in GUTENBRUNNER-JANKUHN-LAUR 1952: 94; anders GRIMM GDS: 312; MÜLLENHOFF DA II: 11; DA IV: 498.; SCHÖNFELD WB: 103f.; WESSÉN 1924: 108; SCHWARZ 1951: 31.

⁵³⁶ Zu den jordanischen *Gauthigoth*, *Vagoth*, *Ostrogothae* siehe unten Seite 150ff.

⁵³⁷ MUCH bei HOOPS IV: 426.

⁵³⁸ Die emendierten und normalisierten Formen täuschen über das wahre Chaos in der Wiedergabe hinweg; vgl. REICHERT WB: 363ff.; SCHÖNFELD WB: 120ff.

⁵³⁹ Vgl. SCHÖNFELD WB: XXII.

Dennoch ist gerade beim Gotennamen die Entscheidung für eine bestimmte Lautgestalt recht einfach, denn der Name ist in den germ. Einzelsprachen erhalten⁵⁴¹. In germ. Überlieferung aber führt er durchgehend urgerm. /t/ fort: so nennen sich die Goten selbst **Gut-piuda*⁵⁴² ‘Gotenvolk’, im An. heißen sie in genauer Entsprechung *Gotþjóð*. Die Kurzform dazu lautet *Gotar* usw. Das Kompositum **Gut-piuda* wird wohl verantwortlich sein für die oben aufgeführten Schreibungsvarianten des Dentals. Der Lexemvokal ist zweifelsohne kurz und führt somit altes /u/ fort. Wenn auch nach traditioneller Deskription das Gotische keinen a-Umlaut kennt, so ist eine phonetische Variation von /u/ – die notwendigerweise jeder Umlautphonemisierung vorausgeht – auch im Got. durchaus möglich. Andererseits kann die o-Färbung auch vermittelnden Stämmen zugeschrieben werden⁵⁴³. Die fremdsprachige Rezeption interessiert es jedoch nicht, ob ein Phonem oder ein Allophon substituiert wird; substituiert wird vielmehr die Lautsubstanz, das Lautbild. In jedem Fall ist also lat.-gr. <o> in *Gotones* aus diachroner Sicht ein altes germ. /u/.

Der germ. Befund ist somit eindeutig: die zugrundeliegende Wurzel lautet germ. **gut-*, vollstufig **geut-*, womit man den Namen an das st. V. **geutan* ‘gießen’ anknüpfen muß. Diesem Verbum liegt aus idg. Sicht die Wurzel **ǵʰeu-d-* zugrunde, welche sich in die eigentliche Wurzel und ein erweiterndes Element segmentieren läßt; letzteres ist von Bedeutung, weil die Wurzel **ǵʰeu-* auch mit anderen bzw. ohne Erweiterungen auftritt⁵⁴⁴. Für den Namen der schwedischen *Gautar* läßt sich im Prinzip dasselbe feststellen: der wurzelschließende Konsonant ist germ. /t/ und die Wurzel enthält ein /u/; in der germ. Form **Gaut^o* steckt nichts anderes als die o-Stufe derselben Wurzel. Der Name der Γαυτοί-*Gautar* ist zweifellos mit dem der *Gutones-Goti* etymologisch verwandt.

⁵⁴⁰ Auszuschließen bleiben einige ältere Erklärungen des Gotennamens: GRIMM setzte z. B. *Goten* und *Geten* gleich und folgte damit einer Reihe von antiken Quellen; er überprüfte seinen Ansatz nicht am germanischen Material. Einen ausgefallenen Vorschlag unterbreitete ERDMANN (in: *Antiqvarisk tidskrift för Sverige* 11.1905: 8f.); er sah im *Goten-* wie im *Gautennamen* das Präfix *ga-* an einer ablautenden germ. Wurzel **aut/ut-*, die auch im Namen der Jüten stecken sollte. Interessant wäre dieser Hinweis angesichts der mehrfach aufgetauchten Kritik, die *Gēatas* des *Beowulf* könnten unmöglich die *Gauten*, sondern müßten vielmehr die *Jüten* sein; vgl. BUGGE PBB 12.1888: 1ff. Aber auch **ga-* + schwundstuf. *-ut* hätte *gaut* ergeben müssen; vgl. BAMMESBERGER 1981: 384.

⁵⁴¹ Vgl. genauer JELLINEK 1926: 3.

⁵⁴² D. Sg. *Gutþiudai* im got. Kalender 13.

⁵⁴³ Zu erwägen wäre der Besuch des semnonischen Königs Μάστος und seiner Seherin Γάννα in Rom ca. 91 n. C., dessen Bedeutung für die Informationsvermittlung aus Germanien jedenfalls kaum zu überschätzen sind.

⁵⁴⁴ Vgl. POKORNY IEW: 447f.; ohne Erweiterung z. B. ai. *juhóti* ‘gießt ins Feuer, opfert’; gr. χέω < χέψω ‘gieße’, χεῦμα ‘Guß, Fluß, Trankopfer’; mit Erweiterung -s-: aisl. *gjósa* (**geusan*) ‘hervorbrechen, sprudeln’; hierher gehört auch der *geysir* (**gausjaz*).

Durchaus geteilter Auffassung war die Forschung über die semantische Interpretation eines Namens, der im Lexem die Bedeutungskomponente 'gießen' enthält. GRIENBERGER (1900: 101f.) bestand darauf, daß man aus dem Vorderglied von got. *Gutþiuda* nicht etwa den VN entnehmen könne, da dann in der Komposition **Gutaþiuda* zu erwarten sei. Stattdessen setzt er als Grundwort ein Wurzelnomen *(*pata*) *Gut* an, „eine bezeichnung des meeres an der preussischen Ostseeküste und zwar entweder des frischen Haffs, oder beider Haffe, oder der Ostsee überhaupt“. *Gutþiuda* würde so zum 'Haff-Volk'. Diese Deutung hat jedoch zwei Haken: zum einen ist ein Appellativum **gut-* o. ä. für 'Meer' weder direkt bezeugt, noch auf anderem Wege indirekt erschließbar, sondern beruht allein auf der Möglichkeit, *Gutþiuda* in entsprechendem Sinn deuten zu können. Zum andern hat der fehlende Vokal der Kompositionsfuge nichts zu bedeuten, denn gerade bei den thematisch gebildeten Komposita fällt er häufig aus⁵⁴⁵. *Gutþiuda*, an. *Gotþióð* stellt sich strukturell und semantisch zu Fällen wie *Svíþióð* 'Schwedenvolk' und bleibt damit nach wie vor 'das Gotenvolk'. Auch für den Gautennamen stellte GRIENBERGER (1902: 158) einen Vorschlag zur Diskussion, der auf einem geographischen Namen aufbaute: er setzte für den schwedischen Fluß *Götaälv* einen alten Namen **Gautaz* an, zu dem auf Umwegen der VN gebildet worden sei. Die Namensähnlichkeit von Gauten und Goten würde demnach auf bloßem Zufall beruhen. Dieser These in gleicher oder etwas modifizierter Form stimmten verschiedene Forscher zu⁵⁴⁶. Hinsichtlich des Flußnamens *Götaälv* erscheint jedoch die umgekehrte Auffassung GUTENBRUNNERS (1936: 459f.) plausibler, daß **Albis* zu einem germ. Appellativum für Fluß schlechthin wurde und der *Gautelfr* deshalb in gleicher Weise der 'Gautenfluß' sei, wie *Saxelfr* 'der Sachsenfluß'. In beiden Fällen ist der VN primär.

Größere Popularität denn jene mit einem geographischen Namen als Ursprung gewannen solche Deutungen, die den VN als Ausgangspunkt ansetzten. LAISTNER (1892: 9f.), der die germ. Stammesnamen nach Bedeutungskategorien geordnet hatte, sah im Gotennamen den „Begriff der Menge“ vertreten. Er übersetzte *Goti* mit *κεχυμένοι*, genauer 'weithin ergossene Volksmenge' und vergleicht dabei ae. *mid geótendan here*

⁵⁴⁵ KRAUSE 1968: 78; mit dem Thema -a- werden nicht nur die germ. a-Stämme, sondern auch ö- und n-Stämme gebildet.

⁵⁴⁶ LINDROTH 1914: 75ff.; NOREEN FV 15,1920: 30f.; KARSTEN 1928: 75,86. So meinte z. B. SVENNUNG 1967a: 71f., daß der FLN *Götaälv*, *Gautelfr*, *Gothelba* bei ADAM VON BREMEN (4,21) als verdeutlichende Bildung neugestaltet wurde. CZARNECKI 1975: 14 vermischt GRIENBERGERS zwei Ansätze: „their name was *Guthiuda*, 'the people of the Gut'; the root *gut* ist derived from the Gothic *giutan* 'to flow, to flood', a root present in a river name, *Gautelfr* (...) Their tribal name simply meant 'the people living near the Gautelfr'“. Aber zum einen ist die intr. Bedeutung 'to flow, to flood' z. B. in ae. *geótan* isoliert und sekundär; zum andern wäre ein spekulatives ***Gut* nicht identisch mit dem FLN *Gautelfr*.

‘with an overwhelming army’⁵⁴⁷ und mhd. *volkes vluot*. Nicht weit von einer solchen Interpretation entfernte sich NOREEN an anderer Stelle⁵⁴⁸ mit der Ansicht, die Goten seien ‘utgjutet folk, utvandrare’. Beide Ansichten sind aber, abgesehen von den sachlichen Schwierigkeiten, auch formal schwer zu halten: das Partizip mit der Bedeutung ‘vergossen’ wäre allenfalls in einer *no*-Ableitung gegeben. Eine solche hätte germ. **gutanz*, Pl. **gutanoz* ergeben; das wiederum müßte im An. zu Sg. **gotinn* (mit e-stufigem Thema), Pl. *gotnar*⁵⁴⁹ werden und in lat. Quellen als **Gutani* erscheinen. In *Got-on-es* liegt aber einfaches n-Suffix vor.

Vor allem MUCH hatte deshalb eine andere Möglichkeit in Erwägung gezogen, nach welcher der Name der Goten aus einem Appellativum ‘Samenergießer’ = ‘männliches Tier’ bzw. ‘Mann’ erwachsen sei. Er verglich die Bildung *Gutones* semantisch mit lat. *verrēs* ‘Eber’, gr. ἄρρην, ἄρσην ‘Mann, männlich’, ai. *vṛṣa-* ‘Stier’, *vṛṣan-* ‘Mann, männlich’ zu *vārṣati* ‘es regnet’, *varṣá-* ‘Regen’, kret. ἄερσα ‘Tau’, und ai. *ukṣán-* ‘Stier’ zu *ukṣáti* ‘besprengt’⁵⁵⁰. Diese Möglichkeit wurde schon vor MUCH ähnlich erwogen; so nahm LOTTNER (ZVS 5.1856: 153f.) auf der gleichen semantischen Grundlage eine Bedeutungs-entwicklung wie in an. *jǫfurr* ‘Eber’ → ‘Fürst’ an.

Eine Stütze für diese These könnte man darin sehen, daß an. *goti* teilweise in der Bedeutung ‘Pferd, Hengst’ verwendet wird⁵⁵¹. Wiewohl er (1901: 325) selbst eine primäre Bedeutung ‘Hengst’ für **gutanz*- annahm, glaubte MUCH allerdings, diese an. Belege – ähnlich den Bezeichnungen der Pferderassen *Araber*, *Wallach* – als sekundär aus dem VN erklären zu müssen. Das ist jedoch nicht nötig. Es läßt sich wahrscheinlich machen, daß die Bedeutung ‘Pferd’ semantisch autark ist und aus älterer Zeit herüberreicht. Leider muß man dabei den schwankenden Pfad zirkulärer Argumentation beschreiten.

Bei JORDANES findet sich neben der *Scandza*-Sage eine andere Überlieferung, nach der die Goten sich aus der Gefangenschaft in Britannien gegen den Preis eines einzigen Pferdes losgekauft hätten. Abgesehen vom – aus gotischer Sicht – demütigenden Inhalt dieser Erzählung kann man auch aus der polemischen Ablehnung bei

⁵⁴⁷ Vgl. BOSWORTH-TOLLER ASD I: 428.

⁵⁴⁸ Zit. MUCH bei HOOPS II: 306.

⁵⁴⁹ Der seltenere Plural an. *Gotnar* ist kein Reflex einer entsprechenden alten Form, sondern ist durch Analogie nach dem G. Pl. *Gotna* entstanden. Die regelmäßige Pluralform heißt *Gotar* und stimmt so zum Sg. *Goti*.

⁵⁵⁰ MUCH bei HOOPS II: 306. Dagegen SCHÜTTE FF II: 8; LINDROTH 1914: 113. Zu ai. *ukṣán-* vgl. jetzt anders CATHARINA KIEHNLE – Vedisch *ukṣ* und *ukṣ/vakṣ*. (Wiesbaden 1979): zu *ukṣ-* ‘wachsen’ bes. S. 41. 42ff. 52ff. 118f.; dazu ZIMMER in: ZVS 95.1981: 84ff.; neuerdings LÜHR 1988: 199f. 312 wieder als ‘der Begerner’.

⁵⁵¹ JÓNSSON LP: 197.

JORDANES Get. 5 ersehen, daß hier keine gotische Überlieferung vorliegt. MUCH selbst hatte diese Überlieferung als „Namens-Spottssage“ enttarnt, aber die Konsequenz für die Etymologie des Gotennamens wohl nicht bis ins letzte verfolgen wollen⁵⁵². In Wirklichkeit kann man sich diese Sage nur so erklären, daß bei den – ostgermanischen – Nachbarstämmen der Goten die Bedeutung ‘Pferd’ in lebendigerem Gebrauch war, als bei den Goten selbst, wo sie durch den VN seinerseits verdrängt werden mußte. Da *Gutþiuda* als ‘Roßvolk’ umgedeutet worden sein muß⁵⁵³, hat man ein Appellativum ‘Roß’ anzusetzen, welches vom Gotennamen unabhängig war. Hätte *goti* die Bedeutung ‘gotisches Pferd’, wäre wegen der teilkongruenten Referenz die Doppeldeutigkeit des Witzes wesentlich geschmälert. Die Schwierigkeiten dürften ähnliche sein, wie beim Versuch, einem Begriff **Arabervolk* ebendiese Mehrdeutigkeit zu unterlegen: die Konnotation ‘Pferderasse’ würde kaum zum Witz reichen.

Die semantische Spezifizierung von **gutō* als ‘Hengst’ kann sich natürlich auf einen Dialektbereich der Germania beschränkt haben; dies ist angesichts der Belegsituation sogar recht wahrscheinlich⁵⁵⁴. Die Tatsache, daß *goti* als Appellativum ‘Hengst, Pferd’ später nur im Norden und dort nur in der Dichtung fortlebt, sollte aber nicht als Indiz für MUCHs Auffassung gedeutet werden; denn gerade im Norden hat auch das zugrundeliegende Verb **geutan* die sexuelle Bedeutungskomponente stark entwickelt⁵⁵⁵, d. h. wenn man die für den Gotennamen vorgeschlagene Etymologie

⁵⁵² MUCH 1901: 325; bei HOOPS II: 306; MUCH 1920c: 118f.; MUCH 1967: 487. Es entfällt damit vor allem SCHIRRENS (Deutsche Literaturzeitung 3.1882: 1422) Auffassung von der byzantinischen Prägung des Witzes, denn das Sprachspiel verrät seine germanische Herkunft. WAGNER 1967: 83ff. will sogar mit großem philologischen Aufwand die Vermittler der Spottssage in den Gepiden und das Land Britannien im Prussenland ermittelt haben – mit unsicherem Erfolg, wie ich meine, denn die Argumente beruhen sehr auf literarischer Deduktion. Z. B. werden die Wandalen für diese Rolle ausgeschieden, nur weil sie in τροῦλοι ‘Trolle, Unholde’ bereits einen anderen Spottnamen für die Goten hatten. Die Spottssage könnte ebensogut Gemeingut mehrerer mit den Goten konkurrierender Stämme sein; Immerhin aber sind die Gepiden in den engeren Kreis mit einzubeziehen. Zum Fortleben dieser Sage siehe WAGNER 1967: 96ff.

⁵⁵³ So MUCH 1901: 325.

⁵⁵⁴ Das dt. *Gaul*, das SOMMER IF 31.1912: 362ff. hierherstellen wollte, muß man hinsichtlich seiner Wurzeletymologie wahrscheinlich trennen. SOMMERS Beweisführung hinsichtlich der innerdeutschen Entwicklung ‘männliches Tier’ → ‘zu Zuchtzwecken verwendetes Tier’ → ‘altes, klappriges Pferd’ ist völlig zuzustimmen, was man von seinen Ausführungen zur formalen Seite jedoch nicht behaupten kann. Ich sehe vorerst keinen Weg, *Gaul* < mhd. *gûl* < vorgerm. **gʰūl** aus **gʰəu-(d-)* herzuleiten (vgl. jedoch die Möglichkeit einer sekundären Dehnung: WISSMANN 1932: 126; LÜHR 1988: 319, 355). Wenn dies aber gelänge – wohlgemerkt mit klarer Beziehung zum st. V. **geutan* – so wäre für die vertretene Etymologie des Gotennamens eine weitere Stütze gewonnen. Übrigens hatte schon MUCH 1901: 325 *Gaul* herangezogen.

⁵⁵⁵ An. *gjóta* ‘Junge werfen, laichen’; norw. dial. *gjota* ‘Metall gießen, laichen, hervorströmen’; *gotrauf* ‘Gießloch, Laichloch von Fischen’; *got* ‘Rogenlegen, Gebären; junger Eishai’; norw. *got* ‘das Gießen, das Laichen’; isl. *gota*, *gytja* norw. dial. *got* ‘Rogen’ (shetl. dass.) usw. Vgl. JÓHANNESSON

akzeptiert, so muß man wegen der semantischen Parallelen auch eine ursprüngliche Existenz der Bedeutung ‘Hengst’ einkalkulieren⁵⁵⁶.

Seit man erkannt hat, daß in den belebten Nasalstämmen zwei verschiedene uridg. Wortbildungstypen Eingang gefunden haben⁵⁵⁷, ließe sich die lat. Namensform *Gutones* oberflächlich betrachtet auch als exozentrische Bildung interpretieren. Die *Gutones* wären dann womöglich jene, ‘die (Zucht-) Pferde haben’, also ‘Pferdezüchter’. Nun ist aber der Name got. **Gutans* keine Ableitung, sondern einfach die pluralische Entsprechung zu an. *goti*. Außerdem ist im Germ. die Wortbildungskategorie nicht mehr produktiv. Diese Bedeutung ist also auszuschließen.

In den poetischen Texten anord. Sprache weist das Appellativum *goti* außerdem immer wiederkehrend die Bedeutung ‘Mann, Krieger, Held’ auf⁵⁵⁸. Es stellt sich die Frage, wie eine solche Polysemie befriedigend aufzulösen ist. Meist wird das Problem ähnlich angegangen, wie für die oben genannte Bedeutung ‘Pferd, Hengst’: die *gotar* ‘Männer’ gelten ebenso als die ‘gotischen Männer’, wie *goti* ‘Pferd’ ursprünglich die ‘gotische Pferderasse’ ist. Dies setzt aber bei allen betroffenen Stellen einen Bezug zum (ost-)gotischen Sagenkreis voraus.

Allein aus den Heldenliedern heraus könnte man freilich zur Überzeugung gelangen, daß der Name der Goten, der in der literarischen Überlieferung eine so überraschende Rolle spielt, als Appellativum für den Helden schlechthin verallgemeinert worden wäre. Zum Glück ist uns aber auf der Steinplatte von Eggjum ein älterer Beleg G. Pl. *gotna* erhalten⁵⁵⁹. Der Text aus der Zeit um 700 gehört zu den längsten urnord. Runeninschriften. Er beinhaltet eine Fluchformel ohne Bezug zur Heldensage; somit liegt es wesentlich näher, daß an dieser Stelle ein archaischer Sprachgebrauch Verwendung findet, als daß es sich um einen Querverweis zur gotischen Heldenepik

IsEW: 315f.

⁵⁵⁶ Zu diesem Ergebnis kommen in der Regel die Vertreter der LOTTNERSchen Bedeutung: vgl. MUCH 1901: 325; WAGNER 1967: 87; KRAUSE 1968: 5 geht in gleicher Richtung noch einen Schritt weiter, indem er den Begriff ‘Hengst’ sogar als Grundlage für eine totemistische Namensbildung ansieht.

⁵⁵⁷ HOFFMANN MSS 6.1955: 35ff.; Die Erkenntnis zweier verschiedener Wortbildungstypen beruht sowohl auf formalen als auch semantischen Daten: bei den geschlechtigen Nomina auf *-n-* existieren neben den Paradigmen mit ablautendem Suffix *-en/on* solche mit durchgehendem *-ōn*. Erstere sind in der Regel von „individualisierender“ Bedeutung. In letzteren finden sich noch deutliche Reflexe einer anderen Komponente: während früher der Typ *Nāsō*, *-ōnis* als *pars pro toto*-Bildung – also ebenfalls als Personifizierung ‘die (große) Nase’ – gedeutet worden ist, klingt eine Deutung als exozentrische Bildung – ‘der eine (große) Nase hat’ – wesentlich plausibler. Die Lösung liegt im Ansatz eines Possessiv-Suffixes *-h₃n-* neben gewöhnlichem *-n-*.

⁵⁵⁸ JONSSON LP: 197.

⁵⁵⁹ *gotna*; KRAUSE 1971: 143f. (Nr. 16).

handelt. Die Formel *a lat gotna* bezieht sich nicht auf das Gotenland, sondern meint ein ‘Land der Männer bzw. Krieger’. Dieser Befund läßt sich auch auf die Verwendung in der Dichtung übertragen⁵⁶⁰.

Wie schon gesagt, darf die etymologische Verwandtschaft der Namen *Gutones* und Γαυτοί-*Gautar* als gesichert angesehen werden. Nun ist allerdings mehrfach die etymologische Verwandtschaft der in den beiden Namen enthaltenen Wurzeln mit ethnischer Verwandtschaft oder auch Identität verwechselt worden. Teilweise wurde der Ablaut sogar als Beweis besonderen Alters dieser ethnischen Verwandtschaft gewertet⁵⁶¹. Dem liegt jedoch eine höchst mechanistische Sicht zugrunde: natürlich war der Ablaut als automatisch an den Akzent gekoppeltes suprasegmentales Prinzip im Germ. längst abgestorben, doch als Wortbildungsprinzip lebt er fort, d. h. bestimmte Ableitungstypen sind nach wie vor ganz oder überwiegend an bestimmte Ablautstufen der Wurzel (und eventuell auch des Stammes) gebunden⁵⁶². Im Namenspaar *Γαῦται vs. Γύθωνες bei PTOLEMAIOS ist der Ablaut Bestandteil einer redundanten Markierungsopposition zweier Wortbildungen; redundant, weil ja auch die Stammbildungssuffixe unterschiedlich sind⁵⁶³. Über die ethnische Beziehung beider Namensträger zueinander ist damit in der Tat noch ganz und gar nichts gesagt. Der Fall liegt ähnlich wie in nhd. *Guß* und *Gosse*. Aus synchroner Sicht liegen zwei unterschiedliche Wörter vor; unterschiedlich selbst, wenn sie einander semantisch so entsprechen sollten wie z. B. *Brand* und *Brunst*. Will man also nachweisen, daß die beiden Wörter einmal die gleiche Sache bezeichneten und austauschbar waren, so kann man das jedenfalls nicht mithilfe des Ablauts tun, der sie ja gerade unterscheidet.

Und doch läßt sich wahrscheinlich machen, daß der etymologischen Verwandtschaft beider Namen – Goten und Gauten – eine historische Beziehung beider

⁵⁶⁰ Vgl. die Belege bei JÓNSSON LP: 197.

⁵⁶¹ MUCH bei HOOPS II: 127; KARSTEN 1928: 75, 217; SCHWARZ 1951: 30f., 150; SCHWARZ 1956: 85, 206; SVENNUNG 1974: 213. KUHNs 1954: 429 Vergleich mit ahd. *boug* ‘Ring’ : *bogo* ‘Bogen’ müßte wegen der unterschiedlichen Bedeutung beider Bildungen gerade als Gegenargument dienen. Die Korrelation der Bildungen *Gautar* vs. *Gutones* wurde von ALMGREN 1934: 314ff. auf die Weise interpretiert, daß erstere die erwachsenen Familienväter seien, letztere dagegen als Deminutivum ‘die Jünglinge’; WOLFRAM 1979: 8 modifiziert diese Auffassung dahingehend, daß wegen des Suffixes in den *Gutones* „entweder die jungen Guten oder die großen Guten zu sehen“ seien. In Wirklichkeit berechtigt die n-Ableitung weder zur einen noch zur anderen Annahme. Doch selbst wenn die Annahme einer Deminutivbildung zuträfe (was sie nicht ist), wäre es eher gerechtfertigt, die *Gutones* als ‘kleine bzw. große Gauten’ im Sinne der *Chauci minores* und *maiores* zu betrachten.

⁵⁶² Ähnlich auch schon die Kritik KUHNs (in: *Anglia* 76.1958: 439) an SCHWARZ, für den *Gotones*, Γαυτοί, Γούται, Γύθωνες nur beliebige austauschbare Namensvarianten sind.

⁵⁶³ Die seit dem 3. Jhdt. auftauchende Schreibung *Gothi*, d. h. die Verbindung der schwundstufigen Wurzel mit dem thematischen Stamm, kann nur der Spätantike angelastet werden, denn in den germ. Sprachen lebt der n-Stamm fort.

Stämme zugrundeliegt.

Im Amalerstammbaum bei CASSIODOR-JORDANES (Get. 14) gilt *Amal* als Gründer der Amalersippe. Drei Generationen vor ihm, quasi als Ur-Urgroßvater, kommt ein gewisser *Gapt*, der an der Spitze der gesamten Genealogie steht. Sein Name wurde nun mehrfach mit überzeugenden Argumenten in **Gaut* emendiert⁵⁶⁴; es ergibt sich damit eine Reihe:

**Gaut* → *Hulmul* → *Augis* → *Amal*.

Überträgt man diese Reihe in das hierarchisch organisierte und stammbaumartig gegliederte Abstammungsdenken der Germanen, so sind jene, die von *Amal* abstammen, eine Untermenge derer, die von **Gaut* abstammen. Die Abkömmlinge von *Gaut* stellen also den Oberbegriff für die Abkömmlinge von *Amal*. Dieser Oberbegriff sind aus historischer Sicht jedoch nicht die Γαυτοί, sondern vielmehr die *Gutones-Guthiuda*: die Amaler waren Goten, keine Gauten. Formal stellt sich der Name *Gaut* dennoch zum Namen der Gauten. Das läßt sich näher ausführen: die Endungslosigkeit des Namens *Gapt-Gaut* steht in den Getica nicht allein, sondern hat ihre Parallelen z. B. in *Viniviloth*^o, *Gauthigoth*^o, *Vagoth*^o, *Ahelmil*^o, ferner auch in den Namen der Amalerstammtafel selbst: *Amal*^o, *Hulmul*^o, *Athal*^o etc. Es ist aus der Vorlage nicht feststellbar, mit welchem Flexionsstamm *Gaut* zu ergänzen ist, jedoch scheint es, als ob zwar nicht ausschließlich, aber doch überwiegend got. a-Stämme endungslos wiedergegeben würden⁵⁶⁵. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist also *Gapt*^o = urgerm. **Gautaz*, got. **Gauts*. Der Name des Stammvaters der *Gutones* ist somit schlicht der Singular des VN Γαυτοί-*Gautar* oder – umgekehrt formuliert – der Name der Γαυτοί-*Gautar* ist lediglich die pluralische Form von **Gautaz*, denn die an. *Gautar* flektieren ebenso wie die Γαυτοί des PROKOP stark.

Dieser echte lexikalische Querbezug wiegt wesentlich schwerer als eine Wurzel-etymologie und läßt eine historische Verbindung zwischen Gauten und Goten höchst

⁵⁶⁴ GRIMM DM I: 19, 86, 304, 308; GDS: 538; MUCH 1897: 95f.; WESSÉN 1924: 81ff.; HELM in: PBB 62.1938: 27ff.; HÖFLER 1963: 51ff.; BIRKHAN 1965: 1ff.; WAGNER 1978: 244f.; skeptisch vor allem KUHN 1954: 417. Die Konjekturen unterteilen sich nach ihrem Lösungsfundament in zwei Gruppen, nämlich eine mit phonetischer und die andere mit orthographischer Lösung. Abzulehnen ist SCHÜTTES GU I: 16 Meinung, *Gapt* bei JORDANES gehöre zu an. *gap* 'Öffnung'. SCHÜTTE will damit den got. Stammvater in einem assoziativen und gewagten Verfahren mit der Kosmogonie vom *ginnungagap* 'Urschlund' zusammenbringen. Seine Meinung, bei den Goten finde sich keine Spur vom Asengott *Oðinn* (= *Gautr*), ist nicht zu halten; vgl. unten Seite 142f.

⁵⁶⁵ Z. B. schreibt CASSIODOR Variae 11,1,19 *Amal* als *Hamalus*, auch Namen wie *Amala-swintha* zeigen den thematischen, got. a-Stamm; *Athal* entspricht dem germ. **apala-* (vgl. auch ibid. *Athalarich*); die ^o(w)ulf-Namen desselben Kapitels (*Vultulf*, *Eðiulf* etc.) hätten ebenfalls a-Stämme zu sein usw. usf. Allerdings ist dies kein durchgängiges Prinzip.

wahrscheinlich werden. Allerdings taucht gleichzeitig ein anderes Problem auf: **Gaut*^o ist als Name eines Gottes bzw. Stammvaters nämlich nicht auf die Goten beschränkt. Auch bei den Langobarden scheint der Name in der Form *Gausus* weiterzuleben. Außerdem kennen die Angelsachsen einen *Gēat*, der als Stammvater angelsächsischer Königshäuser gilt; bei den Sachsen existiert in ähnlicher Funktion ein *Hathugaut*, und nicht zuletzt ist *Gautr* ein mehrfach verwendetes an. Odinsheiti.

Schwierig erscheint zunächst der langobardische Beleg: Im Prolog zum *Edictus Rothari* werden Audoin und Rothari einander mit der Charakterisierung gegenübergestellt, ersterer stamme *ex genere Gausus*, der zweite dagegen *ex genere Harodus*. Mit lautverschobenem langobard. /t/ und latinisierter Endung entspricht *Gausus* urgerm. **Gautaz*. Die Gleichung *Gausus* : x = *Harodus* : *Harudes* \Rightarrow x = Γαυτοί legt es nahe, im vorliegenden Fall an Gentiladjektiva zu denken⁵⁶⁶. Dieser Analogieschluß beruht andererseits jedoch allein auf der Tatsache, daß ein GN **Harudaz* nicht sehr geläufig ist; man muß das in einem solchen Analogieschluß enthaltene Risiko berücksichtigen⁵⁶⁷. Beachtet man nun, daß auch an. *Hqrðr* als Odinsheiti Verwendung findet, so wird obiger Analogieschluß hinfällig⁵⁶⁸. Daher ist mit HÖFLER (1952: 150) auch in dieser Abstammungstradition ein eponymisches Benennungsprinzip zu erkennen: die beiden Langobarden leiten sich von zwei verschiedenen Stammvätern mit den Namen *Gausus* und *Harodus* her.

Schließlich kann auch für den angelsächsischen *Gēat* nicht nur Namensgleichheit, sondern weitgehende funktionale Identität konstatiert werden: die Stammtafeln verschiedener ags. Fürstenhäuser führen als Ahnherrn *Voden* an; dessen Vorfahr wiederum ist *Gēat*⁵⁶⁹. Solche Übereinstimmung könnte durchaus mit „Entlehnungsbeziehungen“ zwischen Angelsachsen einerseits und entweder Goten oder Gauten andererseits zu begründen sein. Beziehungen zu den Gauten – wie auch immer geartet – sind besonders durch deren Rolle im Beowulf gesichert. Auch die festländischen Goten haben in der ae. Dichtung ihren standesgemäßen Platz. Es ist also zu vermuten,

⁵⁶⁶ Ähnlich schon WESSÉN 1924: 81. Es lassen sich weitere Beispiele anführen: *Rothari genere Arodus suscepit* (PAULUS DIACONUS 4,42); *Odoacer genere Rogus* (JORDANES Rom. 344); *Brachio ... genere Thoringus* (GREGOR VON TOURS 10,5,12); *Eusebius quidam negotiator genere Syrus* (GREGOR VON TOURS 10,26); vgl. WAGNER 1978: 258¹⁰⁰.

⁵⁶⁷ Es ist stets einzukalkulieren, daß die Reprojektion auf jeder ethnohistorischen Stufe die Neuschaffung eines Gottes oder Stammvaters **Harudaz* möglich macht. Dies hätte allerdings bei den Haruden zu geschehen, und nicht bei den Langobarden. Ein langobardischer **Harudaz* wäre also auch dann in gewisser Weise als Platzhalter für den harudischen Stamm zu betrachten.

⁵⁶⁸ FALK 1924: 19 interpretiert denn auch das Odinsheiti *Hqrðr* als 'der Harude'; weitere Fälle passim. Vgl. auch HAUCK 1955: 210f.; nicht überzeugend dagegen KUHN 1954: 417f.

⁵⁶⁹ Vgl. GRIMM DM III: 386ff. Zur ähnlichen Funktion des asächs. „pater patrum“ *Hathugaut* vgl. HAUCK 1970: 43ff.

daß jedenfalls der Name des *Gēat*, wahrscheinlich aber auch seine Funktion, auf nicht näher bekannten Wegen nach England importiert worden ist.

Die Linie *Gēat* – *Voden* in den ae. Genealogien findet ihre Explikation in der Verwendung des an. *Gautr* als Odinsheiti. Daß erstes Paar in einer Aszendenzlinie steht, während letzteres personalidentisch ist, muß keinesfalls als Widerspruch verstanden werden⁵⁷⁰. Greifen wir nun zurück auf die oben angestellte Analyse des jordanischen <Gapt> = *Gaut* als des gotischen Stammvaters und damit wohl implizit als eines Hauptgottes der Goten, so stellt sich daneben eine andere Aussage des JORDANES (Get. 5), nach der Mars bei den Goten geboren worden sei und sie ihn als Stammvater verehrten. Dem Mars, so berichtet JORDANES weiter, huldigten sie auf grausame Weise; sie opferten ihm die ersten Kriegsgefangenen und hängten deren Rüstungen an Bäumen auf. Funktion und Kultus des Gottes Mars lassen keinen Zweifel daran, daß es sich hier um **Wodanaz* handelt. Die Nachricht, daß er „bei den Goten geboren worden sei“ und als Stammvater verehrt wurde⁵⁷¹, stellt unabstreitbar die Verbindung zu Gapt-Gaut, dem ersten Goten, her. Es scheint, als ob, wo immer man auf einen **Gautaz* stößt, dieser eine enge Affinität zu **Wodanaz* besitzt:

1. *Gapt* : *Mars*
2. *Géat* : *Voden*
3. *Gautr* : *Oðinn*

Und schließlich noch die Entsprechung:

4. *Gausus* : *Harodus* = *Gautr* : *Hqrðr* ⇒ *Gausus* = *Oðinn*

Überall besteht also zwischen Gaut und Wodan eine enge Beziehung: im gotischer und skandinavischer Tradition ganz direkt, indirekt im langobardischen Italien, leicht korrumpiert dagegen in England, was wiederum eine Indiz für Import sein könnte. Weiterhin läßt sich in den Belegen die Bindung des **Gautaz* an den korrelierenden VN verfolgen: an die Goten durch ihren Stammvater Gaut und dann im Norden an Goten-Gauten⁵⁷², bei den Langobarden durch die Korrelation *Gausus* : *Harodus*, und ähnlich zuletzt auch in der ags. Tradition.

⁵⁷⁰ Den scheinbaren Widerspruch will HÖFLER (RGA I: 23) z. B. mithilfe einer Reinkarnations- bzw. Emanationsidentität zwischen Wodan und Gaut lösen.

⁵⁷¹ JORDANES Get. 5: *adeo ergo fuere laudati Gaetae, ut dudum Martem, quem poetarum fallacia deum belli pronuntiat, apud eos fuisse dicant exortum.*

⁵⁷² SnE 82 Skáldskaparmál: „*Gotnar eru kallaðir af heiti konungs þes, er Goti er nefndr; er Gotland er við kent; hann var kallaðr af nafni Opins og dregit af Gautz nafni, þviat Gautland e[ða] Gotland var kallat af nafni Opins, en Svipioð af nafni Svipurs; þat er ok heiti Opins.*“ (Nach F. JÓNSSON – Edda Snorra Sturlusonar, udgivet efter håndskrifterne. København 1931).

Durch phänomenologische Gesichtspunkte wurde die Forschung oft verleitet, ein primäres Namenspaar *Gautar* : *Gaut* anzusetzen, von dem der Name *Gutones* herleitbar wäre⁵⁷³. Analog stünde das gotische Ethnos in einem Abstammungsverhältnis zu jenem der Gauten⁵⁷⁴. Die so zugrundegelegte Namenskorrelation *Gautar* : *Gaut* ist aber nur erschlossen, nicht bezeugt. Hinsichtlich der semantischen Modifikation bei VN-Bildungen aufgrund eines GN oder eines anderen VN sind zu allererst Abstammungsbezeichnungen, Patronymika, also Zugehörigkeitsbildungen im weitesten Sinn, zu erwarten. Ist aber der Gotenname wirklich in dieser Weise aufgrund eines **Gautaz* gebildet, spiegelt die Stammtafel somit historische Wirklichkeit wider?

Es gibt verschiedene Gründe, dies zu bezweifeln.

(1) Einmal sind Zugehörigkeitsbildungen nicht Aufgabenbereich der n-Ableitung⁵⁷⁵. Das n-Suffix ist in sekundären Ableitungen vielmehr ein Formans der Individualisierung und Personalisierung; ein VN als individualisierende Bildung aus einem GN ergibt aber wenig Sinn: der umgekehrte Vorgang wäre zu erwarten.

(2) Zum andern wird die Wurzelform nur in primären (= deverbativen) Bildungen, bei Nomina agentis des Typs ai. *ukšán-*, auf die Schwundstufe reduziert⁵⁷⁶, bei sekundären Ableitungen dagegen erscheint die Ablautstufe des Grundworts. Zwar deutet das scheinbare Mehr an Segmenten in der Bildung **gutan-* auf ihren sekundären Charakter; doch ist das grammatisch nicht gerechtfertigt, denn die denominalen, individualisierende n-Ableitung von **gauta-* wäre **gautan-*⁵⁷⁷. Umgekehrt müsste **gutan-* als sekundäre Bildung nicht auf **gauta-*, sondern auf ein **guta-* zurückgehen. **gutan-* ist damit als primär zu betrachten und verifiziert als Nomen agentis LOTTNERS Deutung.

(3) Auch typologisch ist es unwahrscheinlich, daß ein GN in quasi patronymischer Funktion die Grundlage für eine echte ethnische Selbstbenennung bildet. In primärer Korrelation zu endogenen Stammesnamen enthält der GN in der Regel ein

⁵⁷³ Vgl. WOLFRAM 1979: 8. SVENNUNG 1967a: 74ff. z. B. stört die unterschiedliche Wurzelgestalt überhaupt nicht, sondern er konstatiert nur: „Ablaut“; wegen der unterschiedlichen Suffixgestalt handelt es sich ihm zufolge um eine Parallele zu *Franci* : *Francones*, *Lugii* : *Lugiones*, *Burgundii* : *Burgundiones* usw.

⁵⁷⁴ SCHWARZ 1956: 85: da die Weichselgoten nicht von Gotland kommen können, müssen sie aus Gautland kommen. Der umgekehrte Weg wird nicht einmal erwogen, sondern a priori ausgeschlossen.

⁵⁷⁵ WOLFRAM 1979: 8 verwechselt dies wohl mit dem *no*-Suffix, welches durchaus Zugehörigkeit ausdrücken kann.

⁵⁷⁶ KRAHE-MEID III: 90ff.; vgl. auch LÜHR 1988: 317.

⁵⁷⁷ Eine solche womöglich in an. *Gauti*; hier kann es sich aber ebenso um eine Umformung nach *goti* handeln. Auch schwed. *Vestgöte* ist n-stämmig (SCHWARZ 1956: 85).

Appellativum mit *ursprünglich* anthropozentrischer Komponente, also des Bedeutungskreises ‘Mensch’. Das Appellativum pflegt – natürlich nicht ohne semantische Interferenzen – fortzuleben. In einem solchen Fall ist es jedoch schwer, zwischen Appellativum und GN zu unterscheiden, denn der GN ist letztlich nur eine (personifizierte) Kollektivprojektion desselben Appellativums⁵⁷⁸.

Diese enge funktionale Beziehung von Stammesnamen und Stammvaternamen zeigt schon, wie reversibel deren Relation ist. In den weitaus meisten Fällen von Namenskongruenz zwischen Stamm und Stammvater erwecken tatsächlich die jeweiligen GN den Eindruck, ihrerseits aus dem zugehörigen VN abstrahiert zu sein⁵⁷⁹. Ein solcher Vorgang ist nicht weiter verwunderlich, stellt er doch nur die konsequente Fortsetzung eines ethnozentrischen Benennungsprinzips dar: definiert sich die Ethnie als Abstammungseinheit, so hatte sie einen Stammvater. Dieser als die personifizierte Gemeinschaft trägt *pars pro toto* deren Namen in singularischer Gestalt, ein Vorgang, der sich auf verschiedenen (ethno-) soziologischen Niveaus wiederholt⁵⁸⁰. Bei JORDANES Get. 5 ist eindeutig Mars-Wodan der gotische Stammvater, Stammvater *Gaut* in Get. 14 ist somit lediglich sein ethno-logischer Beiname: der gotische Gott, der Gote schlechthin.

Als Grundlage für die Namensbildung würden wir ein Appellativum **gautaz* erwarten, finden es jedoch nirgends. Auch verwandte Bildungen auf **gaut^o* existieren nicht. Gesetzt den Fall, der VN hätte das gesuchte Appellativum beiseitegedrängt, so würden wir nicht verstehen, warum es in der gesamten Germania – nicht nur im Geltungsbereich des Namens *Gautar* – fehlt. Es folgt daraus, daß ein solches Appellativum mit großer Wahrscheinlichkeit nicht existiert hat⁵⁸¹. Die Semantik hindert uns

⁵⁷⁸ Vgl. Kapitel 0.2.2. ff.

⁵⁷⁹ Bildungen des umgekehrten Typs entsprechen eher den Dynastienamen, Patronymika, welche erst später produktiv werden; vgl. MUCH bei HOOPS IV: 432.

⁵⁸⁰ Vgl. BREMER 1904: 79; WENSKUS 1961: 146ff. Im Bereich der Germania ist z. B. zu denken an: *Angul* (Angeln); *Friso* (Friesen); *Dan* (Dänen); *Nori* (Norweger); darüber hinaus: *Αἰολος* (Aioler); *Ἴων* (Ionier); *Ἑλλην* (Hellenen); *Δωρος* (Dorer); *Σκύθης* (Skythen); *Λυδός* (Lyder); usw. usf. Vgl. auch die Bemerkungen bei GRÖNBECH II: 203.

⁵⁸¹ KUHN 1954: 424ff. erschließt ein germ. **gautjan* ‘zum Gaut machen’ aus dem *gētan* in Beo 2939ff.: *hē on mergenne mēces ecgum gētan wolde, sum[e] on galg treowu[m] fuglum tō gamene* ‘er wollte am Morgen [einige] mit der Schwertschuppe töten, andere am Galgenbaum, [den Vögeln] zur Freude’. Ae. *gētan* auf der einen sowie ae. *Gēat*, an. *Gautr* und lgb. *Gausus* auf der andern Seite sind nach KUHN nicht nur durch gemeinsame Etymologie miteinander verbunden, sondern konkreter durch ein allen zugrundeliegendes Appellativum **gautaz*; dies gehört wieder zum germ. **geutan* mit der Bedeutungskomponente ‘opfern’. Der **gautaz* wäre somit nichts anderes als der zu opfernde Mensch.

Dagegen gibt es nun genug Einwände: zum einen ist ein germ. Appellativ **gautaz* nicht belegt. **gautjan* ‘töten’ läßt sich vielmehr ganz zwanglos als Kausativum ‘ausströmen lassen’ = ‘(jemandes

außerdem anzunehmen, daß – wie etwa beim Namen der Veneter⁵⁸² – das Nomen von vornherein zur Bildung von VN reserviert war: es liegt ja keine soziozentrische Terminologie vor wie in air. *fine* ‘Verwandtschaft’ < **uenjā* : *Veneti* oder **teutā* : *Teutones*. Vielmehr handelt es sich beim dem Gotennamen zugrundeliegenden Appellativum um die Bezeichnung des Mannes ohne jede ethnische Komponente, ja noch ursprünglicher sogar um die Benennung irgendeines männlichen Wesens in der Funktion des Zeegers, und das wohlgeformt in der Form **gutan-*, nicht *gauta-*. Gegen eine autarke Bildung **gauta-* mit der selben Funktion wie in **gutan-* läßt sich formal nichts einwenden; beide passen ins Bildungsschema alter Nomina agentis⁵⁸³. Doch ist diese Annahme zum einen ohne Stütze im appellativischen Wortschatz⁵⁸⁴, zum andern spricht gegen eine autonome Bildung beider Namen das Bindeglied got. **Gauts* bei JORDANES. Unabhängige Entstehung von **gutan-* und **gauta-* ist folglich nicht anzunehmen.

Aus diesem Grund führt der plausibleste Lösungsweg dahin, den GN *Gaut* sekundär aus dem Namen *Gutones* zu erklären. Warum dann aber **Gauts* und nicht ***Guts* oder ***Guta*?

Den ersten Fingerzeig gibt eine weitere Materialgruppe, die sich gegen unabhängige Entstehung beider Namen verwenden läßt: die Personennamen. Der nordische Bereich kennt in reichem Ausmaß PN mit dem Bildungselement **gauta-*. Das erstaunt angesichts der Nachbarschaft der skandinavischen *Gautar* wenig. Da durch diesen Befund eine gewisse Erwartungshaltung bestätigt wurde, erkannte man in solcherart gebildeten PN für gewöhnlich auch den VN *Gautar*. Unberücksichtigt blieb dagegen die Tatsache, daß der Befund keinesfalls nur für die nordischen PN gilt, sondern ebenso für den südgermanischen Bereich. Hier überwiegen die PN mit dem Kompositionselement **gauta-* die mit **gutan-* gebildeten um ein Vielfaches⁵⁸⁵. Auch für diesen Bereich mit einem Ethos des Gautennamens zu rechnen, das jenes des Gotennamens überstieg, dürfte bei der übergroßen Bedeutung gotischer Tradition verfehlt sein. Die Lösung in einer prähistorischen Invasion von Gauten nach Mitteleuropa

Blut) vergießen’ zu **geutan* ‘gießen’ herleiten. Und letzteres ist außerdem auch die wirkliche Bedeutung des st. V. **geutan*; die in ai. *juhóti* belegbare Bedeutung ‘opfern’ < ‘Butter ins Feuer gießen’ ist ai. Neuerung (vgl. MAYRHOFER KEWA I: 442, III: 604) und betrifft das Germ. nicht.

⁵⁸² Vgl. oben Kapitel 1.2.3, Seite 57f.

⁵⁸³ WAGNER 1978: 255 rechnet im Namen der Gauten und Goten mit zwei voneinander unabhängigen gebildeten Nomina agentis.

⁵⁸⁴ Während **gutan-* weitere Produktivität behält: vgl. z. B. ae. *lēadgota* ‘Bleigießer’ (HOLTHAUSEN AEWB: 135).

⁵⁸⁵ Vgl. FÖRSTEMANN PN: 607ff.; im hochdeutschen Bereich finden sich dabei überwiegend die Formen *Gōz-*, *Cōz-*.

zu suchen⁵⁸⁶, wäre – obwohl mehrfach geübt – ein methodisch wertloses Provisorium. Die recht undramatische Alternative, es habe sich „wie im Norden so auch im Süden eine gesteigerte Form gebildet, um Abkömmlinge der alten Gotones zu bezeichnen“, kommt einer Lösung wesentlich näher⁵⁸⁷. Auf eine ähnliche Idee, *Gautar* könne eine Vřddhi-Ableitung zum VN *Gutones* sein, war schon GRIMM gekommen⁵⁸⁸. Es ergäbe sich damit eine ähnliche strukturelle Übereinstimmung zwischen *Gautar* und *Gutones*, wie die von WÜST (1955: 266ff.) für *baita-* : *bitan-* rekonstruierte. Gegen beides stellt sich DARMS (1978: 425) mit dem Hauptargument, die Tilgung des n-Suffixes bei der VA sei „eine sekundäre und seltene ai. Neuerung“ und nicht aufs Germ. übertragbar⁵⁸⁹.

Wortpaare der Relation KRKen- : KeRKe- existieren im Germ. jedenfalls⁵⁹⁰. Formal passt auch *Gutones* : *Gautar* in dies Muster. Der Ansatz einer VA in *Gauta-* scheint daher gar nicht nötig; man könnte mit einer Rückbildung nach dem formalen Muster der Wortpaare an. *heitr* : *hiti*, *dauf* : *dofi* zu rechnen. Dem formalen Muster diese Paare entspricht aber überwiegend das Inhaltsmuster Adjektiv : Adjektivabstraktum. Das scheint *hiti* gegenüber *heitr* als sekundär zu charakterisieren. Wegen der formalen Gestalt wiederum ist dies nicht möglich, denn *hiti* entspricht seinerseits einem primären Bildungstyp. Man wird das Inhaltsmuster Adjektiv : Adjektivabstraktum deshalb als sekundäre funktionale Einengung auf der Grundlage einer übergeordneten Relation Nomen : Adjektiv betrachten. Es handelt sich bei dieser Korrelation in Wirklichkeit um eine retrograde Ableitung des Typus *heitr* vom Typus *hiti*. Nach diesem Muster ist auch **gauta-* aus *gutan-* abstrahiert; **gauta-* ist somit das starke Adjektiv zum Nomen *gutan-*.

⁵⁸⁶ FÖRSTEMANN PN: 606.

⁵⁸⁷ FÖRSTEMANN ibid.; „die grosse Fruchtbarkeit des Stammes im zweiten Teil componirter Namen, eine Fruchtbarkeit, welche den übrigen Volksnamen abgeht“, veranlaßt ihn übrigens zur Folgerung: „man wird also annehmen müssen, dass unserm Stamme, ähnlich dem HUNI und VALHA, längere Zeit hindurch noch ein appellativischer und jetzt entgehender Sinn beigezogen habe“.

⁵⁸⁸ GDS 309: „hiernach können die Gaudae nichts anders sein als die spröszlinge der Gutae.“

⁵⁸⁹ In der Tat findet man ai. gerade das Wortpaar *auksá-* : *ukšan-* im AV; vgl. WACKERNAGEL-DEBRUNNER II.2: 125. DARMS muß daher auch die Relation **hanan-* : **hōna-* (Hahn : Huhn) neu interpretieren. Anders SCHINDLER in einem Freiburger Vortrag vom 2.12.1989.

⁵⁹⁰ Wobei das erste -e- in KeRKe- meist in Abtönung erscheint; Beispiele dieser Relation sind: ahd. *swero* 'Schmerz, Krankheit' (*swār*); an. *hiti* 'Hitze' (*heitr*); *dofi* 'Schlaffheit' (*dauf*); *ropi* 'Röte' (*rauðr*); *sorti* 'Schwärze' (*svartr*); *bloti* 'Schwäche' (*blautr*); got. *ganaúha* 'Genüge' (*ganōhs*); vgl. KLUGE 1926: 57f.

2.5.3 Die morphologische Parallele in Chauci : Hugones

Ein weiterer Fingerzeig⁵⁹¹ auf das Verhältnis von *Gautar* : *Gutones* findet sich in einer auffälligen morphologischen Parallele unter den VN: es handelt sich um das Namenspaar *Chauci* : *Hugones*. Auch diese beiden Stammesnamen korrelieren nach der *opinio communis* in der Weise zusammen, daß letzterer als jüngere Bildung aus ersterem herzuleiten sei⁵⁹². Bestätigt wird diese Meinung scheinbar dadurch, daß der Name der Chauken zu den früh bezeugten gehört, jener der Hugonen aber erst spät auftaucht⁵⁹³. Dennoch gibt es ein präziseres Mittel, das Namenspaar zu synchronisieren: da die Korrelation <c> : <g> (= /χ/ : /g/) auf Verners Gesetz zurückführen kann, liegt aus sprachlicher Sicht gerade für die Form *Hugones* ein verhältnismäßig hohes Al-

⁵⁹¹ Vgl. oben Seite 145.

⁵⁹² MUCH (bei HOOPS I: 373; II: 82) geht soweit, die Stammesbildung der Sachsen aus den Chauken abzulehnen, weil deren Name ja in den *Franci Hugones* der Quedlinburger Annalen weiterlebe. Einer solchen Deutung liegt die falsche 1:1-Relation von Name und Ethnos zugrunde. Man beachte, daß schon PLINIUS und PTOLEMAIOS *Chauci minores* und *maiores* mit verschiedenen Wohnsitzen unterscheiden und VELLEIUS PATERCULUS 2,106 unter den *gentes paene nominibus incognitae* einzig die *Cauchorum nationes* nennenswert findet; am ehesten wird man also den Chaukenamen bereits für diese Zeit als Sammelnamen begreifen, der verschiedene Traditionen begründen konnte.

KAUFMANN 1965: 253 lehnt die Verbindung der Namen *Chauci* und *Hugones* unter Berufung auf LOEWE (IF Anzeiger 14,1903: 22) als „unhaltbar“ ab. LOEWE hatte nur darauf verweisen können, daß der Chaukenname in den antiken Quellen stets die gleiche Ablautstufe und niemals VG zeige. Außerdem zeige die TABULA PEUTINGERIANA *Chauci* neben *Chamavi, qui et Franci*. KAUFMANNs eigenes Argument besteht aus dem Hinweis, daß die PN auf germ. **hauha-* und jene auf **hugi/u-* klar zu trennen seien. Zuletzt beruft er sich in bekannter Weise auf SCHWARZ' 1956: 119 Behauptung, die Chauken hätten den sächsischen Stamm gebildet; sie könnten daher nicht den Namen der Franken hergeben.

Auf LOEWES Argument ist zu antworten, daß VG und Ablaut nicht einfach in wilder Streuung auftauchen, sondern nach grammatischen Regeln verteilt sind. Formal sind die Namen *Hugones* und *Chauci* ebenso grundsätzlich zu trennen, wie *Gutones* und *Gautar*. Ihre inhaltliche Beziehung bleibt von dieser Trennung jedoch völlig unberührt, sie müßte mit inhaltlichen Kriterien untersucht werden. Daß ferner zwei verschiedene Namen mit demselben Geltungsbereich in einer sich auf ganz gemischte antike Quellen berufende Karte auftauchen (MILLER 1962: 2), dürfte wohl kaum verwundern!

KAUFMANNs etymologische Scheidung der PN-Glieder auf **hugi/u-* und jener auf **hauha-* ist berechtigt. Das berechtigt aber nicht zu einem Analogieschluß auf die VN, der sich lediglich auf phänomenologische Kriterien stützen kann.

Hinsichtlich der ethnohistorischen Argumentation SCHWARZ' gilt die gleiche Antwort, wie auf die MUCHs. KAUFMANNs „Widerlegung“ ist damit vor allem rhetorischer Natur.

⁵⁹³ *Chauci*: bei LIVIUS in der Zusammenfassung der *Periochae* (vgl. SCHÖNFELD WB: 131); VELLEIUS PATERCULUS 2,106; LUCANUS 1,463; PLINIUS NH 4,100f.; 16,2; 16,5. *Hugones*: ae. Beo. 2502. 2914 *Hūgas*, Wid. 29 *Hōcingas*; ahd. as. *Hugin*, *Huga*, *Hugos*; Quedlinburger Annalen: *Hugo-Theodericus iste dicitur, id est Francus, quia olim omnes Franci Hugones vocabantur a suo quodam duce Hugone*. Die Darstellung der QuAnn erinnert an SNORRIS Deutung des Gauten- und des Schwedennamens. Patronymische Deutungen sind eine Vorliebe des MA.

ter nahe. Jedenfalls müßte sie zur frühesten Belegzeit von *Chauci* bereits existiert haben, da im 1. Jhd. n. C. die Resultate aus VG sicher schon phonemisch fixiert waren. Nun sind freilich Lösungen denkbar, die diese Datierung mittels VG wertlos machen. Die erste Möglichkeit, der Ansatz einer anderen Wurzeletymologie darf dabei jedoch von vornherein abgelehnt werden⁵⁹⁴. Hinsichtlich einer Ableitung von **hauga-* < vorgerm. **kukó-*⁵⁹⁵ gilt das für *Gutones* : *Gautar* Gesagte: man hätte für eine solche ***Haugones* zu erwarten. Es bleiben zwei Möglichkeiten: (1) sekundäre Ableitung von einem **hug(a)-* oder (2) primäre Ableitung zur Verbalwurzel **heuh-*. Wie sich im Folgenden zeigen wird, lassen sich sowohl für **hug°* als auch für die Verbalwurzel **heuh-* indirekte Belege aus dem Germ. erbringen.

(1) findet sich in frühnhd. *hugel*, nhd. *Hügel* und im Inselnamen an. *hugl* wieder⁵⁹⁶; diese Deminutivbildungen setzen ein *hug°* voraus. Für das Grundwort wird man bereits eine konkrete Komponente annehmen müssen; das erschwert die Annahme einer personalisierenden Ableitung. (2) Got. *hiuhma* 'Haufen, Menge' gehört zum Bildungstyp der Nomina actionis auf *-men-*; wie viele dieser Bildungen bekam *hiuhma* die Bedeutung eines Resultativums. Die Beziehung zur Verbalwurzel ist also gesichert. Formal ergäbe sich zudem ein stimmiges Bild der Ableitungen: e-stufiges **heuh-man-*, ø-stufiges **hug-an-*, die typischen Vertreter von Nomen actionis und Nomen agentis zu

⁵⁹⁴ Die von KAUFMANN (s. o.) angenommene sekundäre Ableitung des Namens von einem Adjektiv **hugi-* läßt sich folgendermaßen kommentieren:

1. Die n-Ableitung von einem i-Stamm führt in der Regel zu einem *jan*-Stamm (vgl. KRAHE-MEID III: 96f.);

2. Personalisierende oder individualisierende Bildungen mittels n-Suffix wurden aufgrund eines Eigenschaftsbegriffes, meist eines Adjektivs, gebildet – germ. **hugi-* bildet aber nur Verbalabstrakta;

3. Der Platz für **hugan-* zu **hugi-* war außerdem bereits besetzt, vgl. an. *hugi* 'Gedanke'; ae. *hoga* 'Furcht, Sorge'. Dies **hugan-* ist aber nun keineswegs von germ. **hugi-* abgeleitet, sondern stellt einen archaischen Bildetyp der Verbalabstrakta – Nomina actionis, abgeleitet von Wurzel-nomen gleicher Bedeutung (vgl. BRUGMANN II.1: 295; u. bes. KLUGE 1926: 57f.) – dar.

4. Zu einer annehmbaren Possessivableitung 'die Verstand habenden' siehe wieder 1.

Wenn KAUFMANN sich bei seiner Übertragung der PN-Etymologie auf den VN auf die patronymische Deutung der QuAnn stützt, geht er damit einer mittelalterlichen Namenstopik auf den Leim. Da schon Wid. und Beo. die *Hugones* nennen, so ist ihnen historische Bedeutung beizumessen, die über jene der spät genannten Abkömmlinge des *Hugo* hinausgeht. Nach wie vor ist MUCHS (bei HOOPS II: 82) Ansicht zur Namenstradition (nicht allerdings zur Ethnohistorie!) die plausibelste.

⁵⁹⁵ An. *haugr*; mhd. *houc* (G. *houges*) 'Hügel'.

⁵⁹⁶ Daß **hugila-* auch im An. einst existiert haben soll, erschließt DE VRIES ANEW: 214 aus schwed. ON wie *Hågelby* (< *Hoghalby*) und *Hugelsta* (< *Huglustum*). In Wirklichkeit sind dies zwar keine *-ila*-Bildungen, aber dennoch Deminutive an der selben Basis.

einer germ. Verbalwurzel **heuh-*. Allerdings macht auch hier die Semantik – freilich lösbare – Schwierigkeiten.

LAISTNER (1892: 8f.) reiht den Namen der *Chauchi* unter seinen „Begriff der Menge“ ein und erläutert ihn mit ‘die Vielen, die Zahlreichen’. Nun heißt **hauhaz* nirgendwo ‘zahlreich’, sondern immer ‘hoch’. LAISTNER verweist weiter darauf, daß got. *hiuhma* griech. ὄχλος und πλῆθος übersetzt, für welches wiederum andernorts got. *hansa* ‘die Schar’ steht. In Wirklichkeit ist diese Bedeutung als sekundär anzusehen; die Übertragung entspricht genau der in nhd. *Haufen* ‘aufgetürmte Masse’ → ‘eine Menge von irgendwas’. Aus got. *hiuhma* ist also für germ. **heuh-* lediglich die Bedeutung ‘auftürmen, sich erheben, hochwachsen’ zu erschließen. Das Nomen agentis hierzu müßte soviel heißen wie ‘die Hochwachsenden, die sich Erhebenden’⁵⁹⁷; es stellt sich daher inhaltlich nahe zu **hauhaz-haugaz* ‘hoch’, welche primäre Ableitung ebenfalls (adjektivisches) als Nomen agentis deutbar ist.

In *Chauci* erkennt man das starke Adjektiv wieder, in *Hugones* dagegen ein Nomen agentis. Auch diese Namen stehen somit nicht in direkter Ableitungsbeziehung zueinander, sondern bauen ihren Konnex auf der Inhaltsrelation Nomen : Adjektiv auf. Der Unterschied zu **gauta-* besteht jedoch darin daß das Adjektiv **hauhaz* mit seinen Ableitungen gut belegt ist. Adjektivisches **gauta-* gibt freilich erst aufgrund des VN einen Sinn; daher verwundert dessen sonstiges Fehlen nicht. Anders bei **hauha-*: dies ist im appellativischen Wortschatz zweifellos alt. Dennoch kann man es in der Pragmatik der Namengebung sehr wohl als sekundär ansehen, es als den Begriff verstehen, der die Essenz, das Wesentliche des Stammesethos wiedergibt. Und zwar erfüllt es diese Funktion in Form eines Adjektivs, welches später zum GN substantiviert wird. Denn auch die singularische Form des VN *Chauci* (germ. **Hauhōz*), an. *Hár* < germ. **Hauhaz*, ist ebenso Odinsheiti⁵⁹⁸, wie die singularische Form des VN *Gautar*,

⁵⁹⁷ Zu diesem „partizipialen“ Charakter des Nomen agentis vgl. z. B. ahd. *wizzo* ‘Wissender, Weiser’, got. *unwita* ‘Unwissender’.

⁵⁹⁸ DETTER in: PBB 18.1894: 203 erschließt freilich für dies Odinsheiti wegen seiner zweisilbigen Variante *háarr*, ein **haiha-hariz*, dessen Vorderglied Entsprechungen in got. **haihs*, air. *caich* ‘einäugig’, lat. *caecus* ‘blind’ findet. FALK 1924: 14,44 denkt stattdessen an **hauha-harjaz*, welche Lösung seitens VON SEE (ZfdA 104.1975: 110ff.) mit dem Argument abgetan wird, ‘hoch’ entspreche nicht der heidnischen, sondern der christlichen Gottesvorstellung; ablehnend auch KUHN 1954: 417. VON SEE selbst (ibid.) wiederum denkt in Analogie zu *Hárbarðr* an *hárr* ‘grau’; an. *Hár*, *Hávi* etwa in *Hávahöll*, *Hávamál* etc. sei daher sekundäre Umgestaltung unter christlichem Einfluß (besser JÓNSSON LP: 314; JÓHANNESSON IsEW: 202).

Nun muß man natürlich FALKs Vorschlag keineswegs gleich auf eine Gottesvorstellung überprüfen; die Genese des Odinsheiti kann durchaus tiefer angesetzt werden, z. B. im etablierten Konzept des adligen (implizit = hochgewachsenen) Kriegers. Für *Hár* < **hauhaharjaz* wiederum ist sehr wohl umgekehrt sekundäre Angleichung an **haihaz* anzunehmen, da die Vorstellung vom einäugi-

nämlich **Gautaz*. In beiden Fällen könnten daher die jeweilige starke und die schwache Form nur pragmatische Varianten sein, die anfangs kontextgebunden verwendet wurden. Bei einer späteren Divergenz der namenstragenden Gruppen – also einer Verselbständigung des soziologischen „Kontexts“ – wurden die Namenvarianten ihrerseits zum Ausdruck dieser Divergenz.

Daß **hauhaz* die appellativische Bedeutung ‘hoch’ habe und *Chauci* lediglich ‘die Hohen, Erhabenen’ bedeute, ist kein gültiger Einwand. Es unterstreicht im Gegenteil die konnotativen Implikationen, die schon mehrfach festgestellte Rekursivität der Stammesnamengebung⁵⁹⁹. Zugegebenermaßen ist die genaue Qualität des Zusammenhangs zwischen den VN *Chauci* und *Hugones* damit nicht beschrieben und bleibt wohl weiterhin dunkel. Daß aber die Namensform germ. **Hauha-* in ähnlicher Beziehung zum Oðinsheiti *Hár* steht, wie *Gauta-* zum Oðinsheiti *Gautr*, dürfte einige Wahrscheinlichkeit für sich verbuchen. Die Folgen für das ethnohistorische Verhältnis zwischen *Gutones* und *Gautar* werden noch zur Sprache kommen⁶⁰⁰.

2.5.4 Sonstiges Namensgut

2.5.4.1 Vagoth, Gauthigoth, Ostrogothae

Im Scandza-Exkurs des JORDANES Get. 3 tauchen einige Namen auf, die den Namen der Goten als Bestandteil zu enthalten scheinen: *Vagoth*, *Gauthigoth* und *Ostrogothae*. Die *Vagoth* leben in der Nähe der *Suehans* „in ebenem und fruchtbarem Land“, dahinter die *Gauthigoth*, und zuletzt „noch außerhalb dieser“ die *Ostrogothae* neben *Raumarici*, *Ragnarici* und *Finni*⁶⁰¹.

Anfänglich wurde die Endung *-oth* dieser Namen als Kasussuffix der germ. Nom. Pl. interpretiert⁶⁰², also **Vagōs*, *Gautijōs* usw. Weil aber die Flexion fremder Namen bei antiken Autoren gewöhnlich ins eigene System eingepaßt wurde, ist diese Lösung gen Oðinn gerade im nordischen Mittelalter höchst lebendig war.

Altes **hauha-* im Odinsheiti *Hár* läßt sich jedoch nicht nur im Ausschlußverfahren einkreisen, es ist viel handfester nachzuweisen. Ich verdanke H. KLINGENBERG den Hinweis auf zwei Runeninschriften, in denen sich der Runenmeister mit einem Odinsheiti versieht: *houar* und *ho.r* (Brakteat III Maglemose und Brakteat I Fünen). Als Odinsheiti versteht beide auch KRAUSE 1966: 255f.; vgl. ferner KRAUSE 1971: 74,148.

⁵⁹⁹ Vgl. oben Kapitel 0.2.3.f.

⁶⁰⁰ Siehe Seite 167ff.

⁶⁰¹ *Vagoth ... quorum omnium sedes sub uno plani ac fertilis ... post hos ... Gauthigoth ... sunt et his exteriores Ostrogothae, Raumarici, Aeragnaricii, Finni mitissimi ...* MOMMSENs Wiedergabe *Raumarici Aeragnaricii* muß entweder in mit SVENNUNG 1967a: 88f. in *Raumarici* [ac] *Ragnaricii* konjiziert oder als *Raumariciae Ragnaricii* gelesen werden; letztere Lösung findet ihre Stütze in HPVL *raumariciae ragnaricii*, OBXY *raumauricae ragnarici*, A *raumaricie ragnaricii*.

recht unwahrscheinlich; zudem darf man auch eine Substitution des /s/ durch /p/-<th> ausschließen. Mit morphologischen Gründen hatte sich schon MÜLLENHOFF (DA II: 63) gegen ZEUSS' Annahme gewandt, während GRIENBERGER (1902: 128) phonologische Bedenken äußerte. Heute sieht man daher allgemein in °*goth* den endungslosen Gotennamen⁶⁰³.

Mit einer derartigen Lösung des Problems verlagert sich jedoch nur die Fragestellung: was soll der Gotenname in Skandinavien, wenn dort sonst nur Gauten bekannt sind? Der Skandinavientopos hatte sofort eine Antwort parat, indem diese Namen als weiteres Indiz einer skandinavischen Herkunft der Goten angesehen wurden. Kritischere Stimmen wiesen allerdings darauf hin, daß die Namen eben in einer Gotengeschichte auftauchten, in welcher auch eine Selbsterleitung der *gens* aus *Scandza* begründet wurde. Die Namen erfüllten also nur eine gewisse Folgerichtigkeit in einer sonst oft gebrochen wirkenden Darstellung⁶⁰⁴.

SVENNUNG darf als Vertreter der ersten Richtung gelten⁶⁰⁵; er versucht, die drei Namen genau zu lokalisieren:

Das Vorderglied von *Vagoth* stellt er zu JORDANES Get. 3 *Vagi fluvius*, welches wohl zu an. *vágr* 'See, Meer, Bucht' gehört⁶⁰⁶. Die **Vāg-gotōz* wären demnach die Goten, die entweder an diesem speziellen Fluß **Vagus* oder allgemein an einem anderen Gewässer wohnen. SVENNUNG (1967a: 22) identifiziert den *Vagus* mit der *Newa*, diese sei „damals kurz und gut 'der Strom' (...) genannt worden“. Er muß jedoch (S. 56) seine **Vāg-gotōz*, da sie in Skandinavien zu Hause sind, vom genannten Fluß lösen. Das dient ihm dazu, sie wie vor ihm schon L. WEIBULL (1925: 234) an der Bucht *Skälderviken* anzusiedeln. Seine Indizien für die Gleichsetzung des *Vagus* mit der *Newa* sind jedoch schwach; es scheint sinnvoller, sich an die Quelle zu halten, die den „wellenreichen“ *Vagus* aus einem großen See im Osten *Scandzas* „wie aus einem Bauch“ kommen läßt⁶⁰⁷. Auf den Abfluß des Mälarsee träfe diese Beschreibung wesentlich besser zu.

⁶⁰² ZEUSS 1837: 505; gestützt wird diese Ansicht durch die Tatsache, daß auch solche Namen diese Endung kennen, die in keinem Zusammenhang zum Gotennamen stehen, so z. B. *Vinoviloth*.

⁶⁰³ Die verschiedenen Ansätze werden ausführlich bei WAGNER 1967: 155ff. referiert.

⁶⁰⁴ Vgl. dazu oben Seite 94ff. und Kapitel 2.3.5.

⁶⁰⁵ Den weiteren Rahmen offenbart SVENNUNG in einer andernorts (1974: 212f.) angestellten Chronologie: Die Gauten waren 7000 v. C. von Südwesten gekommen und wanderten ca. 4000 v. C. am Götaälv entlang zum Vänarsee; gegen 2700 v. C. hatten sie schließlich das Gebiet zwischen Vättersee und Ostsee vollends besiedelt.

⁶⁰⁶ So schon LÄFFLER in: FV 2.1907: 104; BUGGE in: FV 2.1907: 99; HJÄRNE in: NoB 5.1917: 53ff. MÜLLENHOFF DA II: 62 konjizierte in **Augoth* bzw. *Auigoth* und sah darin die Bewohner Ölands oder Gotlands.

Zur Ansiedlung der *Vagoth* an diesem Fluß stimmt die Nähe der *Suehans* ebenso, wie das flache Land.

Die *Ostrogothae* sind nach SVENNUNG (1967a: 88) in Östergötland zu suchen. Damit würde er auch ihrem Namen ‘Ost-Goten’ gerecht, wäre nicht unverständlich, warum diese in der Nachbarschaft westlicher Stämme genannt werden⁶⁰⁸. Die gesamte Reihenfolge der Beschreibung deutet in Wirklichkeit auf eine Orientierung in Ost-Westrichtung, vom Mälarsee nach Bohuslän. Für seine umgekehrte Anordnung findet SVENNUNG denn auch keine Bestätigung in den Quellen, sondern nur in einer recht komplizierten Vorstellung von der Zickzackfahrt des Gewährsmannes (S. 90). Die Bedeutung des letzten Namens *Ostrogothae* scheint freilich einer solchen Anordnung zu widersprechen. Doch das erstaunt nur, wenn die Namenssemantik an dieser Stelle aussagekräftig ist. Tatsächlich wird dies durch einige Indizien unwahrscheinlich.

Zwischen *Vagoth* und *Ostrogothae* nennt JORDANES die *Gauthigoth*. Dieses Namensgebilde stellt den Schlüssel zum Verständnis der *°goth*-Namen bei JORDANES-CASSIODOR.

Wie sofort zu sehen ist, erscheinen in diesem Kompositum zwei ansonsten voneinander unabhängige VN vereint⁶⁰⁹. Es wurde vermutet, *Gauthigoth* käme aus der selben Schmiede wie *Gothiscandza*⁶¹⁰. Das trifft jedoch nur zu, wenn man letzteres in *Gothi-Scandza* segmentiert – eine wenn, dann erst durch den Autor vorgenommene Interpretation⁶¹¹. Das Gebilde widerspricht allen Regeln der Wortbildung, denn im echten Kompositum wäre **Gautagot°* zu erwarten. Nun taucht jedoch bei der Wiedergabe germ. Namen mehrfach in der Kompositionsfrage ein /i/ auf, wo es nicht hinzugehören scheint⁶¹², unter anderm auch beim Vorderglied **Gaut°*⁶¹³. Letzteres ist

⁶⁰⁷ *Haec [Scandza] ergo habet ab oriente vastissimum lacum in orbis terrae gremio, unde Vagi fluvius, velut quodam ventrae generatus, in Oceanum undosus evolvitur.*

⁶⁰⁸ Die *Raumarici* und *Ragnaricii* sind nach SVENNUNG selbst 89ff. an der norw.-schwed. Grenze anzutreffen.

⁶⁰⁹ BRATE (ZfdW 12.1910: 113) sah in solcherart Komposita freilich überhaupt erst die Quelle für die Genese der zwei verschiedenen Namen *Gautar* und *Gutones*: erster Name wäre ursprünglich und sei unter Schwachton zu **gut°* reduziert worden. Später hätten sich die zwei Varianten verselbstständigt.

Doch abgesehen davon, daß als der ursprüngliche Name sich letzterer entpuppt, ist die angenommene Reduktion nichts anderes als der phonetische Ablaut des Uridg.; man müßte die Namen dazu in früheste Phasen der Grundsprache zurückverfolgen.

⁶¹⁰ MÜLLENHOFF DA II: 63f.; SVENNUNG 1967a: 66; WAGNER 1967: 157.

⁶¹¹ Siehe oben Seite 100.

⁶¹² *Theudi-gisclus*, *Thiudi-goto*, *Theude-ricus*, *Visi-gothae*, Οὐστρί-γοτθός; vgl. SVENNUNG 1967a: 65f.; ähnlich wohl zu bewerten *Ulme-rugi*, *Vese-gothi* usw.

⁶¹³ *Gaudibert*, *Gaucibert*, *Causipert* etc. neben *Gautbert*; FÖRSTEMANN PN: 614f.

aber ohne Schwierigkeit von der im dt. Raum gut belegten Namensform *Gautius*, *Causio* ableitbar, vielleicht liegt teilweise Beeinflussung durch lat. *gaudium* vor⁶¹⁴.

Ließe sich von der morphologischen Seite her womöglich noch eine Lösung finden, die an der Namenssubstanz nichts ändert, so macht die Semantik einen solchen Schritt unmöglich. Ein Kompositum zweier VN, die der Sprecher als verwandt erkennen mußte, ist mit keinem der gängigen Kompositionstypen zu erklären und auch nirgends sonst belegt⁶¹⁵.

In jedem Fall ist das Gebilde erklärungsbedürftig. Zur Deutung wurde versucht, Analogie für eine Transformation **Gautagot*^o → *Gauthigoth* verantwortlich zu machen⁶¹⁶. Radikalere Stimmen wiederum sprachen dem zweiten Bestandteil von *Gauthigoth* glossematischen Rang zu⁶¹⁷. Einige Forscher wollten schließlich *Gauthigoth* zu **Gautþióð*, **Gautþiuda* verbessern⁶¹⁸. Solche Vorstellungen übersehen aber, daß diese zentrale Stelle der *Getica* die Darstellung gotischer Urgeschichte zur Aufgabe hat; die Bildung wird deshalb – und wegen der Seitenstücke *Vagoth* und *Ostrogothae* – kaum mechanisch zustandegekommen sein; befriedigender ist die Ansicht, *Gauthigoth* sei „eine bloße zusammenschreibung, zu trennen und zu ergänzen in **Gauthi Gothi*, wobei *Gothi* als apposition und erklärungs des vorangehenden nordischen volksnamens *Gauthi* aufzufassen ist“⁶¹⁹.

Gauthigoth ist ebenso wie *Vagoth* und *Ostrogothae* vom *Getica*-Autoren interpretierend neu geschaffen worden, wobei inhaltlich sinnvolle Komplexe als Vorderglieder benutzt wurden: im Fall *Vagoth* der FlN *Vagus*, im Fall *Gauthigoth* der Name der Gauten, im Fall der *Ostrogothae* die Himmelsrichtung⁶²⁰; letztere aber nicht, weil die *Ostrogothae* die östlichen Gauten waren, sondern eher, weil sie östlich der mit ihnen zusammen genannten *Raumarici* und *Ragnaricii* siedelten. Wie von verschiedenen Forschern festgestellt, laufen hier mehrere Überlieferungsstränge zusammen, die ein gebrochenes Bild ergeben⁶²¹. Der Autor der *Getica* hatte die Aufgabe, daraus eine

⁶¹⁴ FÖRSTEMANN PN: 607, 611f.

⁶¹⁵ Eine Dvandva-Bildung wäre an dieser Stelle nicht als echtes Kompositum zu klassifizieren (vgl. BRUGMANN II.1: 58ff.; KRAHE-MEID III: 23)). Auch das bei PAULUS DIACONUS 4,25 genannte *Angli-saxones* ist natürlich kein Kompositum, sondern eine gelehrte Kunstbildung.

⁶¹⁶ SVENNUNG 1967a: 65f.; als Vorbild läßt sich in Anspruch nehmen: *Gothi-scandza*, *Visi-gothae*, der Bildungstyp lat. *agri-cola* usw. usw.

⁶¹⁷ FRIESEN, Rökstenen. Stockholm 1920: 134; WESSÉN 1924: 90.

⁶¹⁸ MÜLLENHOFF DA II: 63f.; KAUFFMANN DA II: 183⁴; SCHÜTTE FF II: 383.

⁶¹⁹ GRIENBERGER 1902: 131; ähnlich LÄFFLER in: FV 2.1907: 105.

⁶²⁰ SVENSSONS 1917: 133f. Ansatz einer anderen Bedeutung im Vorderglied *Ostro-* ist mit WAGNER 1967: 162f. abzulehnen.

⁶²¹ Vgl. WAGNER 1967: 193ff.; SVENNUNG 1967a: 4,32; HACHMANN 1970: 85ff.

Synthese zu bilden und sie für die gotische Urgeschichte nutzbar zu machen. Vorausgesetzt werden muß lediglich eine bewußte Inbeziehung-Setzung von Gauten und Goten; diese aber war allein schon wegen der durchsichtigen etymologischen Verwandtschaft beider Namen für jeden Germanen vollziehbar. Für einen Nichtgermanen wiederum nimmt die synchrone Namensübertragung keinen wesentlich anderen Rang ein, als die des Getennamens auf die Goten⁶²². Wie diese ist auch die Übertragung des Gotennamens auf die Gauten nicht singulär, sondern entspricht gängiger Praxis im lateinischen Mittelalter⁶²³. Die skandinavischen *goth*-Namen bei JORDANES können den Ursprung der Goten nicht erhellen⁶²⁴.

2.5.4.2 Gdansk, Gdynia, lit. Gudai

Die poln. ON *Gdańsk* (Danzig), *Gdynia* (Gdingen) und *Grudziądz* (Graudenz) sowie lit. *gùdas* 'Weißrusse' bzw. der Name der preuß. Gudden wurden mehrfach mit dem Namen der Goten zusammengebracht. Die Verbindung mit letzteren hatte schon PRAETORIUS vorgeschlagen⁶²⁵.

Am ausführlichsten referiert HERMANN (1941) dieses Thema, eingeleitet mit der Würdigung des vom Nationalsozialismus etablierten Namens *Gotenhafen* für *Gdynia*⁶²⁶. In breiter Form bietet der Autor Sprachliches, Historisches und Archäologisches dar, um die einstige Existenz von Goten an der Weichselmündung zu untermauern. Er steht im archäologischen Teil – vor allem durch seine Berufung auf REINERTHS Vorgeschichte⁶²⁷ – fest auf dem Boden des Skandinavien-Topos, im historischen Teil

⁶²² Ohnehin gibt die Verwendung der Namen bei CASSIODOR-JORDANES Rätsel auf; der Titel seiner Gotengeschichte heißt *De origine actibusque Getarum*. Auch im Text wird mehrfach statt der Form *Gothi* die Form *Getae* verwendet. Abgesehen von der Quellenproblematik der jeweiligen Stellen wirft sich die Frage auf, wie CASSIODOR-JORDANES diese „Namensvarianten“ ideologisch miteinander vereinbaren konnten. Dies Problem steht zweifellos in engem Zusammenhang mit der Gleichsetzung von Goten und Skythen seit OROSIUS sowie ferner der „Ansippung“ an die biblische Überlieferung von *Gog* und *Magog*. Die Behandlung dieser Frage erforderte freilich eine gesonderte Untersuchung, da sie den vorliegenden Rahmen sprengen würde. Vgl. besonders WEIBULL 1958: 12ff.; ANDERSSON 1963: 155f.; SVENNUNG 1967a: 217ff.; WAGNER 1967: 150ff.; HACHMANN 1970: 58.

⁶²³ WESSÉN 1924: 90.109; SVENNUNG 1967b: 69ff.

⁶²⁴ So auch WAGNER 1967: 171.

⁶²⁵ Bei HERMANN 1941: 210.

⁶²⁶ HERMANN 1941: 207: „Als im Verlauf dieses Krieges auch das zum Welthafen aufgedunsene kleine Fischerdorf *Gdingen* wieder in deutsche Hände fiel und seinen zungenzerbrechenden Namen mit dem verständlicheren *Gotenhafen* vertauschen mußte, wurde der Allgemeinheit zurückgerufen, daß zu Beginn der römischen Kaiserzeit die *G o t e n* an der Weichselmündung gesessen haben“.

⁶²⁷ REINERTH I-III.1940.

vertraut er auf die Auswanderungssage bei JORDANES⁶²⁸. HERMANN bestätigt die schon früher geäußerte Ansicht, wonach *Gudaĩ* = **Gutans*, *Gdańsk* = *Gothiscandza*, *Gdynia* = **Gutōni*, *Grudziądz* = *Grauting*⁶²⁹ sei.

Vor allem die Idee, in der abwertenden Benennung der Litauer für die Weißrussen, im Spottnamen *gūdas*, den VN der Goten wiederzuerkennen, fasziniert wegen der implizierten ethnohistorischen Dimension. Es scheint, als ob hierin eine ethnische Distanzbezeichnung ihre pejorative Substanz beibehalten hätte, obwohl die ethnische Substanz der Namensträger wechselte. Eine solche Namensgeschichte stellt sich neben den berühmten Parallellfall der *Volcae* : *Walchen*⁶³⁰. Von Germanisten wurde diese Theorie in aller Regel ebenso begeistert aufgenommen, wie die Gleichsetzung von *Gdańsk* mit *Gothiscandza* und die Projektion des gotischen VN *Greutungi* auf den ON *Grudziądz* etc.

Die Begeisterung wurde jedoch von Slavisten und Baltisten weniger geteilt⁶³¹. FRAENKEL (1950: 64f.) will grundsätzlich lit. *gūdas* von den poln. ON trennen; letztere schließt er an apreuß. *gudde* 'Wald, Sumpf' an, während er in ersterem nach wie vor den Gotennamen sieht. *Gdańsk* wäre nach FRAENKEL aufgrund eines Wohnernamens 'Waldleute' gebildet, dieses wiederum als Ableitung zu einem preuß. Substratwort, weil ein slav. **gŕd-* nicht vorhanden ist. Da auch ein aus dem preuß. *gudde* entlehntes slav. Appellativum nicht nachweisbar ist, müßte also der Wohnernamen übernommen worden, sein; d. h. auch für die ON geht FRAENKEL von einem fertigen Ethnikon oder Gruppennamen **gudān-* aus. VASMER allerdings widerspricht FRAENKEL in seiner Anknüpfung der poln. ON an apreuß. *gudde*, „weil ich westlich der unteren Weichsel keine Spuren der alten Preußen finden kann“⁶³². Da ohnehin FRAENKEL für *Gdańsk* etc. auf einen balt. Wohnernamen zurückgreifen muß, ist es lohnender, zuerst den balt. Beleg lit. *gūdas* 'Weißrusse' anzuschauen. Dieser ist nämlich aus dem Balt. selbst kaum zu erklären⁶³³.

Die Hauptschwierigkeit der Herleitung von lit. *gūdas* aus got. **gutan-* besteht in der Differenz der Dentale /t/ : /d/. Es wurden, um diese Inkongruenz in Deckung zu

⁶²⁸ HERMANN 1941: 227: „Die Goten sind *ohne allen Zweifel* von Skandinavien herübergekommen“ (Hervorhebung von mir).

⁶²⁹ Zu letzterem kurz zuvor schon SPECHT in: ZVS 66.1939: 224ff.

⁶³⁰ Vgl. oben Kapitel 1.3.2. Eine Stütze hierfür findet sich in der Tatsache, daß auch im Lit. selbst *gudai-* verschiedene Gruppen bezeichnen kann; vgl. JACOBSON 1929: 226; HERMANN 1941: 213ff.

⁶³¹ Übrigens hatte bereits ZEUS 1837: 673 die etymologische Anknüpfung des Namens der Gud-den an den der Goten abgelehnt.

⁶³² In: ZSLPh 22.1954: 216f.

⁶³³ Vgl. FRAENKEL LWB I: 174f.; 1950: 23. Gegen BRÜCKNER in: ASLPh 38: 51, der eine Bedeutung 'Hinterwäldler' aus apreuß. *gudde* 'Busch' rekonstruierte, außerdem HERMANN 1941: 219f.

bringen, verschiedene Lösungsvorschläge gemacht: So dachte JACOBSON (1929: 228f.) an finnische Vermittlung. Das bringt aber den geschichtlichen Hintergrund ins Wanken, da *Gudaĩ* eine Distanzbezeichnung der Litauer für ihre Südnachbarn ist. Abgesehen davon hat HERMANN (1941: 243f.) aufgezeigt, daß der finnische Stufenwechsel keinesfalls den Übergang von *t > d* erklärt. Auch FRAENKELS (LWB I: 174) Lösungsversuch mittels einer Volksetymologie nach preuß. *gudde* bringt Schwierigkeiten mit sich. HERMANN selbst (1941: 244) zieht eine volksetymologische Umdeutung nach lit. *gudras*, lett. *gudrs* ‘verschmitzt, schlau’ vor. Er denkt dabei an ein Attribut für gotische Händler, welches seinerseits den Namen beeinflusst hätte.

Alle diese Modelle sind zwar nicht unmöglich, erwecken aber dennoch hinsichtlich ihrer semantischen Brücke einen etwas provisorischen Eindruck. Es ist daher zu prüfen, welche Argumente gegen BÜGAs Ansicht sprechen, es handle sich bei lit. *gùdas* schlicht um eine Übernahme des VN vor der germanischen Lautverschiebung⁶³⁴.

JACOBSON (1929: 227) hatte in diesem Zusammenhang darauf aufmerksam gemacht, daß kein anderes germ. Lehnwort vor der LV Eingang ins Slav. oder Balt. gefunden habe. Auch HERMANN und LORENTZ lehnen BÜGAs These von vornherein ab, ohne überzeugende Gründe zu nennen⁶³⁵. JACOBSON allerdings relativiert sein Argument gleich mit dem Hinweis, daß Ethnika nicht zwangsläufig die gleiche Behandlung erfahren müssen, wie gewöhnliche Appellativa; denn „die Ἰνδοί, in der durch die Iranier umgestalteten form des namens, sind den Griechen lange vor jedem sprachlichen austausch mit ihnen bekannt geworden, und solche beispiele ließen sich häufen“. Es ist hinzuzufügen, daß man vor der LV ins Urslov. oder Urbalt. entlehnte Wörter oft gar nicht von Erbwörtern unterscheiden könnte⁶³⁶, sofern sie nicht von alten Lautgesetzen betroffene Phoneme enthalten⁶³⁷.

⁶³⁴ BÜGA 1922: 80ff., bes. 87ff.; SENN 1925: 42; KARSTEN 1928: 156; SCHWARZ 1956: 85; GÜNTERT in: WuS 10.1927: 15.

⁶³⁵ HERMANN 1941: 242: „In so früher Zeit haben die Goten vermutlich nicht neben den Preußen gegessen“. Woher wissen wir das? Gerade das ist ja zu beweisen. HERMANNs Argument gehört – man kann es nur immer wiederholen – zur altvertrauten „Technik des umgekehrten Wegs“: Das Modell konstituiert die Daten, nicht die Daten das Modell (es sei jedoch darauf verwiesen, daß HERMANN 287f. selbst seine Methode einer kritischen Sichtung unterwirft). Nach LORENTZ 1966: 247 macht die Herleitung aus dem Gotennamen „unüberwindliche lautliche Schwierigkeiten“, womit im Grunde nur die Korrelation der Dentale gemeint sein kann.

⁶³⁶ Viel leichter wäre es jedenfalls, die umgekehrte Entlehnungsrichtung, also vom Balt. oder Slav. ins Germ., auszumachen. Diesen Fall hat man u. a. bei den kelt. Lehnwörtern ins Germ., die der gleichen Schicht angehören, wie der VN *Volcae* – *Walchen* (vgl. oben Kap. 1.3.2).

⁶³⁷ Zu solchen wohl schon früh nachgrundsprachlich typisierten Lautgesetzen gehört der Svarabhakti der silbischen Resonanten, der im Balt. interessanterweise nach noch nicht genau geklärten Umständen statt regelmäßigem /ir,il,im,in/ die (fürs Germ. typischen) Ergebnisse /ur,ul,um,un/ zeitigt (STANG 1966: 34f.).

In Wirklichkeit muß weder der Umweg über eine Volksetymologie noch ein anderer Umweg gegangen werden. Ein vorurterm. **g^hud-* wäre durch urbalt. **g^hud-* substituiert worden und älteres **g^hud-* hätte balt. **gud-* ergeben⁶³⁸. Da sich die ältesten den Namen der Goten betreffenden Nachrichten auf die Gebiete südlich der Ostsee beziehen, müßte man die im 1. Jhd. anzutreffende Situation lediglich zurückprojizieren⁶³⁹. Der einzige oder zumindest hauptsächliche Grund, dies nicht zu tun, war der festverankerte Topos von der skandinavischen Herkunft der Goten. Ein vorurteilsfreier Vergleich der sprachlichen Lösungsversuche und die typologische Stütze durch zahlreiche Parallelfälle (vor allem aber *Volcae* → *Walchen*) legen es nahe, im pejorativen lit. Ethnikon *gūdas* ein älteres Ethnikon zu suchen. In diesem älteren Ethnikon den Gotennamen zu sehen und den Lautstand durch frühe Übernahme zu erklären, scheint mir – aus sprachlicher Sicht – gegenüber anderen Vorschlägen den höchsten Wahrscheinlichkeitsgrad zu enthalten. Dies gilt umso mehr, als die Beziehungen zwischen Balten und Goten nicht einseitig waren⁶⁴⁰: PTOLEMAIOS nennt 3,5,21 Γαλίνδαι in der Nähe der Γόθωνες. Der VN kehrt im spanischen Westgotenreich als PN *Galindo*, *Galindus* mehrfach wieder⁶⁴¹. Daß dieser Name in den balt. Bereich gehört, zeigt seine Nennung unter den preußischen Stämmen bei PETER VON DUSBURG im Jahr 1326⁶⁴².

Wirkliche Schwierigkeiten bieten die ON *Gdańsk* und *Gdynia*. Nachdem man sie bisher entweder mit dem Gotennamen in Zusammenhang brachte – für *Gdańsk* wurde gar Gleichsetzung mit *Gothiscandza* in Erwägung gezogen⁶⁴³ – oder aber aus dem Balt. erklärte, versucht neuerdings UDOLPH, sie aufgrund einer modifizierten Form der KRAHESchen Alteuropa-Theorie zu deuten. Aus dem Slav. selbst sind die ON jedenfalls kaum herzuleiten, da ein Etymon **gŕd°* im appellativischen Wortschatz des Slav. nicht

⁶³⁸ STANG 1966: 90.

⁶³⁹ Der Zeitraum der 1. LV sollte jedenfalls nicht allzusehr in mythische Vor-Zeiten zurückdatiert werden. Die Datierung der LV ist bisher weitgehend eine Frage der wissenschaftlichen Konvention geblieben. Ich enthalte mich hier einer Diskussion über die Datierung der LV, weil eine solche nur in einer Anhäufung von Spekulationen mündet (vgl. stattdessen die bei SCHRODT 1976: 59ff. referierten Ansätze).

⁶⁴⁰ Es sei am Rande auch auf „Lehnwortbeziehungen ... zwischen Ostgermanen und Balto slaven“ bei JUNGANDREAS 1974: 204f. hingewiesen.

⁶⁴¹ Die Belege bei FÖRSTEMANN PN: 591 („der personenname wäre dann eine erinnerung an die baltische heimat der goten“). Da es sich beim PN *Galindus* lediglich um die singularische Form des VN – bei *Galindo* zusätzlich mit individualisierendem n-Suffix (also ‘der Galinde’) – handelt, darf man eine Bewahrung der ethnischen Namenskomponente in Rechnung ziehen.

⁶⁴² Bei HERMANN 1941: 225.

⁶⁴³ Vgl. HERMANN 1941: 249ff.

nachzuweisen ist⁶⁴⁴. Wegen ihrer Verbreitung über das Gebiet hinaus, in welchem man sich gemeinhin Goten vorstellt, wird nach neuerer Auffassung ein Bezug zum Gotennamen – und im Falle *Gdańsk* zu *Gothiscandza* – unwahrscheinlich⁶⁴⁵. Das Auftreten verschiedener Namensvarianten zu *Gdańsk* und *Gdynia* wie čech. *Kdyně* und *Kdanice*, kroat. *Gdinj*, außerdem das Auftreten des Namens *Gdańsk* selbst in Weißrußland und Südostpolen machen einen Anschluß an den Gotennamen in der Tat schwer. Die Gruppe /gd/ ist im Poln. und Skr. aus /kd/ herleitbar, eine umgekehrte Erklärung für čech. /kd/ gibt es jedoch nicht⁶⁴⁶; die geographische Verteilung von anlautendem *Kd-* und *Gd-* spricht dafür, daß *Kd-* die ältere ist – vorausgesetzt, daß ein Zusammenhang zwischen den Namen existiert. Die Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhangs mit dem Namen der Goten ist damit relativ gering.

2.5.4.3 Guthalus

PLINIUS beschreibt NH 4,100 mehrere „berühmte Flüsse“, die in den Ozean münden; hierbei wird der *Guthalus* in einem Atemzug neben Weichsel, Elbe, Weser, Rhein, Ems, und Maas aufgeführt⁶⁴⁷. Die Reihenfolge der Aufzählung legt es nahe, den *Guthalus* östlich der Weichsel zu suchen; man dachte daher zuvorderst an den Pregel oder – noch weiter östlich – die Memel. Allerdings vertauscht SOLINUS, der aus PLINIUS exzerpiert, die Reihenfolge von Weichsel und *Guthalus*, so daß auch die Oder angesprochen sein könnte⁶⁴⁸. Der Flußname erinnert mit seinem Anfang *Guth(a)*^o deutlich an den Gotennamen bzw. die darin enthaltene germ. Verbalwurzel. Die geographische Lage des Flusses könnte vorsichtig mit frühen historischen Sitzen der Goten in Zusammenhang gebracht und damit eine Abhängigkeit zwischen VN und FLN

⁶⁴⁴ UDOLPH 1980: 26;

⁶⁴⁵ UDOLPH 1980: 26f. Allerdings wäre das Verbreitungsgebiet allein kein echtes Argument, da auch das Pripjat-Becken und Südostpolen von got. Herrschaftsbildung erfaßt worden sein könnten – wie es jedenfalls zur Zeit Ermanarichs der Fall gewesen sein muß. Zugegebenermaßen wäre auch dies eine Spekulation, die sich allein auf den „monarchischen“ und präimperialen Charakter des historischen Gotentums stützen müßte. Übrigens käme, wenn man mit UDOLPH *ibid.*: 27 nach wie vor eine balt. Erklärung für möglich hält, der Gotenname auf Umwegen doch wieder ins Spiel.

⁶⁴⁶ Slav. /kd/ – durch Synkope von *č* entstanden – wird im 14. Jhd. poln. /gd/; vgl. Z. STIEBER – A historical phonology of the Polish language. Heidelberg 1973: 120.

⁶⁴⁷ *Amnes clari in Oceanum defluunt: Guthalus, Visculus sive Vistla, Albis, Visurgis, Amisis, Rhenus, Mosa*. Lesarten: *Guttalus* (vgl. REICHERT WB: 415).

⁶⁴⁸ SOLINUS 20,2f.: *De internis eius partibus Alba Guthalus Viscla amnes latissimi praecipitant in Oceanum*. Nach CZARNECKI 1975: 93 haben weder PLINIUS noch SOLINUS eine Vertauschung der Namen vorgenommen, sondern vielmehr die späteren Abschreiber des PLINIUS. Bei SOLINUS fände sich demnach die ursprünglich von PLINIUS genannte Reihenfolge – eine einleuchtende, leider unbeweisbare These.

hergestellt werden⁶⁴⁹. Andererseits muß auch eine unabhängige Bildung des Namens *Guthalus* geprüft werden.

Da sich der VN *Gutones* als primäre Bildung herausgestellt hat, ist es jedenfalls unmöglich, ihn als Ableitung von *Guthalus* zu interpretieren und mit 'Guthalus-Anwohner' zu übersetzen. Formal wäre dagegen *Guthalus* als Ableitung vom Namensstamm **Gutan-* durchaus vorstellbar.

Das germ. Suffix *-la-* mitsamt seiner Derivate *-ila-*, *-ala-*, *-ula-* bildet sowohl primäre als auch sekundäre Ableitungen⁶⁵⁰. Es hat dabei im Wesentlichen drei Funktionen: in vor allem sekundärer Ableitung (1) die Deminuierung, in vor allem primärer (2) die Bildung von Nomina agentis und (3) die Bildung von Adjektiven. Letztere sind meist deverbale, die nicht deverbale Adjektiva wie ahd. *wortal*, *zungal* 'geschwätzig' zu *wort*, *zunga* sind auf fiktive Verbalbedeutungen der jeweiligen Nomina projiziert. Man kann die Adjektiva mit ^ola-Suffix daher semantisch wie genetisch neben die Nomina agentis stellen. Nomina agentis sind allerdings von einem Stammesnamen unmöglich abzuleiten. Etwas verständlicher wäre die deminutivische Funktion, indem die Wechsel als der 'große' gotische Fluß und der *Guthalus* als der benachbarte 'kleine' zu gelten hätte. Auch diese Lösung ist jedoch wenig befriedigend.

Es bleibt also die Möglichkeit, *Guthalus* entweder als Nomen agentis anzusehen, oder aber als Kompositum, oder den Namen aus einer anderen Sprache zu erklären.

Für eine kompositionale Bildung spricht der schwankende Dental. Die Schreibungen <th>, <tt> und <tth> verraten eine gewisse Unsicherheit über dessen Status, die am leichtesten durch eine seltene Konsonantengruppe erklärt werden kann. Welche Gruppe dies sein könnte, verdeutlicht der Gotenname selbst; denn dort zeigt der Dental unter dem Einfluß des Kompositums *Gut-piuda* ganz ähnliche Schreibungsvarianten⁶⁵¹. Es ist also an ein Hinterglied mit anlautendem /p/ zu denken. Dafür gibt es jedoch nur beschränkte Auswahl, z. B. die Sippe um germ. **pela-* 'Baum; Diele, Boden'⁶⁵²; dieser Anschluß bereitet aber nicht nur semantische, sondern auch formale Schwierigkeiten. Auch die Sippe um **pulēn* '(er)dulden' < 'tragen' < 'etwas erheben' hat im Germ. nur sekundäre Bildungen mit schwundstufiger Wurzel als Vertreter. Ein

⁶⁴⁹ CZARNECKI 1975: 64: „The origin of this name is similar to Suebos: as Suebos meant the 'river of the Suebi', Guthalus was 'the river of the Goths'“. Auf die unterschiedliche Wortbildung der beiden Namen geht CZARNECKI nicht ein.

⁶⁵⁰ Vgl. im Folgenden KRAHE-MEID III: 84ff.

⁶⁵¹ Vgl. oben Seite 133. Es ist auch nicht auszuschließen, daß die Bildung *Gut-piuda* selbst für die variierende Schreibung verantwortlich ist.

⁶⁵² FALK-TORP WSGS: 183,185; DE VRIES ANEW: 608, 615, 631; umstritten ist die Frage, ob die Belege verschiedenen Wurzeln zuzuordnen sind.

Kompositum – wenigsten eines, das mit /p/ anlautet – bleibt somit im Bereich der Spekulation.

Für eine ungerm. Bildung käme am ehesten das Baltische in Frage. Wie im Germ. haben auch im Balt. die l-Derivate eine wichtige Aufgabe in der Deminution, wobei der ursprünglich deminuierende Sinn verlorengehen kann. Nicht besonders häufig, aber dennoch bezeugt, sind Adjektivbildungen: lett. *dūmāls* 'braun, rauchfarbig' : *dūmi* 'Rauch'. Diese Adjektiva werden ihrerseits oft substantiviert wie in lit. *rėbalas* 'Salbe' : *rebūs* 'fett', lett. *sestāls* 'Sechstel' : *sestāis* 'sechster'⁶⁵³. Womöglich könnte *Guthalus* eine solche Ableitung vom germ. VN sein. Diese Ableitung käme jedoch mit der unverschobenen Form lit. *gūdas* in Konflikt. Man müßte sich entweder vorstellen, daß es sich (1) um eine spätere Bildung handle oder aber (2) daß eine etwaige andere Form von den Römern oder germ. Gewährsmännern durch die bezeugte ersetzt worden sei. Jedenfalls existieren balt. Gewässernamen mit *Gud*^o und l-Suffix⁶⁵⁴. Aus dem Grund bleibt eine (balt.) Ableitung vom Gotennamen ebenso wahrscheinlich, wie die Erklärung als germ. Nomen agentis.

2.5.5 Gutones – Gautar: Auswertung

Die antiken Quellen nennen die Goten zuerst auf dem Kontinent; über längere Zeit lassen sie sich im östlichen Mitteleuropa verfolgen. Von skandinavischen Goten oder Gauten hören wir in dieser Zeit nichts. Das Argument der Reichsferne hat in diesem Fall keine Zugkraft, denn schon bei PLINIUS sind in Skandinavien *Suiones* bezeugt, welche noch ferner vom imperialen Zentrum leben als die Gauten. Diese werden frühestens bei PTOLEMAIOS, sicher bei PROKOP genannt.

Es läßt sich klar zeigen, daß die Namen von Goten und Gauten als zwar etymologisch verwandte, aber lexikalisch unterschiedene Bildungen anzusehen sind. *Gutones* ist entgegen allen derartigen Versuchen nicht vom Namen der *Gautar* abzuleiten. Es ist vielmehr ein primäres Deverbativum und kann als solches nur Nomen agentis sein. *Gautar* selbst wäre als primäre Ableitung (z. B. ebenfalls als Nomen agentis) zwar vorstellbar und konnte jedenfalls so verstanden werden. Für eine solche Bildung finden sich aber keine appellativischen Seitenstücke; es gibt in der Germania überhaupt kein Nomen mit o-stufigem **gaut*^o.

Aber auch der – a priori zulässige – Versuch einer unabhängigen Erklärung von *Gutones* und *Gautar* scheitert am Bindeglied *Gaut*. Die *Gautar* lassen sich sehr wohl

⁶⁵³ Vgl. LESKIEN 1891: 478f.

⁶⁵⁴ UDOLPH 1980: 27.

aus dem GN herleiten, da der VN lediglich die Pluralform zu *Gaut* darstellt (es mangelt dafür nicht an Parallelen). *Gaut* ist jedoch der Stammgott der *Gutones*, so muß der Name seinerseits mit dem Namen der *Gutones* in Beziehung stehen: *Gaut* erklärt sich schließlich nach bekanntem Muster Nomen : Adjektiv als eine sekundäre Rückbildung aus primärem *Gutones* – ein Adjektiv, das seinerseits zum Stammvaternamen nominalisiert wurde.

Hinsichtlich der *°goth*-Namen bei JORDANES-CASSIODOR ließ sich feststellen, daß diese aufgrund der *interpretatio* des Autors um- bzw. neugebildet sind. Die Interpretation zeigt die Absicht, Gauten und Goten miteinander zu verbinden. Das bestärkt allerdings den Eindruck genetischer Verwandtschaft beider Namen miteinander.

Die früher oft zusammengestellten Namen von Danzig und Gdingen einerseits sowie die lit. Distanzbezeichnung *gùdas* 'Weißrusse' andererseits wird man heute voneinander trennen und unterschiedlich behandeln müssen. Während die ON kaum zum Gotennamen gehören, kann man umgekehrt lit. *gùdas* kaum ohne Bezug zum Gotennamen deuten. Als plausibelste Erklärung für das /d/ im Lit. bietet sich eine Übernahme vor der LV an, was wiederum eine frühe Übernahmezeit auf dem Festland zur Folge hat.

Der FIN *Guthalus* bleibt schwer zu etymologisieren. Am einfachsten wäre seine Analyse als Nomen agentis 'der Gießer'; freilich macht der nahe Siedlungsraum der Goten eine solche Interpretation schwer. Auf komplizierteren aber nicht unmöglichen Wegen käme eine Deutung z. B. aus dem Balt. 'gotischer Fluß' zustande; diese stützt sich allerdings auf einen weniger häufigen Wortbildungstyp und bietet Schwierigkeiten hinsichtlich der oben festgestellten Qualität des /d/ in *gùdas*. Man könnte als Ausweg nur noch an germ. Vermittlung denken. Letztere Lösung für den Namen *Guthalus* verbucht auch nach Hinzurechnung außersprachlicher Argumente nur die halbe Wahrscheinlichkeit für sich.

Hinsichtlich der gewonnenen Daten läßt sich vorerst mit PETRIKOVITS (1985: 121) festhalten: „Für die angebliche skandinavische Herkunft der Goten ergeben weder die Archäologie noch die Sprachwissenschaft einen sicheren Anhalt“. Da die Archäologie von dieser Auffassung schon länger abgerückt ist, sei hier die Betonung auf die Sprachwissenschaft gelegt.

2.6 Suiones-Suehans-Suetidi

2.6.1 Die historischen Nachrichten

Der wichtigste germanische Stamm Skandinaviens hatte für das römische Imperium längst nicht die historische Bedeutung, wie z. B. die Goten. Dementsprechend dünner

gesät sind die historischen Nachrichten über diesen Stamm; und doch reichen sie aus, um sich ein erstes Bild über die frühe Bedeutung der *Suiones* zu machen.

1. PLINIUS NH 4,96 berichtet von *Hillevionum gente quingentis incolente pagis*. Hinter diesem sonst unbezeugten Namen vermutet man heute in der Regel die *Suiones*.
2. Ausführliche Nachrichten über *Suionum hinc civitates* weiß TACITUS Germ. 44f. zu berichten. Er erzählt von einer bedeutenden Flotte und beschreibt die besondere Art der Schiffe. Wie bei den Goten erwähnt er eine – hier allerdings absolute – Königsherrschaft. Die meist diskutierte seiner Angaben ist die vom Waffenverschluß bei den Suionen⁶⁵⁵.
3. PTOLEMAIOS 2,11,16 nennt im Osten der Insel Σκαυδία einen Stamm namens Φαυώναι, was SCHÜTTE in *Σουιώναι verbessern wollte⁶⁵⁶. SVENNUNG dagegen sieht die Συεώνοι in den Αευώνοι, welche PTOLEMAIOS in der Mitte der Insel ansiedelt⁶⁵⁷.
4. Bei JORDANES Get. 3. erscheinen – wie zwei verschiedene Stämme aufgeführt – die für ihre Pferde berühmten *Suehans* und die *Suetidi*, welche sich durch hohen Wuchs auszeichnen.

Für die umstrittene plinianische *Hillevionum gens* wurde unabhängig durch SCHÜTTE und GRIENBERGER eine bestechende Lösung vorgeschlagen: der in 500 Gauen wohnende Stamm wurde durch eine Konjektur zu **illa Suionum gente* den taciteischen Suionen gleichgesetzt⁶⁵⁸. Bestechend ist die Lösung schon deshalb, weil sich bei TACITUS eine ganz ähnliche Formel *Suionum hinc civitates* findet⁶⁵⁹. Angesichts der Tatsache, daß PLINIUS keinen anderen skandinavischen Stamm nennt, sowie der Größe, die für diesen „Stamm“ veranschlagt wird, bleibt auch kaum eine andere Wahl⁶⁶⁰.

⁶⁵⁵ ...*enimvero neque nobilem neque ingenuum, ne libertinum quidem armis praeponere regia utilitas est.*

⁶⁵⁶ In: PBB 41.1916: 44; zustimmend HJÄRNE NoB 5.1917: 70; ablehnend WADSTEIN 1925: 195f.

⁶⁵⁷ SVENNUNG 1974: 208f.; ablehnend auch hier WADSTEIN 1925: 198f.

⁶⁵⁸ SCHÜTTE in: Salmonsens Konversationsleksikon 8.1898: 931; noch einmal FF II: 405; GRIENBERGER 1902: 152.

⁶⁵⁹ SVENSSONS 1921: 88 logisch klingender Einwand, er wüßte nicht, woher bei einem bislang unbekannten Stamm die Deixis *illa* kommen sollte, fällt gerade mit deren Wiederholung bei TACITUS; denn wenn nicht bei PLINIUS, so hätte man sich diese Frage spätestens bei TACITUS zu stellen. Unklar bleibt dennoch, auf welcher Ebene man sich das Mißverständnis bzw. die Verschreibung von **illa Suionum gente* zu *Hillevionum gente* vorzustellen hat und wer eigentlich für diese Formel verantwortlich ist.

⁶⁶⁰ SVENNUNGS 1974: 61ff. Meinung, in *quingentis incolente pagis* habe „ein Römer, der unzureichende Kenntnisse im Germanischen hatte, einen swionischen Landesnamen **femf-hundaland* = 'fünf-Hundert-Land' falsch gedeutet (...) als **femf-hunda land(a?)* = 'fünfhundert Lande' oder 'Gäue', läßt sich die Wiederholung dieses Topos der Größe bei Sueben und Semnonen entgegenhalten. Es handelt sich eben um einen Topos, der mit dem Nachweis seiner inhaltlichen Unmög-

Für die Bedeutung der taciteischen *Suiones* ist es bezeichnend, daß ihre Beschreibung den gesamten Raum der Skandinavien-Darstellung einnimmt. Auch bei TACITUS erscheint ihr Name stellvertretend für alle Skandinavien; ihr Name steht ja auch für verschiedene *civitates*. Die Darstellung bei PLINIUS wie bei TACITUS erweckt den Eindruck, als handle es sich um einen Sammelbegriff, ähnlich dem der Sueben.

Sowohl SCHÜTTES als auch SVENNUNGS Konjektur ptolemaischer Namen mit dem Ziel, darin die Suionen zu sehen, hinterlassen keine große Befriedigung. Obwohl die Lösungen nicht völlig abwegig sind, ist doch deren eine gleich auch Gegenargument zur jeweils anderen. Hier scheint sich zu einem Gutteil HIRTS Warnung vor den ptolemaischen Namen zu bewahrheiten; denn um zu einer Deutung zu kommen, muß oft genug der Primat von der philologischen Feststellung der Lesart durchbrochen werden⁶⁶¹. Eine Nennung der Suionen durch PTOLEMAIOS kann nicht bewiesen werden, wiewohl sie letztlich nicht auszuschließen ist. Eher ließe sich vorstellen, daß die teils dunklen ptolemaischen Namen eben einige jener *Suionum civitates* bezeichnen, welche wohl ihrerseits Namen getragen haben.

Bei JORDANES treten schließlich die Suionen in zwei verschiedenen Namensformen auf, die in keiner Beziehung zueinander stehen; dies hatte SVENSSON (1917: 147f.) den Anlaß gegeben, zwei verschiedene Quellen für den Scandza-Exkurs der *Getica* zu vermuten. Jedenfalls darf die Gleichsetzung von *Suetidi* mit an. *Svíþjóð* als sicher angesehen werden.

Die Beleglage reicht jedenfalls aus, den Suionen die Bedeutung, die sie im Mittelalter behaupten, schon für die Frühzeit zuzusprechen. Einen Einbruch dieser Bedeutung könnte es – wollte man nach den Quellen gehen – allenfalls in der Zeit zwischen PTOLEMAIOS und JORDANES gegeben haben. Interessanterweise fehlt der Name *Suiones* gerade dort, wo das erste Mal mehrere skandinavische Stämme – u. a. die Gauten-Γοῦται – genannt werden. Das kann zwar Zufall sein. Es könnte aber auch bedeuten, daß (1) einzelne Namen aus dem Schatten des alten Sammelbegriffs heraustreten und (2) die Γοῦται zu dieser Zeit in Konkurrenz zu den *Suiones* geraten, vielleicht gar als ein sich selbst früher den *Suionum civitates* zuordnender Stamm aus dem Verbund ausschert. Freilich hätte auch diese frühere Unterordnung unter den Suionennamen als sekundär zu gelten⁶⁶².

lichkeit (vgl. MÜLLENHOFF IV: 497) als solcher nicht widerlegt ist; vgl. Kapitel 3.3.2.1.

⁶⁶¹ In diesem Primat sind sich HIRT (1893: 129) und MUCH (bei HOOPS IV: 426) ausnahmsweise einig.

⁶⁶² In letzterem Fall wäre für die Beziehung zwischen Suionen und Gauten ein ähnliches Schwanken zu beobachten, wie zwischen Sueben und Goten (vgl. unten Kapitel 3.3.2.2 und 3.3.2.3).

GUTENBRUNNER (in: GUTENBRUNNER-JANKUHN-LAUR 1952: 92) sah schon in den plinianischen *Hilleviones* „einen Gesamtnamen für die Bewohner Skandiaviens“ und zog sogar aus seinem Verschwinden den weitreichenden Schluß „vergänglicher sind die großen Organisationen des Völkerlebens“. Was aber für den singulären Namen recht ist, darf für den gut bezeugten nur billig sein. Alles spricht dafür, daß der Name der Suionen ursprünglich ein alter Sammelbegriff skandinavischer Germanen war.

2.6.2 Der Name Suiones

Das an. *Svíar* bestätigt die taciteische Namensform; daneben stehen aschwed. *Svéar*, ae. *Swēon* (neben *Swīon*, *Swīorīce*) und die latinisierte Form des Mittelalters, *Sueones*⁶⁶³. Die Formen mit kurzem /e/ sind trotz got.-lat. *Suetidi*, *Suehans* (bei JORDANES) als sekundär zu erklären⁶⁶⁴. In *Svéar* liegt eine Hiatskontraktion vor; das Produkt wird im späteren aschwed. zu *Swæ(i)ar*. Auch ae. *Swēon* beinhaltet nicht etwa /ē₂/, sondern beruht auf der gleichen jüngerer Diphtongentwicklung wie in *Bēowulf* < *Biowulf*, *frēond* < *frīond*. Die ursprüngliche Namensform ist also **Swīan*-.

WADSTEIN (1930: 193ff.) stellt die *Suiones* zum schwed. ON *Svinnegarnsviken* im Mälargebiet. Auf diese Weise verknüpft er den Namen also etymologisch mit an. *svīna*, ahd. *swīnan* 'schwinden' usw. Offenbar rührt das -n- des swV, wie nisl. *svía* 'abnehmen' zeigt, von einem ursprünglichen Präsensstamm, sein Fehlen in *Sví-pióð* ist daher kein Hindernis. Aber *Suiones* wäre bei dieser Etymologie seiner Form nach eine primäre, also deverbale n-Ableitung. Um den Namen als sekundäre Bildung von einem fertigen ON abzuleiten, muß ein solcher erst aus dem Namen der *Suiones* isoliert werden; das aber dürfte schwer sein⁶⁶⁵.

Probleme ergeben sich auch bei der Etymologie zum idg. Wort für 'Schwein'⁶⁶⁶. Von keiner der möglichen lexikalischen Grundlagen (1) **sū*-, (2) **swīna*- und (3) **sugō*- (< **sukā*) kommt man jedoch zu einer Form **swī(j)an*. Von (2) kann der Suionennamen nicht abgeleitet sein. Eine sekundäre *jan*-Ableitung von (1) wiederum müßte **sūjan*-

⁶⁶³ Zusammenstellung bei SVENNUNG 1974: 81.

⁶⁶⁴ Bibelgot. /e₍₁₎/ wird später zu [i:] gehoben, wie das Namenmaterial zeigt. Womöglich ist diese Qualität des /ē/ verantwortlich für das <e> im Suionennamen bei JORDANES.

⁶⁶⁵ Auch SVENNUNG 1974: 89f., der WADSTEINS These im Detail ablehnt, im Prinzip aber bejaht, wird mit dieser Schwierigkeit nicht fertig. Seine zirkuläre Argumentation „für den Sinn 'Bewohner einer aufgetrockneten Stelle' passt aber vorzüglich, eine *an*-Stammbildung anzunehmen (...) sie wird gestützt durch Parallelen wie *Gut-ans* – *Gutones* zu *Gut*-“ spricht für sich selbst; vgl. dazu oben Seite 143.

⁶⁶⁶ HARDING – Språkvetenskaplige Problem 4.1941: 1ff. (bei DE VRIES ANEW: 569).

lauten, sie kommt also ebenfalls nicht in Betracht. Von (3) wird eine Ableitung unwahrscheinlich, da hier alle Belege VG zeigen⁶⁶⁷.

Die plausibelste und inzwischen allgemein anerkannte Anknüpfung an den Namen der Sueben⁶⁶⁸ und damit an die reflexive Wurzel **sue-* 'eigen, sich, selbst' haben beinahe gleichzeitig ERDMANN (1890: 97) und LAISTNER (1892: 39) vorgeschlagen – wenn auch LAISTNERS Rekonstruktion **Suehan-* < **suek₁on*⁶⁶⁹ sicher nicht richtig ist: das <h> im *Suehans* der *Getica* muß Hiatusstilger sein, sonst wäre es erst recht bei den älteren Belegen zu fordern⁶⁷⁰; außerdem sind an. *Sviar* und *Svípióð* aus ***sweh^o* nicht herleitbar. LAISTNERS konkrete Verbindung mit ahd. *gi-swīo*, *gi-swīa*, mhd. *geswige*, *geswīe* 'Verwandte(r) durch Anheirat' ist dagegen problemlos⁶⁷¹. In diesen Etyma ist das *-ī-* des Namens aus älterem *-ei-* zu erklären. Ein solche Sequenz ergibt sich bei einer *ja-* Ableitung der Wurzel **swe-*.

Die Bedeutung wird durch das Ableitungssuffix *-ja(n)-* bestimmt. Ob die Ableitung mit dem Konglutinat *-jan-* erfolgte oder ob eine *ja-* Ableitung sekundär mit *-n-* erweitert wurde: in beiden Fällen ist das Resultat eine Zugehörigkeitsbildung. Im vorliegenden Fall wird eine Segmentierung *-ja-n-* das Richtige treffen, denn *-n-* hat hier personalisierende Funktion. Eine Zugehörigkeitsableitung von **sue-* 'eigen, selbst' führt zur Bedeutung 'zum eigenen, zu sich selbst gehörig', oft übersetzt als 'die vom eigenen Volk'⁶⁷². Hier ist offensichtlich ein denotatives Vakuum, eine semantische Leerstelle zu besetzen. Der verschiedentlich eingesetzte Begriff 'Volk' ist Interpretation; daß er nicht zwangsläufig ist, ergibt sich aus dem oben genannten Verwandtschaftsterminus ahd. *giswīo*. Obwohl *Suiones* formal zu ahd. *giswīo* zu stellen ist⁶⁷³, besteht damit jedoch kein Anlaß, eine Bedeutung 'Verschwägte' auch für den VN anzunehmen. Zwar wäre diese für einen VN durchaus plausibel. Doch im konkreten Fall leitet sich der VN nicht von diesem Terminus technicus her, sondern teilt mit ihm nur seine Entstehungsgrundlage. Die Bezeichnung *giswīo* 'Verwandte durch Anheirat' erklärt sich aus einer älteren Bedeutung 'dem eigenen Familienver-

⁶⁶⁷ Vgl. FALK-TORP WSGS: 442; also fällt ein **swihonez* (bei DE VRIES ANEW: 568f.) fort.

⁶⁶⁸ Den Anschluß an den Suebennamen hatte schon ZEUSS 1837: 57.157. 514 versucht, ohne jedoch die rechte Wurzeletymologie zu finden (vgl. unten Kapitel 3.4.1).

⁶⁶⁹ Das Suffix *-k₁o-* hat es LAISTNER angetan: er versieht die Mehrzahl der VN mit diesem Suffix, das u. a. die Kontinuanten *b*, *h*, *g*, *hw*, *gw*, *w*, *o* zeigen soll.

⁶⁷⁰ Vgl. HELLQVIST in FS TEGNÉR: 238.

⁶⁷¹ Vgl. unten Fußnote 673.

⁶⁷² So z. B. übersetzt MUCH bei HOOPS IV: 430.

⁶⁷³ GÖTZE TDWB VI: 250 identifiziert die Wortbildung richtig, die Basis ist dennoch nicht **swi-ja^o*, sondern **swe-ja^o*, da das *-i-* (wie beim Suionen-Namen) durch Assimilation zustande kommt. GÖTZE bezeugt außerdem noch dial. nhd. *Geschwei*.

band zugehörig (= zugehörig gemacht)'. Die vorläufig faßbare Bedeutung des VN ist im weiteren Sinn 'die sich selbst, dem eigenen (Bereich) zugehörigen'⁶⁷⁴. Damit zeigt sich auch, daß die denotative Leerstelle von Einheiten durchaus verschiedener ethno-soziologischer Niveaus besetzt werden kann. Der kleinste gemeinsame Nenner ist dabei lediglich der Begriff 'Mensch'.

Die typischen substantivischen Vertreter der Zugehörigkeitsbildung auf *-ja-* sind per definitionem sekundäre Ableitungen. Das Grundwort ist dabei ein Konkretum, nach dem Muster **herđijaz* 'Hirte' : **herpō* 'Herde'. In diese Gruppe kann **swe-ja-* nicht gehören, denn hier liegt vielmehr ein primäres Adjektiv abstrakter Bedeutung vor. Das abstrakte **swe-ja-* wurde schließlich mit *-n-* personalisiert; in *Suiones* ist somit ein nominal verwendetes Adjektiv zu sehen, Attribut zu einem Begriff, der unausgesprochen immer mitgedacht war.

2.6.3 Auswertung

Ohne Zweifel ist eine solche – denotativ leere – Zugehörigkeitsbildung an einem Grundwort reflexiv-possessiver Bedeutung vom formal-sprachlichen Standpunkt her schwer zu beschreiben und erklären. Aus diesem Grund taten sich viele Philologen mit Namensdeutungen wie der ERDMANNs und LAISTNERS schwer⁶⁷⁵. Es zeugt jedoch von völliger Fehleinschätzung, wenn die Interpretation eines VN sich auf seine Behandlung als formal-sprachliche Entität beschränkt. Abgesehen von der Tatsache, daß auch unsere Gegenwart solche rekursiven Bildungen kennt, muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß der VN eine Entität innerhalb der Ideologie des Ethnos darstellt und nur aus dieser Ideologie heraus verständlich wird⁶⁷⁶.

An den Übersetzungsversuchen zeigt sich, daß immer wieder eine Leerstelle ausgefüllt wird, die das „Eigene“ charakterisieren soll; dafür werden Begriffe wie 'Volk', 'Verband' usw. gewählt. Tatsächlich aber sind diese Begriffe nur Provisorien, ebenso

⁶⁷⁴ Auch für diese, im Grunde nur allgemeinere, Bedeutung bleibt MUCHs 1936a: 503 Formulierung berechtigt: „Der Name schiene besonders passend für ein Grenzvolk mit nichtgermanischer Umgebung“.

⁶⁷⁵ Zweifel vor allem bei skandinavischen Forschern: WADSTEIN 1930: 193f.; KARSTEN 1936: 476; SVENNUNG 1974: 82. Weitsichtiger zeigte sich LANGENFELT 1919: 296, der den Namen *Suiones* typologisch mit der Selbstbezeichnung der Čakapura-Indianer, *Huači*, vergleicht; diese gehört zum Personalpronomen *huqya-hu*, *huače* 'wir'.

⁶⁷⁶ Auf anderem kulturgeschichtlichen Fundament wiederholt sich eine solche schizoid klingende Sprachverwendung in heutigem *Selbstverwirklichung*, *Selbstfindung*, *man selbst sein*, *sich selbst gehören* etc.; auch hier sind die neugebildeten Begriffe nur mithilfe der zugrundeliegenden individualistischen Ideologie des „Selbst“ erklärbar. Die dem VN zugrundeliegende Ideologie ist natürlich eine andere.

wie das oben gewählte '(eigener) Bereich'. Mehrfach ist schon jener VN-Typus zur Sprache gekommen, der nur im Grunde ein Appellativum für 'Mensch, Mann, Wesen' o. ä. enthält. Da der Name der *Suiones* als Adjektiv interpretiert werden kann, gehört er zu einem anderen Typus. Man könnte ihn als Ellipse beschreiben, der die Explikation 'Angehörige der zu bezeichnenden Ethnie' – also 'Wir' – hinzuzufügen wäre. Der Name selbst ist quasi eine Apposition zum 'Wir', das in der ethnozentrischen Begrifflichkeit letztendlich mit dem Inhalt 'Mensch' zusammenfällt. Der Begriff, der als Selbstverständlichkeit mitgedacht wurde, muß letztlich einen ethnozentrischen 'Menschen'-Begriff beinhaltet haben.

2.7 Nordgermanen – Ostgermanen: Versuch einer ethnohistorischen Schlußfolgerung

1. Nachdem sich der Skandinavientopos des 20. Jahrhunderts als Ideologie mit zirkulärer Eigendynamik herausgestellt hat, ergeben die entsprechenden Forschungsstandpunkte keine Argumentationsgrundlage. Es ist erneut auf das Material zurückzugreifen.
2. Nach der Prüfung der germ. Herkunftssagen läßt sich Genuinität nur für die gotische Origo bei JORDANES halten. Diese allerdings kann nicht mit BOLLNOW allein aus der antiken Tradition erklärt werden, sondern enthält mit größter Wahrscheinlichkeit einheimisch-gotische Überlieferung.
3. Für eine gewisse Hybridität der Überlieferung zeugt allerdings die Tatsache, daß der zentrale Begriff der Origo – *Scandza* – keinesfalls aus germ. Überlieferung stammen kann. Der Name *Gothiscandza* wiederum bedeutet nicht 'gotische Küste' und stützt daher aus sprachlicher Sicht nicht eine Landung der Goten an der südlichen Ostseeküste. Eine Gleichsetzung mit dem ON *Gdańsk* ist nicht haltbar.
4. Der echte germ. Name für Skandinavien muß etwas ähnliches wie 'Schadensinsel' bedeutet haben und wurde von Süden geprägt, für die schwedische Südküste verliehen und von dort ausgeweitet. Die alte finn.-lapp. Form des Namens kann nur als Entlehnung aus dem Got. erklärt werden und zeigt die Bedeutung der Goten für den Ostseeraum.
5. Die Goten „stammen“ nicht – in den Termini einer genetischen Herkunft – von den Gauten ab. Eine Namens- wie Traditionsbeziehung besteht dennoch und erweist den Gautennamen als sekundär.
6. Der Name der Goten beruht auf einem alten Appellativum mit der Bedeutung 'Mann'. Das Namenspaar Goten : Gauten und seine Tradition stehen in enger Beziehung zu **Wodanaz*. Dies und die Namenssemantik lassen es wahrscheinlich

werden, daß der Name ursprünglich einen Männerbund mit spezieller Affinität zu diesem Gott bezeichnete.

7. Einige Namen an der südlichen Ostseeküste berühren sich mit dem Gotennamen. Für lit. *Gūdas* 'Weißrusse' ist früher Kontakt (vor der LV) zwischen Balten und Goten verantwortlich, der wegen des got. PN *Galindo* wechselseitig gewesen sein muß. Dies und die Verteilung der Namen in den antiken Nachrichten vermittelt den Eindruck eines alten got. Zentrums südlich der Ostsee⁶⁷⁷.
8. Einen alten skandinavischen Namen stellen die *Suiones* 'die sich selbst zugehörigen'. Dieser Name erklärt sich als ethnozentrischer Beiname zu einem zu postulierenden Begriff 'Mensch', woraus man auf eine Benennung 'die zu den eigentlichen Menschen gehören bzw. die eigentlichen Menschen' schließen kann. *Suiones* ist kein Stammesname, sondern ein Sammelbegriff skandinavischer Germanen.
9. Für eine alte Geschichte des VN *Gautar* in Skandinavien bietet sich dagegen keine historische Evidenz. Die – allerdings sehr dünn gesäten – Quellen vermitteln am ehesten das Bild, der Name habe sich später ausgebreitet und den Sammelbegriff der *Suiones* dabei zurückgedrängt. Wenn die Quellen halbwegs zuverlässig sind, läßt sich dies sogar noch am ersten unsicheren Auftreten der Γοῦται bei PTOLEMAIOS festmachen. Dazu paßt die oben gegebene sprachliche Einordnung des Namens.
10. Daß die skandinavischen Germanen in späterer Zeit eine ganz eigene Sozialstruktur entwickelten, bezeugt die wikingische Geschichte. Das wikingische Gefolgschaftswesen hat jedoch seinen Vorläufer im Phänomen der Heruler. Die funktionalen Übereinstimmungen und die mit dem Herulernamen verbundenen Implikationen erlauben es, hier eine echte soziohistorische Rückverlängerung vorzunehmen.

Bei genauerer Betrachtung von Namen, Geschichte und Namensgeschichte wird das Bild von Skandinavien als einer *Vagina gentium* schwer erschüttert. Skandinavien weist einen alten ethnischen Kern in den Suionen auf, dessen Genese hinsichtlich Ort und Zeit im Dunkeln bleibt. Die scheinbare Filiation Gauten → Goten jedoch, die zum modernen Topos der *Vagina Germanorum* geführt hat, erweist sich als umkehrbar. Das archäologische Argument, nach der Jungsteinzeit sei keine Zuwanderung nach Skandinavien mehr verfolgbar, ist für ethnische Fragen nicht von Belang. Ein „Import“ von Ethnos muß nicht auf einem „Import“ von Population beruhen. Ethnische Zugehörigkeit kann durch Herrschaftsbildung verpflanzt werden, die sich auf einen Minifundus fremder Population stützt⁶⁷⁸. Anders argumentiert: da auch die

⁶⁷⁷ Vgl. jedoch genauer unten Seite 170.

⁶⁷⁸ Bekanntestes Beispiel aus historischer Zeit: Cortés und die Azteken. Hieran zeigt sich die (1) Geschwindigkeit, mit der die „politische“ Neuordnung vollzogen werden kann; hieran zeigt sich (2)

Zuwanderung von Population an die südliche Ostseeküste von der heutigen Archäologie nicht mehr aufrechterhalten wird, stößt man bei jeder der Herleitungen Goten ← Gauten oder Gauten ← Goten auf ähnliche Schwierigkeiten.

Andererseits ist man nicht auf die eine oder andere der beiden Möglichkeiten angewiesen: Obwohl der Name der skandinavischen Gauten von jenem der festländischen Goten abgeleitet ist, besteht allem Anschein nach zwischen Gauten und Goten eine Beziehung, die mit dem Verzeichnen von vektorähnlichen Wanderwegen auf historischen Karten keinesfalls erschöpfend beschrieben ist. Daß die Beziehungen der Goten zur Ostsee sich nicht auf eine Auswanderungslinie zwischen Südschweden und dem südlichen Ostseeraum beschränken, ergibt sich auch aus dem Namen Gotlands. Dieser kann zwar weder chronologisch – wann wurde er gebildet? – noch terminologisch – wurde er erst vom VN oder noch vom Appellativum abgeleitet? – genau eingeordnet werden⁶⁷⁹; doch ist hier immerhin ein echter, direkter Namens-Bezug zu den Goten gegeben. Noch weiter fort von der südlichen Ostsee führt die lapp. Entlehnung des Namens Skandinavien aus dem Gotischen. Der gesamte Datenkomplex läßt sich am besten erklären, wenn man von einer de- oder polyzentralen Ethnogenese ausgeht, deren bindender Faktor die Ostsee und deren Begründer eine soziale Schicht war. Für diese Kaste ist eine enge Wodan-Bindung zu postulieren. Die Quellen bezeugen eine solche Bindung zwar erst für die Völkerwanderungszeit, abseits der nördlichen Sitze; doch zeigt die gesamte Filiation des Namens **Gautaz* bis hin zum Namen der *Gautar*, daß die Wodansbindung alt sein muß. Überträgt man spätere Zustände auf die frühe Zeit, so handelt es sich um eine aristokratische, kriegerische Schicht: die Goten – seefahrende Händler, Krieger oder Händlerkrieger auf der Ostsee; Handel und kriegerische Kolonisation lassen sich für diese Zeit ebenso wenig trennen, wie fürs Mittelalter und auch noch die Neuzeit.

Zu erklären ist nun allerdings, warum die antiken Autoren für die Goten keine direkte Berührung mit dem Meer verbürgen.

auch die Verflechtung von wirtschaftlichen und Herrschaftsintentionen, die zu einer solchen radikalen Neuordnung bei hohen Kulturgegensätzen führt.

⁶⁷⁹ Für die ON mit einem VN im Vorder- und einer Bezeichnung „Land“ o. ä. im Hinterglied – also z. B. *Rogaland*, *Hjørðaland*, *Gotland*, *Borgundarhólmr* – ist m. E. zunächst von der Prämisse auszugehen, daß der VN älter sein muß als der ON, da seine Existenz Voraussetzung für die Bildung des ON ist. Durchbrochen werden kann dies Prinzip allenfalls, wenn beide Namen auf der Grundlage eines gemeinsamen Appellativums gebildet worden sind. Man sollte diese Tatsache auch bei den Wandertheorien berücksichtigen, in denen solche Toponyme oft eine entscheidende Rolle als Herkunftsbeweis spielen. Freilich reicht die oben genannte Prämisse eben sowenig hin, diese Wandertheorien umzukehren.

Mit der Ethnogenese ist nicht zwangsläufig identisch die Genese des Namens. Wenn einfach ein fertiges Appellativum für den Namen übernommen wird, so hat der den Namen konstituierende Begriff zum Zeitpunkt der Ethnogenese selbstverständlich schon eine eigene Geschichte hinter sich. In einem solchen Fall ist die funktionale und – wenn möglich – historische Schnittstelle aufzuspüren, welche diese Metamorphose des Appellativums zum sprachlichen Emblem einleitete.

Für den vorliegenden Fall der Goten zeitigt die Suche bald Erfolg. Im Gebiet südlich der Ostsee bezeugen die Autoren neben den Goten ein Gewirr von Namen mit scheinbar widersprüchlichen Angaben zu den jeweiligen Siedlungsgebieten. Die Vielfalt der vorgenommenen Lokalisierungsversuche jedes einzelnen dieser *nationes*, *civitates* und *gentes* verdeutlicht nur eines: genaue Lokalisierungen sind nicht möglich, weil hier offensichtlich das Territorialprinzip nicht greift. In den sich überlappenden Angaben der antiken Ethno- und Historiographen spiegelt sich lediglich das Prinzip der Gemengelage, das sowohl der Ethnologie als auch der Vorgeschichtsforschung höchst geläufig ist⁶⁸⁰, welche Erkenntnis aber die germanische Stammeskunde meist ignorierte.

In einer solchen Umgebung kommt es besonders leicht zur genannten Überlagerung ethnischer und sozialer Strukturen; die Ethnika konstituieren sich unverhältnismäßig häufig aus den Komponenten einer sozialen Terminologie⁶⁸¹. Und gerade in besagtem Raum trifft man mehrfach auf diese Terminologie: *Lugii* 'Eidgenossen', *Vandilii* (womögl. ähnl.), *Harii* 'die Krieger'⁶⁸², *Veneti* 'die Befreundeten, Adoptierten'⁶⁸³, usw. usw. Alle diese Namen beschreiben interethnische bzw. intersoziale Beziehungen;

⁶⁸⁰ Vgl. Kapitel 0.1.3.

⁶⁸¹ Vgl. Kapitel 0.2.1.

⁶⁸² Eindeutig germanisch ist *Harii*; die Bedeutung 'Krieger' stimmt auch völlig mit der Beschreibung ihrer Sitten bei TACITUS überein. Hinsichtlich der *Lugii* schwanken die meisten Forscher zwischen einer germ. und (wegen air. *luige* 'Eid') einer kelt. Etymologie, um der semantischen Interferenz mit 'lügnerisch' zu entgehen (so MUCH 1967: 478f.; vgl. auch SCHWARZ 1967: 29f.; WAGNER in: ZcPh 34.1975: 87ff.; AHLQVIST in: BBS 26.1974: 143ff.; KRAHES 1936: 572 Deutung aus dem Illyrischen ist überholt). Wegen einerseits ahd. *urliugi* u. a. 'Krieg' und andererseits got. *liuga* 'Ehe' (swV. *liugan* 'heiraten') muß jedoch gar nicht aufs Kelt. ausgewichen werden; 'Lügner' ist got. *liugnja*. Die *Lugii* können sehr wohl germ. als die 'durch Eid Verbundenen (Krieger?)' erklärt werden; m. E. sind die verschiedenen Bedeutungen 'heiraten', 'lügen' usw. nicht in zwei Etyma zu trennen, sondern durch eine Beziehung des Typs 'Eid' : 'Meineid' miteinander zu verbinden. Air. *luige* 'Eid' ist somit kein Grund, aufs Kelt. auszuweichen, sondern stützt nur das Alter dieser weiteren Bedeutung.

CZARNECKI 1975: 77 argumentiert dagegen „Germanic people would have had strange names, such as 'liars', 'companions', 'married people'“; „strange“ daran wäre aber nur die erste Bedeutung, zu den weiteren vgl. den Namen der Veneter (oben Kapitel 1.2.3). CZARNECKI 1975: 75f. selbst (unter Berufung auf frühere Ansätze) deutet den Namen aus dem Slav. und erklärt ihn mit 'Tiefenlandbewohner'.

das Beziehungsgeflecht wird auch durch die antiken Nachrichten – vor allem bei TACITUS – zum Ausdruck gebracht. Das Bild der nach Osten offenen und ethnisch „unscharfen“ Germanengrenze⁶⁸⁴ bekommt so mehr Licht.

Es ist sehr gut möglich, daß der Name der Goten – als ursprünglich soziozentrischer Begriff – in einer solchen Gemengelage seine Metamorphose zum ethnozentrischen Namen erfuhr; zwangsläufig ist das jedoch nicht. Zumindest aber war das Land an der südlichen Ostsee – Treffpunkt mehrerer wichtiger Handelswege – einer der Schwerpunkte dieser polyzentralen Ethnogenese und wohl auch der Namensmetamorphose. Die antiken Nachrichten sind somit wohl belastbarer, als von der Forschung gemeinhin angenommen. Die antike Lokalisierung abseits der Küste ist dabei zwei Faktoren zuzuschreiben: (1) dem (sachlich unadäquaten) Versuch einer territorialen Festsetzung für jeden Namen, (2) der tatsächlich einsetzenden Südbewegung des gotischen Herrschafts- und Traditions-kerns.

Gegen CZARNECKI ist einzuwenden, daß die *Lugii* (wie auch die *Harii*) in den Quellen ethnisch ebenso eindeutig als Sueben-Germanen gelten, wie die Namen ihrer Untergruppen sprachlich germanisch sind. Zudem steht der Lugier-Name in enger Beziehung zu jenem der Wandalen (vgl. SCHMIDT I: 354ff.), wird von manchen sogar als Synonym angesehen (z. B. SCHWARZ 1956: 64; anders STECHE 1937: 98).

⁶⁸³ Vgl. Kapitel 1.2.2f.

⁶⁸⁴ Vgl. Kapitel 1.4.

3 SUEBEN UND GERMANEN

3.1 Germanenbegriff und Germanenname in der antiken Literatur

„Der Germanenbegriff hat seinen innersten Jahresring im antiken Sprachgebrauch. Man wird sein merkwürdiges Wachsen nicht verstehen, wenn man nur die äußeren betrachtet.“ (TIMPE 1986: 40)

3.1.1 Die Belege

Der Germanenname wird heute in der Regel mit einer festen, verbindlichen Grundsubstanz assoziiert. Die neuzeitliche Forschung deckt damit eine begriffliche Entität ab, der die einzelnen Disziplinen noch fachspezifische Konnotationen beifügen⁶⁸⁵. Eine solche Identität von Germanenname und Germanenbegriff ist aber nicht ursprünglich, und der Prozeß des Zusammenwachsens beider ist bis heute recht dunkel geblieben. Einige antike Quellen beleuchten schlaglichtartig diesen Prozeß, ohne jedoch wirklich Klarheit zu schaffen:

1. In den kapitolinischen Triumphalfasten wird anlässlich des Sieges über die Gallier 222 v. C. *De Galleis Insubribus German[eis]* gedacht. Die Triumphlisten sind allerdings nur in einer restaurierten Fassung aus augusteischer Zeit erhalten.
2. Die nächste Nennung des mitteleuropäischen Germanennamens findet sich in einem POSEIDONIOS-Zitat bei ATHENAIOS. Darin wird die germanische Sitte erwähnt, das Fleisch gliedweise gebraten zu essen und den Wein und die Milch ungemischt zu trinken⁶⁸⁶. Die Echtheit des Germanennamens an dieser Stelle ist umstritten.
3. Erst bei CAESAR werden die mitteleuropäischen Germanen mit Sicherheit begrifflich faßbar. Er widmet ihnen eine eigene Ethnographie, den sogenannten Germanenexkurs⁶⁸⁷. Im gesamten BG kennt CAESAR zwei variierende Verwendungsformen des Germanennamens: in die eine Kategorie faßt er alle nichtgallischen Rechtsrheiner, in die andere, enger gefaßte dagegen zählen seine sogenannten *Cisrhenani Germani*.
4. LIVIUS 21,38 erwähnt im Zusammenhang mit Hannibals Alpenüberquerung *semigermanae gentes*, welche die Gegend um den *Poeninus mons* bewohnen.
5. STRABO vermeldet keine wesentlich neuen Nachrichten zum Phänomen Germanen; interessant ist jedoch seine eigene Etymologie für den Germanenamen: er vergleicht ihn mit lat. *germanus* und folgert daraus Γερμανοὶ γνήσιοι Γαλάται.

⁶⁸⁵ Vgl. besonders WENSKUS 1986: 1ff.

⁶⁸⁶ ATHENAIOS Fr. 4,153e: Γερμανοὶ δέ, ὡς ἱστορεῖ Ποσειδώνιος ἐν τῇ τριακοστῇ, ἄριστον προσφέρονται κρέα μεληδὸν ὠπτημένα. καὶ ἐπιπίνουσι γάλα καὶ τὸν οἶνον ἄκρατον.

⁶⁸⁷ CAESAR DBG 6,21-28.

6. PLINIUS nennt eine Untergliederung der Germanen in 5 Hauptstämme (*genera quinque*): *Vandili*, *Ingvaeones*, *Istvaeones*, *Hermiones* und *Peucini-Basternae*. Er scheint außerdem Germanen in Spanien zu kennen.
7. Ein Name 'Germanen' ist auch bezeugt in Ligurien, Illyricum, Kleinasien und Iran. Der früheste Beleg für den Germanennamen sind die iranischen Γερμάνιοι des HERODOT.
8. TACITUS ist durch seine Monographie *De origine et situ Germanorum* noch wichtiger als CAESAR. Die wichtigsten Informationen, die TACITUS zu bieten hat, betreffen (1) den Germanennamen, den er *recens et nuper additum* sowie *inventum nomen* nennt; und (2) die germanische Origo, die er in Form eines mythologischen Stammbaums darstellt⁶⁸⁸. Auch er kennt eine Unterteilung der Germanen ähnlich der des PLINIUS.
9. In der Spätantike ist der Name Germanen nicht mehr in seinem ursprünglichen – frühkaiserzeitlichen – Sinn verstanden worden. Er wird vielmehr als Gegensatz vor allem zu den Goten gewertet. Aus diesem Grund sind mehrfach Franken und Alamannen mit der Erklärung versehen, sie hätten einst Germanen geheißen⁶⁸⁹.

3.1.2 Diskussion der Belege

3.1.2.1 Die Germanen der Triumphalfasten und die *semigermanae gentes* bei Livius

Die Erwähnung von Germanen auf den Triumphalfasten galt lange Zeit als ein Beleg für die Existenz von Alpengermanen⁶⁹⁰. Die Triumphalfasten wurden aufgrund des Sieges über die gallischen Insubrer bei Clastidium 222 v. C. erstellt, jedoch im Jahr 12 v. C. überarbeitet. Nach Ansicht der meisten Forscher ist bei dieser Gelegenheit auf der Inschrift ein anderer Name – wahrscheinlich **Gaisateis* – durch *German*[eis] ersetzt worden, sei es, um einen Sieg mehr über die Germanen verzeichnen zu können⁶⁹¹, sei es, weil der Name der Germanen als Reichsfeinde nun geläufiger war, denn jener der

⁶⁸⁸ Zur Origo siehe unten Kapitel 4.

⁶⁸⁹ Z. B.: SHA Quadr. tyr. 13,3 ...*Alamannos, qui tunc adhuc Germani dicebantur*; in dieser Quelle taucht eine ähnliche Verwendung mehrmals auf.

⁶⁹⁰ Das Alpengermanen-Problem selbst soll an dieser Stelle nicht diskutiert werden. Zwischen zurückhaltender und offener Ablehnung schwanken die Stellungnahmen bei MOMMSEN *Römische Geschichte* 6I: 553; MÜLLENHOFF DA I: 195f.; BIRT 1917: 37; FEIST 1927: 7f.; JACOBSON 1929: 222f.; HEUBERGER 1938: 60ff.; SCHMIDT I: 41; STECHE 1942: 28ff.; MILTNER in: *Klio* 36.1944: 102; STÄHELIN 21931: 29f.; SCHWARZ 1956: 45f.; STICHTENOTH 1959: 22ff.; SCHMEJA 1968: 70. Bejahend dagegen ZEUS 1837: 225ff.; MUCH 1925: 18ff.; KOSSINNA 1932: 19f.; ARNTZ 1944: 61ff.; etwas vorsichtiger GUTENBRUNNER 1939: 41ff.

⁶⁹¹ HIRSCHFELD 1898: 367f.

Gaesaten, sei es aus einem anderen Grund⁶⁹². Da der damalige Herrscher Augustus Octavian aus der Familie des Siegers von Clastidium, M. Claudius Marcellus, stammte, war die Möglichkeit gegeben, durch eine Retusche den Ruhm des Herrscherhauses zu mehren. Man darf heute davon ausgehen, daß der Germanenname auf den Triumphalfasten seine Existenz einer solchen Retusche verdankt⁶⁹³.

In den Problemkreis der Alpengermanen gehören auch die *semigermanae gentes*. Die „halbgermanischen Stämme“⁶⁹⁴ des LIVIUS sind nicht wesentlich anders zu bewerten, als seine *Taurini semigalli* im selben Kapitel⁶⁹⁵. Es handelt sich hierbei um eine klassifikatorische Unsicherheit, welche die Antike zuerst durch Annahme von Völkermischungen zu lösen versuchte, im Prinzip also derselbe Vorgang, mit welchem die Griechen alle unbekannten Nordvölker als *Κελτοσκούθαι* bezeichneten⁶⁹⁶. LIVIUS neigte dazu, solche Klassifikationen unkritisch und ohne eigene Reflexionen in sein Werk einzuarbeiten. Übrigens zeigt sich an dieser Stelle womöglich eine frühkaiserzeitliche Auffassung der Alpen als Trennscheide zwischen Germanien und Italien, die mit der Rheingrenze konkurriert⁶⁹⁷.

Die historische Retrospektive, aus der heraus LIVIUS schreibt, ist die gleiche, unter der auch die Triumphalfasten erneuert wurden. Man wird also LIVIUS mit seinen *semigermanae gentes* eine *interpretatio* unterstellen dürfen, deren *semi-* wiederum in Analogie zu den *Taurini semigalli* steht. Es lassen sich folgende rezeptionsgeschichtliche Querbeziehungen aufspüren⁶⁹⁸: Die Gaesaten werden bei DIODOR Galater genannt, mit welchem Namen derselbe Autor auch Germanen von Kelten unterscheidet. PROPERTIUS hält die Gaesaten für Germanen, und POLYBIOS wiederum läßt sie aus der

⁶⁹² WALSER 1956: 38⁸ und 89² spricht geradewegs von einer Fälschung; ähnlich STÄHELIN 1948: 33f.

⁶⁹³ In einem Vorgriff muß MUCHs Theorie von den Alpengermanen noch unter anderem Aspekt kommentiert werden: wie sich unten zeigen wird, ist MUCH der Auffassung, daß der Germanenname von einem kleinen einzelnen Stamm spät auf die Gesamtheit der Germanen übertragen worden war. Diese Namensübertragung wurde bekanntlich von den Germanen selbst nicht übernommen. Es fiel nie besonders auf, daß MUCH, wenn er bereits fürs 3. vorchristliche Jahrhundert oder gar früher einen Namen *Germani* als *Sammelbegriff* für alpine Gruppen ansetzte und diese ethnisch mit den späteren Germanen identifizierte, sich in eklatantem Widerspruch zu seiner eigenen These von der Ausbreitung des Germanennamens befand. Dieser Widerspruch stellt sich schließlich (1936b: 531) auch bei der Erklärung des Namens der *Cisrhenani Germani* ein.

⁶⁹⁴ Vor allem MUCH wollte darin die Gaesaten wiedererkennen, die er als Germanen ansah. Gegen MUCH ist allerdings mit überzeugenden Argumenten Stellung genommen worden: vgl. FRAHM 1930: 192; HEUBERGER 1938: 6off.

⁶⁹⁵ HIRSCHFELD 1898: 367³.

⁶⁹⁶ Weitere Beispiele zu diesem Vorgang bei NEUMANN 1986: 109.

⁶⁹⁷ Vgl. PLINIUS NH 3,132: *namque et centum milia excedunt* [die Alpen] *aliquando, ubi Germaniam ab Italia summovent*.

⁶⁹⁸ Vgl. SCHMEJA 1968: 42.

Gegend der livianischen *Semigermanae* kommen. Diese topische Gleichsetzung resultiert wohl aus dem historischen Faktum, daß die Söldner der Kelten in späterer Zeit meist germanischer Herkunft waren. Daß der Name der Γαισῆται keltisch ist⁶⁹⁹, hat dagegen noch nichts zu bedeuten; denn es handelt sich hierbei nicht um einen selbst verliehenen VN, sondern um einen Terminus technicus, der von den keltischen Kriegsherren geprägt wurde⁷⁰⁰.

3.1.2.2 Die Oretani Germani bei Plinius

In den Handbüchern stößt man immer wieder auf „oretanische Germanen“ in Spanien, welche dem PLINIUS (NH 3,25) angelastet werden. Das Zitat hat sich inzwischen verselbständigt, und viele Autoren lassen, da jede philologische Entität einer ethnischen gleichgesetzt wird, nur drei Alternativen gelten: entweder (1) es liegt eine zufällige Namensgleichheit vor, (2) ein Stammessplitter der rheinischen Germanen ist nach Spanien ausgewandert oder aber (3) es handelt sich um eine germanische Garnison in römischen Diensten. Die nicht enden wollende Diskussion beruht zum guten Teil darauf, daß der Name nie im Zusammenhang, sondern meist isoliert und irreführend als *Germani Oretani* zitiert wurde⁷⁰¹.

In Wirklichkeit liegt der Fall ganz anders. Von „oretanischen Germanen“ ist bei PLINIUS keineswegs die Rede. Betrachtet man die Stelle im Kontext, so löst sich das Problem dieser iberischen Germanen auf recht einfache Weise. PLINIUS nennt in einer sonst simplen Aufzählung von Stammesnamen *Mentesani, qui et Oretani, Mentesani, qui et Bastuli, Oretani, qui et Germani cognominantur*. Die Tatsache, daß hier die Simplität der Aufzählung durchbrochen wird, offenbart an sich schon eine gewisse Schwierigkeit bei der Zuordnung dieser Namen. Die Widersprüchlichkeit der Zuordnung verdeutlicht diese vollends:

<i>Mentesani</i>	=	<i>Oretani</i>
<i>Mentesani</i>	=	<i>Bastuli</i>
<i>Oretani</i>	=	<i>Germani</i>

⁶⁹⁹ So MUCH 1925: 20; vgl. OROSIUS 4,13,15 zum Gaesatennamen, *quod nomen non gentis, sed mercenariorum Gallorum est*; vgl. auch POLYBIOS 2,22,7.

⁷⁰⁰ So auch DE VRIES 1960: 57ff.

⁷⁰¹ Bedenklich stimmt es, wenn selbst ein so umsichtiger Philologe wie NORDEN (1920: 391) formuliert: „Ein keltischer Stamm, der an der gewaltigen Expansion der Kelten über die Pyrenäenhalbinsel teilnahm und hier in das Iberertum aufging, trug denselben Namen wie der Stamm *Germani* den wir aus CAESAR kennen. Darin liegt ein wichtiges Zeugnis für das hohe Alter des Namens.“ Auch NORDEN spricht in der Folge (S. 393) von „oretanischen Germanen“ und ordnet diese eben als Teilstamm den Oretanern unter.

Mit dieser Konstellation stellt sich die Frage, ob die Gleichsetzung *Oretani* = *Mentesani* so einfach hinzunehmen ist. Bei den *Mentesani* und *Oretani* handelt es sich um die Bewohner der Städte *Mentesa* bzw. *Oretum*. Der Name *Oretani* hat jedoch ganz offenbar einen zusätzlichen Geltungsbereich, unter den wohl die Bewohner des Umlandes zu subsummieren sind. Unklar sind dagegen die beiden anderen mitbetroffenen Namen *Bastuli* vs. *Germani*. Die *Bastuli* erscheinen an anderen Stellen der NH⁷⁰², während die *Germani* singular sind.

Nun ist einmal mehr zu bedenken, daß eine ethnische Gruppe bei ihren Namensgebungen – sowohl Fremdbenennungen wie auch Selbstbenennungen – keine wissenschaftliche Klassifikation mit klarer 1:1-Konvention betreibt. In der oben genannten PLINIUS-Stelle zeigt sich eine widersprüchliche Namenszuordnung, eine Art Namensstreit, bei dem die *Mentesani* den Anspruch auf den Namen der *Oretani* erheben. Die „eigentlichen“ *Oretani* – sicher die Bewohner der Stadt *Oretum* – reagieren darauf, indem sie dieses „eigentlich“ betonen. Ihre Erklärung, sie seien die „echten“ Oretaner, lautet auf lat. *Oretani germani*⁷⁰³. Ob sich in der Widerpart-Benennung der Mentesaner als *Bastuli* eine Verwandtschaft zum etwaigen Namensinhalt der *Basternae-Bastarni* ausmachen läßt, sei dahingestellt⁷⁰⁴. Diese Deutung der *Oretani germani* ist zudem auch ethnotypologisch die treffendste; daß es keine Alternative dazu gibt, wird bekräftigt durch den Status von *germanus* nicht als *nomen*, sondern als *cognomen*⁷⁰⁵.

⁷⁰² NH 3,8: *oram eam in universum originis Poenorum existimavit M. Agrippa; ab Ana autem Atlantico oceano obversa Bastulorum Tudulorumque est*. NH 3,19: *Prima in ora Bastuli, post eos quo dicitur ordine intus recedentes Mentesani, Oretani et ad Tagum Carpetani...*

Unsicherheit hinsichtlich der geographischen Fakten zeigt sich z. B. auch NH 3,9: *Baetis in Tarraconensis oppido non, ut aliqui dixere, Mentesa oppido, sed Tugiensi exoriens saltu...*

⁷⁰³ Vgl. zu diesem Phänomen WENSKUS 1961: 259; einen Schritt in die richtige Richtung geht MUCH 1920: 36f., zögert jedoch schließlich wegen der gleichlautenden Endung *-ānī* der verschiedenen Namen! Gegen dies Argument spricht sich mit gutem Grund ROSENFELD 1961: 261 aus.

⁷⁰⁴ Die alte Deutung 'die Vermischten bzw. die Bastarde' wurde von SPERBER bei WARTBURG FEW I: 276f. mit dem Hinweis abgelehnt, afr. *bast* 'Kebsehe' sei seinerseits von einem germ. **bansti* 'Scheune' entlehnt. Vgl. neuerdings dazu KNOBLOCH 1984: 57ff.

⁷⁰⁵ Es verwundert, daß nicht mehr Forscher BREMERS 1904: 5 kühle Skepsis gegenüber den „oretanischen Germanen“ geteilt haben. Am deutlichsten sprachen sich für die Gleichung *germānus* = *cognomen* = Adjektiv bisher BIRT 1917: 63ff. und HARTMANN 1918: 4¹ aus. Auch KOTHE 1979: 244 betont die Bedeutung des *cognomen*, um später freilich zu einem ganz anderen Schluß zu kommen; bei ROSENFELD 1961: 261f. reüssieren die *Mentesani* zum Oberbegriff über die anderen Stämme. Das zugrundeliegende *Mentesa* stellt er zu bask. *mendi* 'Berg', *Oretum* dagegen zur idg. Wurzel **er-* 'sich erheben' wie in gr. ὄρος 'Berg' (vgl. lat. *orior*), also ebenfalls 'Bergsiedlung'. Das Ganze wird dadurch abgerundet, daß ROSENFELD (ibid.) auch den Namen *Germani* in dieses Bedeutungsfeld hineinstellt. Zu den spanischen Germanen vgl. ferner BICKEL 1934: 19; DE VRIES 1960: 55.

In gleicher Weise ist auch das Ὠρητον γερμανῶν bei PTOLEMAIOS 2,6,58 zu betrachten. Die Attribuierung entspricht jener der Ἰλλυρίων Ἑνετοί, die auf diese Weise den Ἑνετοί οἱ ἐν τῇ Ἀδρίῃ gegenübergestellt werden⁷⁰⁶. Das Γερμανῶν sieht vordergründig aus wie der Genetiv eines VN: PTOLEMAIOS faßt in Analogie zu den nördlichen Barbaren das *cognomen* als *nomen* *Γερμανοί auf⁷⁰⁷. Da PTOLEMAIOS nach eigenen Aussagen (1,19) außer den Messungen des MARINOS vor allem Itinerarien, verschiedene Karten, Händlerberichte usw. benutzte⁷⁰⁸, gehen seine Nachrichten kaum auf PLINIUS zurück; beide verwenden für die *Oretani germani* wohl vielmehr die gleiche Quelle. Und vor allem für ersteren, der im östlichen Alexandria tätig war, lag die Gleichsetzung mit den berüchtigten Γερμανοί nahe.

3.1.2.3 Germanen im Illyricum, Ligurien, Kleinasien und Iran?

Zur Deutung des Germanennamens wurden auch andere, gleichlautende Namen in Ligurien, Illyricum, Kleinasien und dem Iran herangezogen⁷⁰⁹. In letzter Zeit hat besonders SCHMEJA versucht, die Germanennamen zwar polyphyletisch, aber nach einem monogenetischen Prinzip auf der Grundlage von KRAHES alteuropäischer Hydronomie zu erklären. Die größte Schwierigkeit seiner These liegt darin, daß er auch Namen außerhalb des Geltungsbereiches der alteuropäischen Hydronomie zu deuten hat⁷¹⁰.

Als frühestes Zeugnis für Germanen sind die schon seit HERODOT (1,125) bezeugten iranischen Γερμάνιοι angesehen worden⁷¹¹. Ihr Name lebt fort in der Provinz *Kirmān*, älter *Carmania* um den Ort *Carmana*⁷¹². In der Namensüberlieferung fällt die doppelte Vertretung des Anlauts ins Auge. Die doppelte Qualität des Gutturals sollte durch makedonischen oder arabischen Einfluß bzw. Volksetymologie erklärt werden⁷¹³. Sie ist

⁷⁰⁶ Siehe oben Kap. 1.2.1.

⁷⁰⁷ Vgl. BIRT 1917: 64¹. Auf eine solche Umkehrung der wirklichen Ableitungsverhältnisse trifft man auch auf den Münzen, wo Ἰερὰ Γέρμη (PTOLEMAIOS 5,2,11) als ἱερὰ συνκλητος Γερμανῶν erscheint; vgl. HENNING 1913: 225.

⁷⁰⁸ Zu den Quellen im einzelnen siehe DKP IV: 1232.

⁷⁰⁹ Hierzu vor allem HENNING 1913: 225ff.; MUCH 1920: 38ff.; STEINHAUSER 1956: 81ff.; SCHMEJA 1968: 50f. 53ff.; KOTHE 1979: 275ff.

⁷¹⁰ Der von PISANI 1949: 72ff. und SCHMEJA 1968: 50f. postulierte Zusammenhang des Germanennamens mit den jeweiligen Namen auf *Or*^o (*Oretani*, *Oriates*, *Ori*) ist kaum zu halten. Die „*Germani Oretani*“ entfallen jedenfalls, wie oben S. 175ff. gezeigt, für diese Gruppe völlig (vgl. auch ROSENFELD 1961: 261f.). Ausführliche Argumentation zugunsten unabhängiger Entstehung findet sich bei STEINHAUSER 1956: 99ff.

⁷¹¹ NECKEL 1929: 30ff.

⁷¹² STEINHAUSER 1956: 90f.

⁷¹³ PAUL 1932: 114f.; darauf SCHNETZ 1934: 215ff.; STEINHAUSER 1956: 95ff.

in jedem Fall schwierig und wiegt umso schwerer, als schon frühe Belege <K> auch für den VN kennen⁷¹⁴. Auch eine Loslösung des Namens Γερμάνιοι vom ON *Kirmān* ist nicht angeraten.

Für all diese Namen ist mit NORDEN (1918: 98) zu betonen: „Wortkongruenzen, scheinbar so sichere Wegzeichen, erweisen sich nur zu oft als Irrlichter, die in den Sumpf locken (...) lautliche Übereinstimmungen von Völkernamen unter sich oder mit Appellativen sind (...) nur da bedeutsam, wo sie anderweitig überlieferte oder sicher erschlossene ethnische Zusammenhänge bestätigen“. Die Zusammenhänge weisen aber gutenteils in eine andere Richtung; so für die mysischen Γερμῆνοί, die zum ON Ἰερὰ Γέρμη gehören⁷¹⁵.

Man muß sich also die Möglichkeit zur Polygenese des Namens offenhalten, denn eine Lösung wie im Fall der spanischen *Germani* kann natürlich nur dort zutreffen, wo das Latein Verkehrssprache ist. Eine Lösung, die von heißen Quellen o. ä. ausgeht, muß sich auf solche Sprachregionen beschränken, die idg. *ǵ^hermo- zu *germo- entwickelten. Von einem alteuropäischen Flußnamen *Germa kann der Name wiederum nur dort abgeleitet sein, wo ein solcher FlN existiert⁷¹⁶. Eine polygenetische Erklärung der verschiedenen Germanennamen ist somit von vorneherein unumgänglich.

3.1.2.4 Die Germanen des Poseidonios

Die Γερμανοί des ATHENAIOS, die dieser dem POSEIDONIOS entnommen haben will, gelten weithin als der erste Beleg des Germanennamens in der antiken Literatur. Die Bewertung dieser Stelle ist von großer Tragweite für die Auffassung von der Geschichte

⁷¹⁴ So schon POLYBIOS im 2. Jhd. v. C.; die Belege bei PAUL 1932: 111. Nach HERODOTS Γερμάνιοι setzen (bei guter Belegsituation!) Formen mit anlautendem G- erst mit PLINIUS NH 37,39 wieder ein. Es wäre also zu überlegen, ob die G-Formen nicht aus einer Kontamination, gewissermaßen einer Verwechslung, mit dem Namen der PLINIUS schon bekannten Germanen entspringen. Lediglich die HERODOT-Überlieferung wäre danach zu überprüfen.

⁷¹⁵ Dies beschreibt PTOLEMAIOS 5,4,5 ganz eindeutig als 'Warmbad' – Γέρμα ἢ θέρμα κολωνία. Es ist unsicher, ob die iranischen Γερμάνιοι ebenso zu deuten sind. MARCO POLO (bei HENNING 1913: 226) berichtet in seiner Reisebeschreibung, die Ebene von Kirmān sei übersät mit heißen Quellen, welche zu Heilzwecken benutzt würden. STEINHAUSER 1956: 95ff. sieht dementsprechend *Garmānā 'Land der warmen Quellen' als ursprünglich und die Formen auf K- als volksetymologische Umgestaltungen an. Γερμάνιοι wäre folglich der Bewohnername.

⁷¹⁶ SCHMEJA 1968: 51 ist doch gezwungen, seine Ansicht durch die Vermischung mit einer Migrationsthese zu relativieren: „die persischen Germanier des HERODOT könnten einer jener idg. Stämme gewesen sein, die in grauer Vorzeit den Iran kolonisierten“. Von weiteren Möglichkeiten wie der bei KOTHE 1979 (Hunde-Bezeichnung) möchte ich ganz absehen.

des Germanennamens. Wenn der Beleg bei ATHENAIOS wirklich dem POSEIDONIOS zuzuschreiben ist, so muß man die Kenntnis des Namens schon lange vor dem Gallischen Krieg ansetzen, andernfalls ist CAESAR nicht nur der erste Germanenethnograph, sondern auch der früheste gesicherte Namenszeuge.

POSEIDONIOS ist seinerseits Urheber einiger – wiederum indirekt bezeugter⁷¹⁷ – Bemerkungen über die Kimbern; *a priori* liegt daher der Verdacht nahe, ATHENAIOS habe einer vergleichbaren Stelle den zu seiner Zeit wohlvertrauten Oberbegriff ‘Germanen’ als Selbstverständlichkeit eingefügt⁷¹⁸. Bestärkt wird dieser Verdacht dadurch, daß eine solche Vorgehensweise dem ATHENAIOS durchaus geläufig war⁷¹⁹. Vor allem NORDEN (1920: 67ff.) hat dennoch große Mühe darauf verwandt, den Germanennamen als ursprünglich zu erweisen⁷²⁰.

NORDEN hat vorab freilich selbst darauf hingewiesen, daß der Name Γερμανοί so gar nicht im konkreten Text des POSEIDONIOS gestanden haben konnte, denn „bei ihm, der die Worte inmitten einer bestimmten Ethnographie schrieb, blieb das Subjekt natürlich unbezeichnet; Athenaios mußte es einsetzen, um das Zitat in den von ihm beabsichtigten Zusammenhang einzupassen“ (S. 72f.). Der von ATHENAIOS beabsichtigte Zusammenhang war eine Gegenüberstellung germanischer und indischer Essensgewohnheiten. Trotz einer solchen einsichtigen Manipulation des ATHENAIOS mußte laut NORDEN – wenn nicht der Name, so doch der Begriff – „Germanen“ dem POSEIDONIOS entnommen sein, denn der andere Fall „wäre keine stilistische, sondern eine sachliche Änderung gewesen“ (S. 67).

Damit nicht genug – NORDEN (S. 74ff.) glaubt, konkretere Indizien für eine Unvereinbarkeit der poseidonischen Germanen und Kimbern ausmachen zu können⁷²¹. Er sieht einen krassen Widerspruch in den Trinksitten beider Völker: die poseidonischen Germanen trinken nämlich den Wein ungemischt, was nicht auf die Kimbern

⁷¹⁷ PLUTARCH Mar. 11

⁷¹⁸ Dieser Verdacht wurde schon früh geäußert: bereits SEPP – Die Wanderung der Cimbern und Teutonen, Diss. Würzburg 1882: 36ff. und SCHÜHLEIN – Studien zu Posidonius, Freising 1886: 38ff. dachten an eine Ersetzung durch ATHENAIOS (beide bei NORDEN 1920: 72¹). SCHEPPIG (ibid.) erkannte in den besagten Γερμανοί die plinianischen *Oretani* wieder; zu diesen siehe aber Seite 175. Auch MÜLLENHOFF DA II: 153ff. und in der Folge HIRSCHFELD 1898: 362 lehnten die Ursprünglichkeit des Germanennamens an dieser Stelle ab.

⁷¹⁹ Vgl. MÜLLENHOFF DA II: 307f.; NORDEN 1920: 72. BIRTs 1917: 32 anderslautende Meinung wird durch NORDEN entkräftet.

⁷²⁰ Vor allem seiner Autorität und weniger den verwendeten Argumenten ist es zu verdanken, daß auch heute die poseidonischen Germanen weitgehend akzeptiert werden.

⁷²¹ Eine von MÜLLENHOFF an dieser Stelle angenommene Schwierigkeit – der scheinbare Widerspruch zwischen kimbrischen und germanischen Essgewohnheiten – wird von NORDEN bereits als gegenstandslos erkannt.

übertragbar sein soll. Die „schauerliche Schilderung ihrer Wohnsitze (...), die jeden Gedanken an Rebenkultur ausschließen“, spreche gegen die Kenntnis des Weins bei den Kimbern. Auch an importierten Wein sei nicht zu denken, denn die Kimbern pflegen ja laut POSEIDONIOS keinen Kontakt mit anderen Völkern. Außerdem berichten CASSIUS DIO und FLORUS, daß letztere den Wein erst in Venetien kennengelernt hätten und sein ungewohnter, im Übermaß betriebener Genuß sogar einer der Gründe für ihren Untergang war⁷²². Für die rheinischen Germanen dagegen läßt sich der Weinbau aus späteren Quellen belegen. Damit ist für NORDEN bewiesen, daß die beiden Beschreibungen nicht auf ein und dasselbe Volk zutreffen können.

Nun ist der Genuß ungemischten Weins nach Art der Γερμανοί nicht gerade ein Inbegriff klassischer Gepflogenheiten, denn in Griechenland oder Rom trank man den Wein nur verdünnt, und das Gegenteil galt als barbarisch⁷²³. Die Hervorhebung einer solchen Unsitte in DIOS μέθη κατακορεῖς bringt zum Ausdruck, daß das betroffene Volk den „richtigen“ Umgang mit Wein nicht gewohnt war (παρὰ τὸ ἔθος), stellt also genau den Bezug zu den Nachrichten bei DIO und FLORUS her. Geradeso sind auch – mit POSEIDONIOS' Worten – die Ambronen vor Aqua Sextiae „ausgelassen infolge des ungemischten Weins“⁷²⁴. Die Beschreibung der „germanischen“ Trinkgewohnheiten bei POSEIDONIOS kann also durchaus auf die Kimbern und Teutonen in Gallien oder Italien zutreffen.

NORDEN (S. 69f.) bereitet seine Argumentation vor, indem er auf die Ähnlichkeit verweist, die den Topos von der Unvermischtheit der Kimbern mit dem taciteischen Unvermischtheitstopos der Germanen allgemein verknüpft⁷²⁵. Davon leitet er schließlich die Frage ab: „Hat denn Poseidonios die Zugehörigkeit der Kimbern und ihrer Bundesgenossen zu den Germanen bereits erkannt?“ Genau hier liegt der Knackpunkt: NORDEN setzt an dieser Stelle Germanen-Namen und Germanen-Begriff gleich. So sehr das seit CAESAR für die frühe Kaiserzeit richtig sein mag, so wenig gilt es für POSEIDONIOS. Für ihn waren die Κίμβροι Kelten, wenn auch Kelten ganz besonderer Art⁷²⁶; da die Kimbern teils als versprengter Teil der Kimmerier angesehen wurden⁷²⁷,

⁷²² FLORUS 1,38,13; DIO, Fragment aus 27,94,2: καὶ τῷ οἴνῳ τῇ τε μέθῃ κατακορεῖς παρὰ τὸ ἔθος ἐρίγνοντο.

⁷²³ DKP V: 1359ff.

⁷²⁴ Bei PLUTARCH Mar. 19.: διακεχυμένοι πρὸς τὸν ἄκρατον.

⁷²⁵ NORDEN vermutet, daß hier die pseudohippokratische Klimazonentheorie Einfluß genommen hat. TACITUS meint freilich „echte“, biologische Unvermischtheit: vgl. LUND 1982: 300ff.

⁷²⁶ Es ist mit MÜLLENHOFF DA II: 161f. sicher richtig, daß POSEIDONIOS die Kimbern allgemein nicht sicher zuordnen und keinen Unterschied zwischen Kelten und Kimbern feststellen konnte. Ähnliches wurde auch von JACOBY FGH II C: 169ff.; WALSER 1956: 42 vertreten.

⁷²⁷ PLUTARCH Marius 11,11; DIODOR 5,32,4; STRABO 7,2,2.

käme allenfalls Κελτοσχύθαι oder Κιμμέριοι als Oberbegriff noch in Frage⁷²⁸. Germanen-Name und Germanen-Begriff waren für POSEIDONIOS – wenn überhaupt schon existent – noch nicht „synchronisiert“⁷²⁹. Die Frage ist also schlecht gestellt, genauer wäre: Hat POSEIDONIOS den Germanennamen schon auf die Kimbern angewandt? – und das ist, wie gesagt, zu verneinen.

ATHENAIOS dagegen wußte es „besser“. Die Ersetzung des Kimbernnamens durch den Oberbegriff ‘Germanen’ wäre für ihn im 2. Jhd. tatsächlich keine sachliche, sondern nur eine stilistische Änderung gewesen: immerhin hatten bis zu seiner Zeit schon mehrere Autoren die Kimbern als *Germani* beschrieben, während POSEIDONIOS selbst die Kimbern für Kelten oder Keltoskythen hielt. Die späteren Kimbernethnographen waren sämtlich direkt oder indirekt von POSEIDONIOS abhängig⁷³⁰, was sie nicht hinderte, den neuen Germanenbegriff auf die Kimbern zu übertragen⁷³¹. Plastischer wird dieser Zusammenhang angesichts der berechtigten Frage, ob im Unvermischtheits- und Abgeschiedenheitstopos der taciteischen Germanen nicht der poseidonische Kimbern-Begriff wiederkehre⁷³². ATHENAIOS wollte die Eßgewohnheiten der bekanntermaßen germanischen Kimbern mit denen der Inder vergleichen; angesichts der Dimensionsunterschiede zwischen den Begriffen Kimbern und Inder lag es auch für ihn nahe, Κίμβροι generalisierend durch den Oberbegriff Γερμανοί zu ersetzen⁷³³.

Es läßt sich abschließend hinzufügen, daß ATHENAIOS’ Germanenzitat aus dem 30. Buch des POSEIDONIOS schöpft, also jenem, aus dem auch die Kimbernethnographie

⁷²⁸ Vgl. TIMPE 1986: 39.

⁷²⁹ In Wirklichkeit ist auch die Frage, „wann der Germanenname zuerst in der Literatur begegnet“, nicht zwingend eine „ethnologische“, wie NORDEN will. Zuvorderst sind Germanenname und Germanenbegriff getrennt zu betrachten, wie dies neuerdings besonders deutlich DOBESCH 1983: 77ff. tut.

⁷³⁰ MALITZ 1983: 199.

⁷³¹ Gegen BIRTs Bedenken, ATHENAIOS verwende den Namen Γερμανοί sonst nicht, läßt sich einwenden, daß *Cimbri* = *Germani* seit CAESAR eine besonders beliebte Gleichung der antiken Literatur ist; vgl. die entsprechenden Belege bei REICHERT WB: 218ff. Hierher gehört schon CICEROS Phil. 11,14 berühmtes Wortspiel *Germanum Cimper occidit*.

⁷³² Um NORDENS (s. o.) Formulierung umzukehren; außerdem LUND 1986: 61ff.

⁷³³ Hierzu TIMPE 1986: 37ff. COLLINDER 1944: 20f. spricht die prinzipielle Problematik mit folgender Analogie an: „no doubt it would be quite correct to refer to the *Encyclopaedia Britannica* concerning the customs of the Thailanders, notwithstanding the fact that in the *E. B.* these people are called Siamese.“

stammt⁷³⁴. Folglich spricht alles dafür, daß ATHENAIOS an dieser Stelle den Namen ‘Kimbern’ durch den Begriff ‘Germanen’ ausgetauscht hat.

3.1.2.5 Caesar und die Germanen

Die ethnischen Unterschiede zwischen den Nordvölkern zu entdecken und zu beschreiben, war nicht POSEIDONIOS berufen, sondern CAESAR, „der sich Poseidonios so überlegen fühlte, daß er ihn nicht einmal einer Erwähnung für würdig gehalten hat“⁷³⁵.

In der Definition des Germanenbegriffs und noch mehr für die Verwendungsweise des Germanennamens spielt CAESAR die zentrale Rolle. In Opposition zur früheren Ethnographie, die den Bewohnern des Nordens nur graduelle Unterschiede hinsichtlich ihrer Blondheit, Wildheit und Körpergröße zugestand, stellt er nun Gallier und Germanen in den jeweiligen Exkursen⁷³⁶ als völlige Gegensätze dar. Ihren geographischen Niederschlag findet diese Dichotomie in der Rheingrenze. Eine solche merkwürdige Übereinstimmung von ethnographischer und strategisch-geographischer Grenze, die in deutlichem Widerspruch zu sonstigen Autoren – auch zu Angaben bei CAESAR selbst⁷³⁷ – steht, hat schon frühzeitig Mißtrauen gegenüber dem schriftstellenden Imperator aufkommen lassen. CAESAR plazierte den Germanenexkurs genau an der Stelle, an der er das Scheitern der Eroberung Germaniens zugeben mußte; der Mißerfolg hatte die Konstituierung der Rheingrenze zur Folge. Es drängt sich daher der Verdacht auf, daß CAESAR mithilfe des Exkurses lediglich von diesem Fehlschlag ablenken wollte⁷³⁸. Auf der anderen Seite ist CAESAR jedoch der erste Ethnograph, der seinen Gegenstand – Land *und* Leute – direkt in Augenschein genommen hatte, und

⁷³⁴ Vgl. MALITZ 1983: 172, 200f., 204; NORDEN 1920: 102ff.; um dennoch eine inhaltliche Beziehung zur Keltenethnographie im 23. Buch herzustellen, scheint selbst NORDEN das Weinargument auf zu schwachen Füßen zu stehen, denn er verweist (ibid.) auf „die Bodenforschung der letzten Jahrzehnte“, welche gezeigt habe, daß „die keltischen Völkerschaften am rechten Rheinufer (...) nunmehr in den gewaltigen Strudel der Kimbernüberflutung hineingezogen worden sind, und daß im Zusammenhange damit Verschiebungen germanischer Stämme erfolgten“. Ein Kommentar erübrigt sich wohl.

⁷³⁵ MALITZ 1983: 205

⁷³⁶ Gallierexkurs BG 6,11-20; Germanenexkurs BG 6,21-28; letzterer wurde partiell schon durch die Suebenskizze BG 4,1-3 vorweggenommen: vgl. unten Kapitel 3.3.2.1.

⁷³⁷ CAESAR kennt sowohl linksrheinische Germanen (s. u.) als auch rechtsrheinische Kelten (BG 6,24).

⁷³⁸ BG 6,9,1 – vor dem Exkurs – heißt es: *Caesar duabus de causis Rhenum transire constituit*; BG 6,29,1 – also im Gefolge des Germanenexkurses – dagegen: *Caesar ... constituit non progredi longius*; einen Satz später wird die Rheingrenze festgeschrieben. Zur Deutung vgl. NORDEN 1920: 92; WALSER 1956: 86ff.; KLINGNER 1965: 90ff. Neuerdings werden CAESARS Motive für den Einschub allerdings wieder weiter gefaßt: vgl. ZEITLER 1986: 42ff.

der sich – gezwungenermaßen – intensiver mit der Eigenart dieses Gegenstandes auseinanderzusetzen hatte.

Auffälligerweise führt CAESAR den Begriff Germanen bei seiner ersten Nennung nicht als etwas Fremdes ein, sondern erwähnt ihn von Anfang an wie etwas Bekanntes: gleich im ersten Kapitel (BG 1,1,3) wird die Tapferkeit der Belger, einen Satz darauf die der Helvetier mit der Nachbarschaft der Germanen begründet. Das „Germanenmotiv“ bleibt auch weiter der allgegenwärtige Hintergrund, vor dem sich der Gallische Krieg abspielt⁷³⁹. BG 1,31,10f. wird jedoch bei der Nennung des *Ariovistus rex Germanorum* der grundlegende Unterschied zwischen Gallien und Germanien, Galliern und Germanen bekanntgegeben⁷⁴⁰. Erstmals wird so der Germanenbegriff eingeführt und dem bereits mehrfach gefallen Namen *Germani* zugeordnet, wie es bei einer ersten Nennung des Namens zu erwarten gewesen wäre. Umso mehr erstaunt es, daß der Name zu Beginn so unvermittelt auftaucht.

Nun kennt CAESAR zudem nicht nur einen, sondern zwei verschiedene Germanenbegriffe. Er unterscheidet zwischen Germanen generell und einer Gruppe links des Rheins. Der zweite Begriff wird folgendermaßen vorgestellt: BG 2,3ff. erfährt CAESAR von den Remern, daß sich die Belger sowie *Germanosque, qui cis Rhenum incolant*⁷⁴¹, verbündet hätten. Die meisten Belger übrigens stammten von den Germanen ab und seien in der Vorzeit über den Rhein gekommen; daher auch hätten sie seinerzeit als einzige den Kimbern und Teutonen standgehalten. Dann werden die Stammeskontingente aufgezählt, unter anderem jene von *Condrusos, Eburones, Caeroces, Caemanos, qui uno nomine Germani appellantur*⁷⁴². Wäre nicht bis hierher der Germanenname schon mehrfach gefallen, so würde man darin eine repräsentative Einführung von Name und Begriff 'Germanen' sehen. Dies ist für die transrhenanischen Germanen aber bereits geschehen; außerdem wurden auch die Cisrhenaner erst kurz vorher angeführt. An dieser Stelle kollidieren die zwei Germanenbegriffe CAESARS

⁷³⁹ Vgl. NORDEN 1920: 362f.; WALSER 1956: 45; man könnte im Übrigen eher von einem „Suebenmotiv“ statt von einem Germanenmotiv sprechen, vgl. Kapitel 3.3.2.1; PESCHEL 1978b: 279ff.

⁷⁴⁰ *...neque enim conferendum esse Gallicum cum Germanorum agro, neque hanc consuetudinem victus cum illa comparandam.*

⁷⁴¹ BG 2,3,4; vgl. dagegen BG 1,28,4: *Germani qui trans Rhenum incolunt*. Diese *Cisrhenani Germani* sind ein bleibendes Sujet der Forschung. Zur eingehenderen Behandlung des Themas vgl. MÜLLENHOFF DA II: 196ff.; NORDEN 1920: 379ff.; GUTENBRUNNER 1932: 150ff.; GUTENBRUNNER 1936: 350ff.; SCHWARZ 1956: 135ff.; WALSER 1956: 37ff.; WENSKUS 1961: 218ff.; HACHMANN-KOSSACK-KUHN 1962 passim; MUCH 1967: 62f.; BIRKHAN 1970: 181ff.; JUNGANDREAS 1981: 1ff.; NEUMANN 1986: 107ff.; PETRIKOVITS 1986: 88ff.

⁷⁴² Daß diese Stämme *sich selbst Germani* nannten, wie KOTHE 1979: 253 will, ist der CAESAR-Stelle nicht zu entnehmen, sondern lediglich – neutraler –, daß sie so hießen, so genannt wurden. Zweifelnd auch NEUMANN 1986: 108.

massiv: während die Belger von den Germanen abstammen und – deshalb – über den Rhein gekommen sind, verlautet nichts dergleichen über die *Cisrhenani Germani*. Das fällt auf, ist doch das Überqueren des Rheins eine Hauptbeschäftigung der transrhenanischen Germanen⁷⁴³. Es fragt sich, ob CAESAR eine solche Abstammung und – deshalb – transrhenanische Herkunft schon aufgrund des identischen Namens unterstellt⁷⁴⁴ oder ob ihn gar diese Fragestellung überhaupt nicht interessiert. Es handelt sich bei der Unterscheidung auf den ersten Blick nicht lediglich um eine engere und eine weitere Verwendung desselben Begriffs. Vielmehr scheinen die Begriffe exklusiv zu sein: so gehören die von Kimbern und Teutonen abstammenden *Aduatuci* nicht zu den *Germani Cisrhenani*, obwohl sie mitten unter diesen leben⁷⁴⁵. Kimbern und Teutonen jedoch verkörpern ihrerseits bei CAESAR den Germanenbegriff schlechthin⁷⁴⁶. Es wird auf der anderen Seite auch nicht ganz klar, in welcher Beziehung Belger und Cisrhenaner zueinander stehen. Zwar wohnen die *Cisrhenani* inmitten belgischer Stämme, dennoch sind sie nicht nur eine belgische Teilgruppe⁷⁴⁷.

Man darf CAESARS zwei Germanenbegriffe nicht isoliert sehen, sondern muß entgegenhalten, daß seine *Commentarii* auch den Namen *Galli* auf zweierlei Art verwenden: Da stehen die *Galli* einmal als gleichberechtigte Ethnie neben *Aquitani* und *Belgae* – was die ältere Forschung im allgemeinen verkannt hat⁷⁴⁸ –, und das andere Mal als Oberbegriff für alle drei Gruppen zusammen. Es ist unschwer zu erkennen, welcher Gebrauch des Namens primär und welcher sekundär ist. Primär muß die engere Verwendung sein, da sich alle drei Gruppen in Sprache, Tradition und Recht

⁷⁴³ Vgl. z. B. BG 1,31,4-11-16; 1,33,3; 1,37,3; 1,43,9; 1,44,2; 4,4,6; 4,6,3; 4,14,5; 4,16,1; 5,27,8; 5,41,3; 5,55,2; 6,41,1; 6,42,3 usw.

⁷⁴⁴ Vgl. Fußnote 741.

⁷⁴⁵ Man kann nicht mit HACHMANN 1962: 10 die *Aduatuci* nur deshalb den *Cisrhenani Germani* zurechnen, weil sie von Kimbern und Teutonen abstammen. Das ordnet sie allenfalls den *Transrhenani* zu.

⁷⁴⁶ Als Inbegriff unbesiegbarer und doch besiegtger Germanen führt er sie in seiner Rede vor Vesontio an: BG 1,40. Auch schon vorher BG 1,33,4 werden Ariovists Germanen mit den Kimbern und Teutonen verglichen.

⁷⁴⁷ BG 2,3,4 *reliquos omnes Belgas ... Germanosque* und 6,2,3 *Nervios, Atuatucos, Menapios adiunctis Cisrhenanibus omnibus Germanis* agieren sie jeweils als unabhängige Gruppe; vgl. wieder PETRIKOVITS 1986: 88f. Hier scheint eine weitere Beobachtung wichtig: während die belgische Tapferkeit in BG 2,4 aus deren germanischer Abstammung resultiert, erklärt sie sich in BG 1,1,3 (wo das Gleiche auch über die Helvetier gesagt wird) aus der ständigen kriegerischen Erfahrung mit den Germanen. Offensichtlich liegen beiden Stellen unterschiedliche Einschätzungen und damit unterschiedliche Überlieferungen zugrunde. In ersterer scheint die topisch vorgeprägte Ausgangshaltung des Eroberers CAESAR durch, während in zweiter belgischer „Originalton“ anklingt.

⁷⁴⁸ Eine frühe Uminterpretation zeigt bereits PTOLEMAIOS 2,7,1, wenn er in deutlicher Anspielung auf CAESAR Gallien in vier *Provinzen*, nämlich die aquitanische, lugdunensische, belgische und narbonensische teilt. Dies ist natürlich spätere historische Realität.

voneinander unterscheiden⁷⁴⁹. Sekundär dagegen ist der Sammelbegriff; er umfaßt alle genannten – und womöglich noch einige mehr – Gruppen als Bewohner der *Gallia omnis*, welcher Begriff jedenfalls aus CAESARS politisch-militärischen Erwägungen resultiert⁷⁵⁰. Wie der erweiterte Gallier-Begriff aus der Gleichung *Galli qui Galliam incolunt* resultiert, so der transrhenanische Germanenbegriff aus *Germani qui Germaniam incolunt*. Für *Germania* aber gilt *qua non Gallia (provincia)*. Während der cisrhenanische Germanenbegriff bei CAESAR merkwürdig unscharf bleibt⁷⁵¹, erfährt der transrhenanische dagegen eine deutliche Abgrenzung. Fraglos liegt in einer solchen Behandlung ethnischer Begriffe ein wichtiger Aspekt für das Verständnis von Germanennamen und Germanenbegriff bei CAESAR; fraglich allerdings, ob diese Perspektive ausreicht.

Der Befund aus BG ist durchaus mehrdeutig; während CAESAR von Anbeginn an den Namen *Germani* wie selbstverständlich verwendet, gibt er – ganz abgesehen vom großen Exkurs in BG 6,21ff. – dennoch an späterer Stelle zweimal eine Einführung des Begriffs. Außerdem ist die Panik des römischen Heeres vor Vesontio und die anschließende Rede des CAESAR nur dadurch erklärbar, daß noch gar kein Begriff des Feindes existierte⁷⁵². Ein solcher wurde erst vor Vesontio durch die Informationen der *Galli ac mercatores* vermittelt. Nun liegen die *Commentarii* in einer literarisch umgestalteten Form vor, deren Grundlage die für den Senat bestimmten Feldzugsberichte waren⁷⁵³. Man kann also nicht ausschließen, daß der Germanenname ursprünglich erst in BG 1,31 erschien und im Einleitungskapitel nachträglich eingefügt ist. Unwahrscheinlich wird das aber angesichts der Tatsache, daß CICERO in Rom den Namen *Germani* bereits 56 v. verwendet⁷⁵⁴, ohne freilich eine richtige Einordnung des Begriffs zu finden: denn CICERO zählt Kimbern und Teutonen noch zu den Galliern,

⁷⁴⁹ BG 1,1,2 *Gallia est omnis divisa in partes tres ... hi omnes in lingua institutis, legibus inter se differunt*. CAESAR nennt die *Belgae* nur dort *Galli*, wo sie als Teil seines Annexionsplanes *Gallia omnis* in Erscheinung treten; wo jedoch Sitten usw. beschrieben werden – wo also ethnographisches Interesse ins Spiel kommt –, da stehen sie den Galliern begrifflich autonom gegenüber, vgl. z. B. BG 2,6,2 *Gallorum eadem atque Belgarum oppugnatio est haec...*

⁷⁵⁰ WALSER 1956 passim.

⁷⁵¹ Genauer hierzu PETRIKOVITS 1986: 88ff.

⁷⁵² Vgl. BG 1,39ff.; interessanterweise waren es besonders die mehr oder weniger direkt von Rom nach Gallien gekommenen Militärtribunen, Präfekten und andere *qui ex urbe amicitiae causa Caesarem secuti*, die von der Panik zuerst erfaßt wurden. Auch das läßt darauf schließen, daß der hier entgegretende Germanenbegriff nicht bereits aus Rom mitgebracht wurde. Aus CAESARS Rede ist womöglich zu schließen, daß die „Verbegrifflichung“ des Namens Germanen an dieser Stelle geschah, und daß das Kimbern- und Teutonenerlebnis eine wesentliche Mittlerrolle dabei spielte.

⁷⁵³ NORDEN 1920: 84ff.

⁷⁵⁴ Pro Balbo 14,32; ROTH 1856: 158 hatte wegen der parallelen Nennung von Helvetiern und Insubrern eine Konjekture zu **Cenomani* vorgeschlagen; später ebenso HIRSCHFELD 1898: 368³.

„ohne damit im Senat Anstoß zu erregen“⁷⁵⁵. In Rom existierte also bereits der Germanenname, er hatte aber noch keinen konsistenten Begriff an seiner Seite. Die beiden Einführungen bei CAESAR BG 1,31 und 2,4,10 gelten offenbar dem Begriff, nicht dem Namen Germanen. Der Germanenexkurs dagegen ist – wie noch gezeigt werden soll⁷⁵⁶ – etwas anders zu bewerten.

Hinsichtlich der linksrheinischen Germanen darf man die Ansicht teilen, daß *Cisrhenanus* nur ein Attribut für jene *Germani* ist, die nicht in der *Germania* leben⁷⁵⁷. Ethnische Identität wird von CAESAR vorausgesetzt, denn er verwendet den Namen *Germani* zuerst für Ariovists Rechtsrheiner. Doch sind ethnographische Aspekte eben nicht die einzigen in seiner Darstellung, daher die Differenzierung. Die Loslösung der *Aduatuci* wiederum bezieht sich nicht auf die Klasse der *Germani*, sondern auf jene der *Cisrhenani*. Der Grund ist darin zu suchen, daß sie als einziger der angeblich vom rechten Rheinufer kommenden Stämme noch namentlich aufführbare Reminiszenzen besitzen: sie stammen von den unbestreitbar rechtsrheinischen *Cimbri* ab. CAESARS Cisrhenaner entpuppen sich damit nicht als wirklich selbständiger Germanenbegriff, sondern als eine Modifikation des bereits vorhandenen. Beschränkte man die Entwicklung von Germanenname und Germanenbegriff auf CAESAR, so wäre gerade das Gegenteil der landläufigen Meinung zu konstatieren, nämlich die Übertragung des rechtsrheinischen Gesamtnamens auf eine linksrheinische Gruppe.

3.1.2.6 Tacitus und der Namensatz

Fraglos die wichtigste Antwort auf die Frage nach dem Germanennamen gibt TACITUS. In c. 2 seiner *Germania* findet sich der berühmte Namensatz, „die wahrscheinlich am meisten umstrittene Textstelle der lateinischen Literatur überhaupt“⁷⁵⁸. Trotz der Unmenge an Interpretationen ist bis heute kein einheitlicher Standpunkt erzielt worden⁷⁵⁹. Es geht folglich nicht an, ein weitschweifiges Referat auch nur der

⁷⁵⁵ DOBESCH 1983: 84.

⁷⁵⁶ Kapitel 3.3.2.1.

⁷⁵⁷ NEUMANN 1986: 109.

⁷⁵⁸ LUND 1982: 305; geprägt wurde der Begriff „Namensatz“ von NORDEN 1920: 312. Literaturübersicht zur Forschungsgeschichte bei COLLINDER 1944: 33ff.; KOTHE 1979: 242ff.; LUND 1982: 305³⁷, 306³⁸; SEYER bei KRÜGER 1988: 55⁴³.

⁷⁵⁹ Wie sinnlos heute der Gedanke an eine unwiderrufliche Klärung des Problems ist, zeigen zwei ungefähr gleichzeitige Reaktionen auf J. SCHMIDTS 1969: 269ff. Vorschlag *a victore* als *a victo*, *re* 'vom Besiegten, tatsächlich' zu lesen. Während BIRKHAN 1970: 225⁴³¹ diese Antwort für so endgültig hält, daß er auf einen eigenen Beitrag zu dieser – auch für ihn zentralen – Frage verzichtet, registriert KRAFT 1970: 50 „kaum mehr als ein Kuriosum“.

wichtigsten Ansätze zu liefern, vielmehr sollen nur die zentralen Probleme des Namenssatzes knapp erörtert werden⁷⁶⁰.

Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus est, Tuistonem deum terra editum. Ei filium Mannum, originem gentis conditoremque, Manno tris filios assignant, e quorum nominibus proximi Oceano Ingaevones, medii Herminones, ceteri Istaevones vocentur. Quidam, ut in licentia vetustatis, pluris deo ortos plurisque gentis appellationes, Marsos Gambrivios Suebos Vandilios affirmant, eaque vera et antiqua nomina. Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint. Ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur.

Der Text läßt sich in zwei Teile untergliedern: 1. eine germanische Ethnogenie, die ihre – wie man sagen könnte – Überlieferungsklammer aus den *carminibus antiquis* bezieht, und 2. den sogenannten Namensatz, der mit *quidam ... affirmant* belegt wird.

Der „eigentliche“ Namensatz beginnt mit *ceterum Germaniae vocabulum*; darin steht nun ganz grob gefaßt folgendes: (1) der Name Germaniens ist jung; (2) zuerst wurden die *Germani* genannt, welche als erste den Rhein überschritten und die Gallier verjagten; (3) ebendiese heißen jetzt *Tungri*⁷⁶¹; (4) der [vorher ungebräuchliche] Name hat sich auf die eine oder andere Weise durchgesetzt. Die Teile (1)-(3) sind in ihrer Grundsubstanz klar. Schwierigkeiten bereiten dagegen die in (4) enthaltenen Sequenzen (4a) *a victore*, (4b) *ob metum*, (4c) *invento nomine*. Darüber hinaus ist es unklar, welche Bedeutung dem Unterschied *nationis nomen, non gentis* zukommt. Die Begründung für das *Germaniae vocabulum* als *recens et nuper additum* wird durch die Konjunktion *quoniam* eingeleitet; das bedeutet, daß die Punkte (2) und (3) von TACITUS als allgemein bekannt vorausgesetzt werden durften⁷⁶². Mit *ita* fängt aber eine neue syntaktische Einheit an. Man könnte die beiden Teile also dahingehend voneinander lösen, daß im ersten auf Bekanntes referiert wird⁷⁶³, während der zweite Neues zum behandelten Phänomen liefert.

⁷⁶⁰ Insgesamt zählte LEUE 1928 „neun Rätsel der berühmtesten Germaniastelle“.

⁷⁶¹ GUDEMAN 1899: 30 streicht allerdings *ac nunc Tungri* als „Glossem eines alten Lesers, der sein vermeintlich besseres Wissen an den Mann bringen wollte“, aus dem Text. Dieser Eingriff hat keine breitere Anerkennung gefunden.

⁷⁶² Die Konjunktion *quoniam* entspricht an dieser Stelle wohl unserem ‘weil ja; da bekanntermaßen’.

⁷⁶³ Welcher Art dies Bekannte ist, sei dahingestellt; NORDEN 1920: 377f. sieht darin eine livianische Kritik an CAESAR BG 2,4,1 *plerosque Belgas esse ortos a Germanis Rhenumque antiquitatis traductos ... ibi consedissee Gallosque ... expulisse*. Während MELIN 1963: 145 darauf verweist, daß auch anderswo in der Germania Polemik gegen CAESAR vorliegen dürfte, meint KRAFT 1970: 372: „die angebliche Polemik gegen Caesar kann man nur als an den Haaren herbeigezogen bezeichnen“.

Wie NORDEN (1920: 335ff.) festgestellt hat, weist besonders der letzte Abschnitt des Namensatzes eine strenge formale Struktur auf, die von inhaltlicher Bedeutung zu sein scheint:

ut omnes
primum – a victore – ob metum
mox etiam – a se ipsis – invento nomine
Germani vocarentur

In dieser Folge entsprechen sich die jeweils die Teile *primum* : *mox*, *a victore* : *a se ipsis* und auch *ob metum* : *invento nomine*. Eingebettet in die vertikale Korrelation ist eine horizontale Koordination von *a victore* : *ob metum* bzw. *a se ipsis* : *invento nomine*. Die strenge Form ist inhaltlich sicher nicht ohne Bedeutung; so fällt es aus der formalen Struktur heraus schwer, die Präposition *a* der jeweiligen Mittelteile unterschiedlich zu deuten⁷⁶⁴. Da *a se ipsis* kaum anders verstanden werden kann, als 'von sich selbst', wäre *a victore* demnach 'vom Sieger'. Mit geringstmöglicher Interpretation könnte man den Satz daher so paraphrasieren: '...daß alle zuerst vom Sieger (*ob metum*), dann auch von sich selbst (*invento nomine*) Germanen genannt wurden'.

Von den beiden anderen mehrdeutigen Sequenzen, nämlich *ob metum* und *invento nomine*, wäre ersteres kausal oder final zu übersetzen, also 'aus Furcht' oder 'um Furcht zu erwecken'; letzteres wiederum könnte sowohl temporal als auch instrumental ausgelegt werden, hinzu kommen die unterschiedlichen lexikalischen Bedeutungen von *invenire*. Schon der letzte Teilsatz ergibt also eine Gleichung mit drei Unbekannten.

Zur syntaktischen Mehrdeutigkeit der Passage gesellen sich inhaltliche Probleme, die zwar einiges klären, aber andererseits auch wieder erschwerend wirken: übersetzt man z. B. aus dem Formzwang heraus die Präposition *a* beide Male gleich, so kann *ob metum* nicht 'aus Furcht' bedeuten, denn die Aussage, der Name sei 'vom Sieger aus Furcht' geprägt worden, ist unsinnig. Man muß also entweder *ob metum* final übersetzen oder gegen den Strukturzwang verstoßen. Entscheidet man sich gegen das Argument der strukturalen Gleichheit von *a victore* und *a se ipsis*, so hieße eine mögliche Übersetzung: 'daß alle zuerst nach dem Sieger aus Furcht, bald auch von sich selbst (...) Germanen genannt wurden'; im andern Fall wäre anzusetzen 'daß alle zuerst vom Sieger, um Furcht zu erwecken...'. Noch nicht angesprochen ist damit das Problem des *inventum nomen*, geschweige denn sämtliche „neun Rätsel“ des Namensatzes. Schon bei oberflächlicher Betrachtung stellt sich heraus, daß der letzte

⁷⁶⁴ Wie z. B. BELLING in: Wochenschr. f. klass. Phil. 9.1892: 422; LEUE in: Zeitschrift für den deutschen Unterricht 9.1895: 451; KOSSINNA 1895: 263ff. und schließlich NORDEN 1920: 341 *a* = ἀπό bzw. ὑπό. Gegen die NORDENSche Ansicht STEIDLE 1965: 85²⁶.

Teil des Namensatzes ab *ita nationis nomen*, ja selbst der ganze Namensatz, isoliert nicht lösbar ist. Konsequenterweise wird daher heute wieder vermehrt die Einheit von c. 2 betont⁷⁶⁵.

Wie im übrigen deutlich wird, gruppieren sich die zentralen Probleme alle um das unbestritten größte Rätsel des Namensatzes, die Fügung *a victore*. Diese wurde mehrfach mit Konjekturen versehen. Die wichtigsten Vorschläge sind (1) *a victo* unter Tilgung zweier Zeichen, (2) *a victo ceterorum*, (3) *a victo, reor* 'vom Besiegten, glaube ich' unter Hinzufügung zweier Zeichen, (4) *a viciniore* 'vom (mehr) Benachbarten', (5) *a victo, re* 'vom Besiegten, tatsächlich', (6) *a pictore*, (7) *a auctore*⁷⁶⁶. Hinsichtlich der älteren Lösungen ist der Kritik bei KRAFT (1970: 49f.) zuzustimmen; nicht unbedingt glücklicher ist aber KRAFTs eigene Emendation in *a pictore*, womit auf eine (kartographische) Vorlage verwiesen sein soll. TACITUS pflegt seine Quellenverweise allgemeiner zu halten; ein Beispiel findet sich im *quidam* desselben Kapitels. Das einzige Mal, daß TACITUS seine Quelle „determiniert“ – nämlich Germ. 28 –, nennt er ganz konkret Namen und Rang des *summus auctorum divus Iulius*. Ein an dieser Stelle c. 2 in den Text eingeblendeter *pictor* käme zu unvermittelt⁷⁶⁷.

LUNDS Vorschlag (7) dagegen findet mehrere Stützen. So läßt sich eine Gruppe *auctor nominis* ebenso wie das Wortpaar *auctor – inventor* mehrfach bezeugen. Weiters zeigt sich bei LIVIUS (24,2,9) eine zwischen *victor* und *auctor* schwankende Überlieferung, in welcher *auctor* das Ursprüngliche darstellt. Andererseits erscheint der *auctor* im Kontext kaum weniger abrupt, als der *pictor*. Ob man nun dieser Lösung zustimmt oder nicht – sie bekommt ihren Wert dadurch, daß sie sich auf eine bis dahin wenig etablierte Interpretation von *invento nomine* stützt.

Ein vorurteilsloser Ansatz nämlich würde für *invento nomine* des Namensatzes zuerst die instrumentale Variante erproben, es folglich als 'mit einem erfundenen Namen' zu übersetzen versuchen⁷⁶⁸. Ideologischem Vorbehalt ist es zuzuschreiben, daß

⁷⁶⁵ Die Arbeiten von MELIN 1963, KRAFT 1970 und LUND 1982 scheinen mir eine logische Entwicklungskette (weg von NORDEN) darzustellen. Angestoßen wurde diese Entwicklung durch MELINS 1963: 144 Kritik, NORDEN habe „in seinem Bestreben, ethnographisches *commune bonum* zu finden, das typisch taciteische verkannt“. In eine andere Richtung zielte dagegen die Kritik FRAHMS 1930.

⁷⁶⁶ (1) GRIMM GDS: 545; (2) HACHTMANN (bei GUDEMAN 1899: 27); (3) HIRSCHFELD 1898: 357f.; (4) MEISSNER Rhein. Mus. 88.1939: 379ff.; (5) Siehe Fußnote 759; (6) KRAFT 1970: 56ff.; (7) LUND 1982: 316ff. Anders verfährt GUDEMAN 1899: 29f., der stattdessen *ac nunc Tungri* streicht (vgl. Fußnote 761). Ohne Verbesserung wiederum könnte man im *victor* je nach Interpretation die Tungern, CAESAR, die Gallier, die Sueben oder die Römer wiedererkennen.

⁷⁶⁷ So auch DOBESCH 1983: 82.

⁷⁶⁸ Ähnlich BÜCHNER 1955: 302: „nachdem der Name einmal kreierte ist“; LEUE 1928: 4ff. stellt *antiqua nomina : vocabulum recens* und *vera nomina : vocabulum nuper additum* einander gegenüber

diese nächstliegende Lösung oft nicht einmal erörtert wurde. Dabei ergibt sich eine solche Übersetzung auch aus dem weiteren Kontext; denn sowohl das *recens et nuper* als auch das *additum* des *vocabulum Germaniae* weisen schon in ihre Richtung⁷⁶⁹. Ein Einwand könnte freilich dem vorausgehenden *ita nationis nomen, non gentis (evaluisse paulatim)* entnommen werden.

Der dem problematischen Nebensatz *ut omnes...* vorausgehende Hauptsatz enthält zwei wesentliche Aussagen, nämlich (1) *nationis nomen, non gentis* und (2) *evaluisse paulatim*. Die seit Anbeginn der Tacitusforschung etablierte Deutung ist die, daß sich der Name einer ethnischen Untereinheit auf eine ethnische Gesamtheit ausgeweitet habe. Diese Auffassung beruft sich auf eine terminologische Unterscheidung von *natio* 'Völkerschaft, Stamm' vs. *gens* 'Volk, Stammesbund'⁷⁷⁰. Allein durch diese kann dem Verbum *evalescere* die Bedeutung 'ausweiten' zugeschrieben werden.

Neuerdings wurde jedoch klargelegt, daß auch diese Deutung auf einem vorgefertigten Bild beruht; denn weder TACITUS noch sonst ein Autor kennen eine konsequente terminologische Unterscheidung von *natio* : *gens* im Sinn von Teilbegriff : Oberbegriff⁷⁷¹. Damit wird für *evalescere* auch die Bedeutung 'ausweiten' wieder in Frage gestellt⁷⁷². Einen Hinweis für eine andersartige Beschreibung des Verhältnisses von *natio* vs. *gens* im Namensatz liefern die *gentis appellationes Marsi, Gambrivii, Suebi* und *Vandilii*. In diesen Namen liegt anscheinend keine ethnische Gesamtbezeichnung vor, es handelt sich aber auch nicht um Namen von Einzelstämmen, sonst wäre **gentium appellationes* zu erwarten. Vielmehr muß es sich bei *gentis appellationes* „um verschiedene Bezeichnungen nach der Bluts herkunft, d. h. um Bezeichnungen nach dem jeweils am Anfang der Geschlechtsreihe des betreffenden

und konstatiert (S. 6): „Die alten sind echte, gleichsam bodenständige, natürliche, aus den Verhältnissen herausgewachsene [Namen]; der Name Germania ist dagegen nur (von außen her) beigelegt“; HEINZE bei LUND 1982: 308f. aufgrund von *inventum*: ein Cognomen, kein Nomen (hierzu vgl. S. 176).

⁷⁶⁹ Denn *vera nomina* – echte, nicht erfundene – sind auch *antiqua*. Allerdings las WOLFF (bei GUDEMAN 1899: 25²) *recens et nuper auditum*, wogegen MUCH 1967: 61 – zirkulär – bemerkte: „Aber *nuper auditum* ist der Germanenname nicht. Hat er doch als Name einer Völkerschaft schon lange bestanden – wie lange, bleibt ganz in der Schwebe ...“

⁷⁷⁰ NORDEN 1920: 314.: „ein Stammesname, kein Volksname“; MUCH 1967: 65; „*Natio* gebraucht TACITUS in der Regel für den einzelnen Stamm, die Völkerschaft, während er unter *gens* die ganze sprachlich und rassenhaft zusammengehörige Völkergruppe versteht“. Die einzige explizit genannte Stütze dafür bietet VELLEIUS PATERCULUS 2,98,1 *omnibus eius gentis nationibus*; es sollte aber nicht verschwiegen werden, daß *eius gentis* sich an eben dieser Stelle auf *Thracia* – also einen geographischen Begriff – bezieht. Vgl. auch WENSKUS 1961: 46f.

⁷⁷¹ LANGE bei MUCH 1967: 93; KRAFT 1970: 34f.; LUND 1982: 312; LUND 1986: 76f.

⁷⁷² Primäre Bedeutung von *evalescere* ist vielmehr 'zur Geltung kommen, sich durchsetzen, sich voll entwickeln'; vgl. die Belege in OLD: 624.

Volkes gedachten Stammvaters“⁷⁷³ handeln. Für *nationis nomen* erschließt KRAFT unter Berufung auf eine CHARISIUS-Stelle⁷⁷⁴ demgegenüber die Bedeutung ‘Bezeichnung nach der geographischen Herkunft’; hiermit soll auch erklärt werden, warum TACITUS Germ. 2 nicht über das **Germanorum*, sondern das *Germaniae vocabulum* spricht. Der Name *Germani* wäre also nur über die Vokabel *Germania* erklärbar⁷⁷⁵.

KRAFTs neue Deutung fand entschiedene Zustimmung bei LUND. Dieser (1982: 316) führt KRAFTs Ideen in folgender Weise weiter: „Es dürfte also außer Zweifel stehen, daß der ‘Namensatz’ sich ausschließlich mit der Frage beschäftigt, inwiefern der Ländername/Ortsname *Germani* neu oder alt ist, echt oder erfunden: *verum et antiquum nomen* () *recens et nuper additum* = *inventum nomen*: Der Zusammenhang diskutiert, ob der Name *Germanus* ‘erfunden’ ist“. In der Tat erörtert TACITUS nicht nur den geographischen Namen, sondern auch einen geographischen Begriff *Germania*; die Wechselwirkung zwischen der geographischen Isolation Germaniens und der biologischen Unvermischtheit seiner Bewohner spielt eine große Rolle⁷⁷⁶.

Die Schwierigkeit jedoch liegt in LUNDS „ausschließlich“. Denn „ausschließlich“ stimmt schon deshalb nicht, weil im Namensatz Ländernamen und Abstammungsbegriff nicht allein in Opposition stehen, sondern auch korrespondieren. Die Korrelation der *vera et antiqua nomina* : *nuper additum* – *inventum nomen* wie auch die Tatsache, daß auf das *Germaniae vocabulum recens* unmittelbar die Anknüpfung mittels *quoniam qui (!) primi Rhenum transgressi* folgt, sollte die inhaltliche Korrespondenz verdeutlichen; und zwar wird hier nicht etwa der VN durch den ON verdeutlicht, sondern umgekehrt der ON mithilfe des VN. Eine ähnliche Austauschbarkeit geo- und ethnographischer Terminologie zieht sich durch die ganze *Germania* hindurch: so ganz entsprechend *Suebi* : *Suebia* in der ethnographischen Klammer

⁷⁷³ KRAFT 1970: 32; so auch schon HOLTZMANN 1873: 105.

⁷⁷⁴ Ars. Gramm. 26b *natio solum patrium quaerit, gens seriem maiorum explicat*.

⁷⁷⁵ KOCH 1975: 444 verweist darauf, daß der geographische Begriff *Germania* Germ. 1 mit den Ethnika *Gallis Raetisque et Pannoniis ... Sarmatis Dacisque* konfrontiert werde; *Germania* sei also hier wie in c. 2 als ethnischer Begriff aufzufassen. STEIDLE 1965: 84f. hatte jedoch bereits argumentiert, die genannten VN seien nur das von der ‘gegenseitigen Furcht’ *mutuo metu* geforderte Korrelat zu *Rheno et Danuvio fluminibus ... aut montibus*. Gegen KOCH auch LUND 1982: 298f.

⁷⁷⁶ LUND 1982: 324f. zeigt, daß TACITUS sich die Entstehung des Menschen polygenetisch dachte; biologische Vermischung der Rassen sei demnach für ihn ein Degenerationsprozeß. Vermischung hat ihren Grund in späterer Berührung z. B. aufgrund von Wanderungen; das heißt aber auch, daß die Genese einer biologischen Rasse und somit des physischen und psychischen Habitus aufs engste an das bewohnte Land – in diesem Fall die *Germania* – gebunden ist. Diese Verwurzelung komme in der germanischen Ethnogenie durch *Tuisto, deus Terra editus* zum Ausdruck. Die Germanen sollen sich also für „Kinder Germaniens“ gehalten haben.

nunc de Suebis dicendum est ... hic Suebiae finis (Germ. 38-46)⁷⁷⁷. Zu guter letzt steht TACITUS auch in der caesareischen Vorgabe *Germani incolunt Germaniam* ⇒ *Germani qui Germaniam incolunt*. So richtig die Feststellung ist, daß TACITUS im Namensatz über *Germaniae vocabulum* – den Namen Germaniens – spricht, so müßig ist es doch, den Namen *Germani* deshalb vom Ländernamen *Germania* zu lösen⁷⁷⁸.

Damit wäre nun auf die eingangs erwähnte⁷⁷⁹ Zweigliedrigkeit von c. 2 der *Germania* zurückzukommen, die Gegenüberstellung von *celebrant carminibus antiquis* vs. *quidam ... affirmant*. Hier wird deutlich die Opposition von einheimischer Überlieferung und antiker Gelehrsamkeit aufgebaut. TACITUS referiert zwar die Meinung der *quidam*, lehnt jedoch alle im *quidam*-Referat gegebenen Informationen als „Ausdruck gelehrter Spekulationen“⁷⁸⁰, *ut in licentia vetustatis*, ab. D. h. seiner Meinung nach gab es *nicht* mehrere Söhne und demnach *nicht* mehrere alte Stammesnamen, kam der Germanenname *nicht* zuerst von den Tungri, ist der Name *Germania* *nicht* jung⁷⁸¹. TACITUS selbst kennt vielmehr eine germanische Ethnogenie, nach welcher sich die Germanen von einem Gott *Mannus* herleiten, diesen wiederum von einem erdgeborenen *Tuisto*. Die Legitimation für die Richtigkeit seiner Ansicht zieht er zweifelsohne aus den alten Liedern, *quod unum apud illos memoriae et annalium genus est*⁷⁸². Für TACITUS ist es demnach selbstverständlich, daß die Germanen *einen* alten Namen

⁷⁷⁷ Plastisch wird diese Wesenseinheit von τόπος und ἔθνος, wenn in Germ. 45 nicht das Land, sondern die Aisten selbst vom Meer bespült werden: *dextro Suebici maris litore Aestiorum gentes adluuntur*. Germ. 37 wiederum wechseln in der Aufzählung *non Samnis, non Poeni, non Hispaniae Galliaeve, ne Parthi quidem saepius admonuere* ἔθνος (der Samnite, der Parter) und τόπος (Hispanien, Gallien). Dann wäre da die Technik geographischer Lokalisierung mithilfe von Ethnonymen, z. B. *Angrivarios et Chamavos a tergo Dulgubini et Chasuarii cludunt* (Germ. 34); *Chaucorum gens, quamquam incipiat a Frisiis* (Germ. 35); *iuxta Hermunduros Naristi ac deinde Marcomani et Quadi* (Germ. 42) usw. usf. Hier bekommen die Ethnien ein sozusagen flächiges, zweidimensionales Gepräge. All dies fällt jedoch nicht besonders auf, weil die Kongruenz von Geographie und Ethnographie bei TACITUS ein durchgängiges, selbstverständliches Prinzip ist.

⁷⁷⁸ So auch MELIN 1963: 148⁴. KOCH 1975: 444 zeigt weitere Beispiele dieser Verwendung des Namens *Germania* wie Germ. 37,8 *tam diu Germania vincitur* usw. Mit HARTMANN 1918: 5 ist zu betonen, daß *Germania* im Gegensatz zu den *vera et antiqua nomina* nicht einmal als Name gilt, sondern nur als *vocabulum*.

⁷⁷⁹ Oben Seite 188.

⁷⁸⁰ LUND 1982: 313.

⁷⁸¹ Schon längst war diese eben so einfache wie grundlegende Tatsache von HARTMANN erkannt, aber darüber hinaus schlicht ignoriert worden: „...merkwürdigerweise ist ja die von TACITUS so ausdrücklich verworfene Meinung der *quidam* heutzutage nahezu allgemein in Geltung“ (HARTMANN 1918: 7).

⁷⁸² Nicht umsonst betont TACITUS Germ. 2 die *carmina antiqua* als einzige Art der geschichtlichen Erinnerungen bei den Germanen, und es ist naheliegend, daß auch seine Monographie ihre Informationen gutenteils – direkt oder indirekt – aus solchen *carminibus antiquis* bezieht. Siehe unten Seite 222.

hatten⁷⁸³. Ob er selbst allerdings wirklich dies *verum nomen* der Germanen vom *Germaniae vocabulum* getrennt wissen wollte, bleibt fraglich. Immerhin ist es nicht auszuschließen. Eher jedoch stellt *Germania* : *Germani* eine Variation dar, die freilich über das stilistische hinausgeht.

Es ergeben sich also in Germ. 2 letzten Endes drei Standpunkte, nämlich (1) derjenige der *carmina antiqua*, (2) derjenige der *quidam* und schließlich (3) derjenige des TACITUS selbst, welcher sich zwar (1) anschließt, aber seine *interpretatio* schon Germ. 2,1 mit *crediderim* zu erkennen gibt. Über die Ablehnung des TACITUS hinaus muß in Betracht gezogen werden, daß der Standpunkt der *quidam* ebenso seine Existenzberechtigung hat, wie der taciteische, da auch er letzten Endes auf einheimische, nicht-römische Informationen zurückgehen wird. Von den drei Standpunkten zu trennen ist der „reale“ historische Prozeß; wir stehen drei verschiedenen intentionalen Komplexen gegenüber, aus denen wir die funktionalen Daten aussortieren müssen. Bleibt die Frage: welche Ansicht ist die zutreffende, die der *quidam*, die des TACITUS – oder steckt etwa in beiden ein Teil historischer Wahrheit? Die Antike selbst wird hierauf noch die Antwort geben⁷⁸⁴.

3.1.3 Auswertung Germanenname & Germanenbegriff

Im Zusammenhang mit dem Aufkommen des Germanennamens stellen sich folgende Fragen:

- a) Wann taucht der Name *Germani* in den antiken Quellen auf?
- b) Was bezeichnet der Name *Germani*?
- c) Wie kommt der Name nach Rom?
- d) Wo läßt sich der Germanenname zum ersten Mal lokalisieren?

Da der Namenbeleg bei ATHENAIOS-Poseidonios für die Untersuchung ebenso ausscheiden muß, wie die Zeugnisse für alpine Germanen, beginnt die Überlieferungsgeschichte des Germanennamens erst mit CAESAR. Sollte der Name in Rom bereits existiert haben, als CAESARS Gallienfeldzug begann, so war seine Kenntnis jedenfalls noch jung; denn weder die Soldaten vor Vesontio noch kurz darauf CICERO verbinden mit ihm einen klaren Germanenbegriff, der bis dahin noch am ersten im Kimbernnamen zum Ausdruck kam. Abzulehnen sind Ansätze, die das Aufkommen des Germanennamens in die Zeit zwischen Kimbern- und Teutoneninvasion einerseits und den Sklavenkriegen andererseits setzen wollen. Solche Ansätze müssen sich auf

⁷⁸³ Vgl. Kapitel 4.

⁷⁸⁴ DIO 51,22,6; vgl. unten Seite 224.

POSEIDONIOS stützen und sind zudem auf eine ältere Identität von Germanenname und Germanenbegriff angewiesen⁷⁸⁵. Wie sich gezeigt hat, konvergieren Germanenname und Germanenbegriff jedoch erst in CAESAR Commentarii. Es wäre denkbar, daß CICERO den Namen erst aus CAESARS Kriegsberichten kennengelernt hätte; dann könnte man aber nicht verstehen, warum CAESAR von seinem ersten Kapitel an den Namen als eine Selbstverständlichkeit – ohne Einführung – verwendet.

Der Name *Germani* bezeichnet Feinde der Gallier in Gallien. Dies sind primär⁷⁸⁶ die Stämme unter der Herrschaft des Ariovist. Der Name kann in dieser Funktion – angesichts eines so übermächtigen Gegners erstaunlich – bei der Gesamtheit der Gallier nicht sehr gebräuchlich gewesen sein, sonst wären CAESARS Soldaten wohl schon vor Vesontio auf den dahinter stehenden Begriff gestoßen. Die Verwendung des Namens für die *Cisrhenani* ist bei CAESAR chronologisch später und offenbar sekundär. Für CAESAR wird eine von den Cisrhenanern ausgehende Namensweiterung durch die Tatsache widerlegt, daß dieser den Namen chronologisch früher auf Ariovists Transrhenaner anwendet. Die These, daß der Name *Germani* von den Cisrhenanern auf die Transrhenaner übertragen worden sei, stützt sich vor allem auf eine nicht vorurteilsfreie Analyse des taciteischen Namenssatzes. Hierin erkannte man gemeinhin den Prozeß der Ausweitung eines „Völkerschaftsnamens“ zum „Volksnamen“⁷⁸⁷. Bei genauerer Betrachtung gibt der Namensatz ein solches Ergebnis aber nicht her: vielmehr wurde das *nomen* – als Stellvertreter des ἔθνος – über den Rhein mitgebracht, wo der Ursprung in Form eines geographischen Begriffes *Germania* erscheint⁷⁸⁸; die Relation *Germani* : *Germania* ist dabei letztendlich auf CAESAR zurückzuführen. Soweit der Namensatz; TACITUS lehnt jedoch zu alledem die darin vertretene Ansicht auch noch ab und konfrontiert sie mit einer „echten“ germanischen Ethnogenie, die auf dem unverfälschten Zeugnis des Volkes selbst – *carmina antiqua* – beruht. Danach sind die von *Tuisto-Mannus* abstammenden Germanen in sich einheitlich und tragen einen alten Gesamtnamen, der sich aus dieser Abstammungslinie begründet.

⁷⁸⁵ Z. B. geht NORDEN 1920: 78ff. davon aus, daß die Römer Germanen und Kelten während der Sklavenkriege 73-71 v. C. zu unterscheiden gelernt hätten. Dieser Ansatz setzt jedoch unter anderm voraus, daß Kimbern und Teutonen sich selbst Germanen nannten.

⁷⁸⁶ D. h. bei der ersten eindeutigen Konfrontation BG 1,31.

⁷⁸⁷ Diese Terminologie z. B. bei MUCH 1920: 25.

⁷⁸⁸ GUTENBRUNNER 1941: 115 vertritt die Ansicht, CAESAR und der Namensatz beschrieben die *Germani* „ausdrücklich“ als einen einzelnen Stamm. Für CAESAR ist diese Aussage schlicht falsch (sogar dann, wenn man bei der Ansicht bliebe, der Begriff gehe von den *Cisrhenani* aus, denn auch diese sind immer eine Stammesgruppe). Für TACITUS findet sich ein entsprechendes Mißverständnis womöglich schon bei PROKOP 4,20,2; vgl. jedoch NORDEN 1920: 410ff.

Bei solcher Analyse bleibt also nicht allzuviel vom traditionellen Bild: vor allem nicht das diffuse linksrheinische Ethnos, dessen Name auf die Gesamtheit der rechtsrheinischen Germanen übertragen worden sein soll.

Dennoch spielt der konkrete Name der *Tungri*, welcher an dieser Stelle oft herangezogen worden ist, in der Tat eine Schlüsselrolle für die Erklärung des – scheinbaren – zweiten Germanenbegriffs. Der Name der *Tungri* lebt im ON *Tongern-Tongres* fort, das schon bei AMMIANUS MARCELLINUS 15,11,7 und 17,8,3 als *Tungri* erscheint. Älter heißt dieser Ort *Aduatuca*, *Ἀτουάτουκον, verkürzt auch *Aduaca*⁷⁸⁹. *Aduatuca* ist bei CAESAR BG 6,32,3f. aber gleichermaßen ein *castellum* fast genau in der Mitte des Eburonenlandes⁷⁹⁰. *Tongern*, das kaiserzeitliche *Aduatuca*, liegt jedoch am linken Ufer der Maas. Es befindet sich also gewiß nicht in der Mitte des Eburonengebietes, sondern allenfalls an dessen Westgrenze, eher wohl bereits im Gebiet der *Aduatuci*⁷⁹¹. Daß diese Lokalisierung für CAESAR noch als ‘Mitte des Eburonenlandes’ gilt, läßt sich ebenso deuten, wie die Namensübereinstimmung von *Aduatuci* und *Aduatuca*: Die *Aduatuci* sind aus der Ferne gesehen der Teil der *Eburones*, welcher in der Nähe der gleichnamigen Stadt wohnt⁷⁹². Aus der Nähe sind sie durch ihre unmittelbare Abstammung von Kimbern und Teutonen jedoch mehr, nämlich eine ethnische Elite, die das Schicksal seiner Nachbarn wesentlich prägt⁷⁹³. *Tungri-Eburones-Aduatuci* sind keine sich ausschließenden Begriffe, sondern sind teilkongruent. Während eine historische Identität von *Eburones* und *Tungri* sicher ist, liegt das Verhältnis bei *Eburones* und *Aduatuci* etwas anders; auch hier setzen sich aber gleiche Traditionen fort. Welcher Art diese Traditionen sind, zeigt CAESAR mit seinem Bericht über die kimbrisch-teutonische Abstammung der *Aduatuci*.

⁷⁸⁹ PTOLEMAIOS 2,9,5: Ἀτουάτουκον; ITINERARIUM ANTONINI AUGUSTI 378: *Aduaca*; TABULA PEUTINGERIANA: *Atuaca*. Vgl. MUCH bei HOOPS IV: 367; BIRKHAN 1970: 190ff., 226ff.; WENSKUS im RGA I: 86.

⁷⁹⁰ *Hoc fere est in mediis Eburonum finibus.*

⁷⁹¹ PETRIKOVITS 1986: 92f.

⁷⁹² Als zusammengehörig betrachtet beide Namen auch BIRKHAN 1970: 227; NEUMANN 1986: 116f. Bezüglich der Etymologie erscheinen die geographischen Deutungen wie ‘Furt’ etc. angebrachter als der von GYSSELING (alle bei NEUMANN *ibid.*) zu air. *fáith* ‘Prophezeiung’, kymr. *gwawd* ‘Gedicht’. Meist stellt man nun hinsichtlich des Zusammenhangs zur Alternative, entweder der VN sei vom ON abgeleitet oder umgekehrt. In der Tat ist es NEUMANN zuzugeben, daß *Aduatuci* kaum von *Aduatuca* abgeleitet sein kann; doch muß es sich bei *Aduatuca* nicht automatisch umgekehrt um den ‘Ort der Aduatuker’ handeln. Vielmehr kann ein geotechnisches Appellativum zugrundeliegen, von dem beide Namen abgeleitet sind, so daß z. B. *Aduatuca* ‘die an der Furt gelegene’ (= Siedlung) und die *Aduatuci* ‘die an der Furt gelegenen’ (= Leute) sind; beide Namen sind so letzten Endes elliptisch verwendete Adjektiva.

⁷⁹³ Immerhin sind die Eburonen laut BG 5,27,2 den Aduatukern tributpflichtig und stellen ihnen Geiseln.

Die *Aduatuci* bilden quasi den Kristallisationskern einer neuen Zugehörigkeit, einer Selbstzuordnung benachbarter Stämme⁷⁹⁴. Die *Eburones*, Hauptstamm und Kern der *Cisrhenani Germani* sind ihnen tributpflichtig⁷⁹⁵; in dem entstehenden Abhängigkeitsverhältnis teilen die *Eburones* mit den *Aduatuci* eine gemeinsame Abstammungstradition. Zu CAESARS Zeit scheint bereits eine Verschmelzung von Eburonen und Aduatukern im Gang zu sein, an deren Ende ein Stamm mit neuem Namen *Tungri*, mit heterogenen Kulturelementen und mit rechtsrheinisch-germanischen Abstammungstraditionen steht. Das taciteische *primi Rhenum transgressi* bezieht sich auf die *Tungri* als rechtmäßige Nachfahren der Kimbern und Teutonen, welche aller historischen Überlieferung zufolge in der Tat *primi Rhenum transgressi Gallos expulerint*.

Somit schließt sich ein Kreis: Vor Vesontio sind Kimbern und Teutonen die Träger des Germanenbegriffs; bei Vesontio ordnet sich diesem Begriff nun ein Name *Germani* zu. Durch die kimbrische Abstammungstradition und daraus resultierende Zuordnung der *Aduatuci-Eburones-Tungri* zum rechtsrheinischen Germanentum begegnet CAESAR am Niederrhein erneut dem Germanenbegriff und setzt dafür den neugewonnenen Namen *Germani*.

Der ursprüngliche Germanen-Begriff ist somit rechtsrheinisch und muß – in Gestalt des Kimbernerlebnisses – schon vorhanden gewesen sein, als der Germanen-Name nach Rom kam. Als Schnittstelle der Verbindung von Name und Begriff hat sich Vesontio und damit das ethnische Umfeld des Ariovist erwiesen. Da die Verbindung – das neue Germanenerlebnis – stark genug war, den Namen der Kimbern (bzw. Teutonen) zu verdrängen, sollte man den Namensursprung auch in diesem Umfeld suchen⁷⁹⁶. Und weil keiner der Stämme Ariovists den Namen *Germani* trug, handelt es sich wohl um eine Bezeichnung durch die Gallier, deren Feind diese Germanen waren. Wann aber und wie kam der Name *Germani* nach Rom?

In den *Commentarii* taucht der Germanenname auch in den Gesprächen CAESARS mit dem Häduerkönig Diviciacus immer wieder auf. Dieser muß den Germanennamen für die Stämme Ariovists also gekannt haben, „und es ist kaum anders denkbar, als daß er den Namen ‘Germani’ für dies neue und neu hervorzuhebende, ungallische Element

⁷⁹⁴ Ganz offensichtlich handelt es sich bei den anderen Namen, *Condrusi*, *Caesrosi* und *Cae-man*, nur um unwesentliche Einheiten, wenn auch nicht gerade mit HARTMANN 1918: 22 „ihre ganze Nennung (...) nur den Zwecken der äußeren Inszenierung“ diene.

⁷⁹⁵ Vgl. Fußnote 793.

⁷⁹⁶ HIRSCHFELD 1898: 368 nahm sogar an, daß hier auch der Kontakt mit dem Germanennamen stattgefunden habe.

verwendete“⁷⁹⁷. Diviciacus war jedoch schon 61 v. in Rom gewesen; auch damals war sein Anliegen Hilfe gegen Ariovist gewesen⁷⁹⁸. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er bei dieser Gelegenheit auch den Namen mit nach Rom brachte. Mit dieser Erkenntnis bewegt sich der Ort der Namensübernahme durch die Römer weg von den militärischen Ereignissen an der gallisch-germanischen Grenze hin zum diplomatischen Parkett der Hauptstadt.

3.2 Ursprung und Bedeutung des Namens Germanen

„Meine Absicht ist es nun nicht, wie zur Beruhigung des Lesers gleich hinzugefügt werden mag, eine neue Interpretation des betreffenden Wortes zu geben, sondern ich will versuchen eine recht alte Erklärung (...) wiederum in Schutz zu nehmen, wenn ich auch weder so unbescheiden noch so sanguinisch bin zu glauben, daß dieselbe nun auch wieder zu Ehren gebracht werden dürfte.“ (GUDEMAN 1899: 26)

Die aus den literarischen Quellen bezogene Position kann nur durch schwerwiegende sprachliche Fakten erschüttert werden. Das folgende kurze Referat der wichtigsten etymologischen Deutungsansätze zum Germanennamen versucht lediglich zu zeigen, daß die etymologische Namenkunde über solche Daten nicht verfügt⁷⁹⁹. Weder das Referat noch die Gegenargumentation können und wollen daher dem Anspruch der Vollständigkeit genügen.

Unter den Vorschlägen, die zur etymologischen Klärung des Germanennamens beigebracht worden sind, haben bis heute noch vier leidlich Bestand: die Deutung (1) aus dem Lateinischen, (2) dem Germanischen, (3) dem Keltischen sowie (4) dem Illyrischen. Sieht man einmal davon ab, daß die „Illyrier-These“ eine sowohl inhaltliche als auch terminologische Metamorphose durchwandert hat und sich heute

⁷⁹⁷ DOBESCH 1983: 85.

⁷⁹⁸ CAESAR BG 1,31,9; 6,12,5; CICERO De divin. 1,90. Im Jahr 59 v. war auch Ariovist in Rom gewesen; von ihm kann der Name jedoch nicht stammen, da die Namen seiner Stämme anders überliefert sind. Vielmehr scheinen CAESAR und CICERO ihre Informationen also aus der gleichen Quelle zu schöpfen. CAESAR, bei dem sonst die Sprache als unterscheidendes Merkmal den ersten Rang einnimmt, wendet BG 6,21,1 zur Unterscheidung der Germanen von den Galliern ein anderes Kriterium an: *nam neque druides habent*. Nach CICERO De divinatione 1,90 war der Haeduer Diviciacus selbst Druide. WENSKUS (1986: 11f.) weist nun darauf hin, daß Diviciacus sich in seiner Rede gegenüber CAESAR über die *Germani* beklagt, die unrechtmäßig ins Land gekommen wären, und die ganz andere Sitten hätten, als die Gallier. Hierin verbirgt sich ein weiteres Indiz für Diviciacus als Vermittler des Germanennamens.

⁷⁹⁹ Damit sollen auch Stellen entschuldigt sein, die sich „vermischter Argumentation“ verdächtig machen.

alteuropäische These nennt, so hat sich ansonsten seit den Dreißiger-Jahren in Hinblick auf den Namen *Germani* nur noch wenig getan. Eine Deutung aus dem Keltischen ist zwar lange nicht mehr zur Sprache gebracht worden, sie ist aber auch nicht abgeschrieben. Dafür kam die schon begraben geglaubte lateinische Deutung erneut auf den Tisch. Jede der genannten Alternativen verzweigt sich ihrerseits in einige Varianten. So steht man einer Vielzahl von Lösungen gegenüber, die gerade ebenso gut ist wie keine Lösung.

3.2.1 Die keltische These

Die kelt. Erklärung des Germanennamens hat eine lange Tradition seit GRIMM, ZEUSS und MÜLLENHOFF. Zusammengefaßt und beschlossen wurde diese Serie durch SCHNETZ, der sich damit in einen langwierigen Streit mit MUCH einließ. Zur Hauptsache fanden sich drei Anknüpfungen innerhalb des Keltischen: GRIMM sah im Namen eine Bedeutung 'Schreier', während ZEUSS ihn einmal als die 'Nachbarn' deutete, das andere Mal als 'Bewohner des Waldgebirges Arduenna'. Anders wollte HENNING den Namen aus einem kelt. ON **Germa* zu idg. **ǵʰermo-* 'warm' deuten. Auch MÜLLENHOFF stimmte einer kelt. Herkunft zu⁸⁰⁰.

SCHNETZ bevorzugte anfangs die Deutung 'die Grimmigen, Krieger' zu ir. *grim* 'Krieg, Schlacht', nir. *grimeamhail* 'kriegerisch, tapfer', ngäl. *grimeil* etc., wechselte schließlich aber zur GRIMMSchen Etymologie und einer Bedeutung 'Schreier' bzw. 'Leute des Schreiers' die er als Übersetzung des Ingaevonen-Namens verstanden wissen wollte⁸⁰¹. Für eine Anknüpfung an air. *gairm* 'Geschrei' < urkelt. **gar(s)men-* läßt sich eine kelt. Namensform *Garmani* jedoch nicht in Anspruch nehmen⁸⁰². Gegen die erste Deutung wendete POKORNY (1936a: 462f.) ein, das /m/ könne, da es unleniert sei, nicht aus einer vorkelt. Grundform **ǵʰym-* stammen; vielmehr müsse es aus dem Germ. entlehnt sein. Spekulativ bleibt darüber hinaus bei SCHNETZ aber auch die Lösung der Probleme von Wurzelstruktur und Wortbildung. Um die kelt. Grundlage zu stützen, zog SCHNETZ die PN *Germillus*, *Germilius*, *Germitius*, *Germisius*, *Germantius* heran. Dagegen als auch

⁸⁰⁰ ZEUSS zwar 1837: 59f. zu aks. *gora* 'Berg'; (Grammatica Celtica: 773,821,825) dagegen zu air. *gair* 'vicinus', kymr. *ger* 'nahe, bei'; GRIMM GDS: 546; HENNING 1913: 226f. MÜLLENHOFF DA II: 201ff. und IV: 131 entscheidet sich nicht zwischen der GRIMMSchen und der ZEUSSschen Ansicht. Gegen alle diese Ansätze ausführlich MUCH 1920: 34ff.

⁸⁰¹ SCHNETZ 1923: 473f. In ZONF 12.1936: 93: 'Leute des Gottes **Engwo-* > *Ingwa-*'; dazu GUTENBRUNNER 1941: 111.

⁸⁰² BEDA Hist. eccles. 5,9 sagt, daß die Angelsachsen von den Briten *corrupte Garmani nuncupantur*. Dies Zeugnis ist jedoch spät; die Briten haben den Namen offensichtlich von der früheren römischen Besatzungsmacht übernommen und verwenden ihn *corrupte*. Ähnlich sind auch die Münzinschriften mit dieser Form zu deuten.

gegen die Anknüpfung an air. *gairm* ‘Geschrei’ < urkelt. **gar(s)men-* wurden sowohl von MUCH als auch von POKORNY Bedenken angemeldet⁸⁰³. Eine kelt. Deutung war mit den Darlegungen beider Forscher unwahrscheinlich geworden⁸⁰⁴ und spielte in der Diskussion keine große Rolle mehr.

3.2.2 Die germanische These

Viele Forscher, welche die keltische These ablehnten, neigten einer germanischen Interpretation des Germanennamens zu. Hierzu gehören vor allem GRIENBERGER, KLUGE, MUCH, KROGMANN und GUTENBRUNNER⁸⁰⁵. HOLDER (ACS I: 2011) hatte ein Kompositum aus der Wurzel **ġ^her-* zu ahd. *gerōn* ‘begehren, verlangen’⁸⁰⁶, gr. χαίρω ‘sich freuen’ und *mann-* ‘Mensch’ rekonstruiert und übersetzte ‘beute, sold und land gerende, heischende leute’. Hieran stört freilich die Tatsache, daß im Gegensatz zum Namen der *Alamanni* und *Marcomanni*, welche überwiegend *-nn-* haben, der Germanenname stets mit einfachem *-n-* erscheint. Außerdem erwartet man bei einer derartigen Komposition per definitionem nicht die Wurzel, sondern einen fertigen Wortstamm. GRIENBERGER (1894: 194f.) umging diese Schwierigkeiten bei einer Behandlung der neugefundenen Inschrift *Dea Garmangabis* indem er das Vorderglied des GN als **ġ^her-meno-* interpretierte⁸⁰⁷. Er verwendete damit die gleiche Wurzel, die auch in HOLDERS Etymologie steckt; anstelle eines Kompositums setzte er jedoch ein mediales *meno-*Partizip an. Den Germanennamen trennte GRIENBERGER (S. 191) allerdings ausdrücklich vom GN. Noch einen Schritt weiter ging KLUGE (1919: 2f.): er leitete den Namen der Germanen als Präfixkompositum auf *ga-* direkt von jenem der *Erminones* ab, wobei er für diesen ebenfalls eine mediopartizipiale Bildung postulierte⁸⁰⁸. Ein solches Partizip lag deshalb nahe, weil **ermen-* seine Entsprechung in griech. ῥρμενος (zu ῥρνυμι) zu finden schien. MUCH hatte sich in zwei Arbeiten im Umfeld dieser beiden Ansätze bewegt. Er bevorzugte zuerst eine Erklärung ähnlich

⁸⁰³ MUCH 1920: 73ff.; 1936b: 513ff.; POKORNY 1936a: 463f.; 1940: 104; vgl. auch schon BIRT 1917: 121. Zusammenfassend schließlich GUTENBRUNNER 1941: 106ff. MUCH 1893: 164 hatte übrigens anfangs selbst einen kelt. Ursprung des Namens vertreten, indem er darin eine gall. Entsprechung zu lat. *germānus* sah. Diese Ansicht ist freilich nicht zu halten, da lat. *germānus* zu *germen* gehört, welches wiederum lautgesetzlich aus **gen-men-* dissimiliert ist; falsch daher auch NECKEL 1929: 35.

⁸⁰⁴ Gegen ZACHRISSONS (Studia Neophilologica 1.1928: 18ff.) Deutung *Germani* = ‘people of roaring torrent’ hatte sich übrigens schon SCHNETZ ZONF 5.1929: 252ff. gewandt.

⁸⁰⁵ GRIENBERGER 1894; KLUGE 1919; MUCH 1920; MUCH 1936b; GUTENBRUNNER 1941.

⁸⁰⁶ POKORNY IEW: 440f.

⁸⁰⁷ COLLINDER 1944: 24 liest *Dea Garmanorum Gabi* („This is no conjecture, it is just a reading“).

⁸⁰⁸ Ähnlich auch schon WACKERNAGEL ZfdA 4.1844: 480⁴: *ga + irmana-* ‘Volk’ ⇒ *germanus* = *gairmans* ‘Volksgenosse’; KAUFFMANN 1895: 530f.

jener von KLUGE, um schließlich die GRIENBERGERSche Idee auf den Germanennamen zu übertragen. Dessen Bedeutung wäre somit 'die Erwünschten, Befreundeten, Verwandten'⁸⁰⁹.

Grundlegendes muß auf solche Vorschläge geantwortet werden, die für ihre Deutung ein *meno*-Partizip in Anspruch nehmen. Schon lange wurde bemängelt, daß die Existenz eines solchen Partizips im Germ. gar nicht gesichert sei. Als einziger sicherer Beleg dafür galt im allgemeinen **ermena-*, welches in seiner partizipialen Bildweise durch griech. ὀρμενος bestätigt zu werden schien⁸¹⁰. Um diese Parallele zu halten, müßte man allerdings voraussetzen, daß die Form vorgerm. **ermen-* schon frühzeitig appellativische Selbständigkeit erlangt hätte und aus einer noch existierenden Kategorie ausgeschert wäre. Freilich ist das nicht unmöglich. Doch kann die Annahme eines *meno*-Partizips im Germ. – wie neuerdings erkannt⁸¹¹ – auch aus phonologischen Gründen ausgeschlossen werden. Da der Ansatz eines *ga*-Präfixes beim Germanennamen auf dem partizipialen Charakter der *meno*-Bildung gründet⁸¹², fällt mit dem Suffix die ganze Form ***ga-ermana-*⁸¹³.

Aber auch ohne den Nachweis seiner lautgesetzlichen Unmöglichkeit war das Medialpartizip eine zu „schmale und unsichere“ Basis⁸¹⁴. MUCH entschied sich daher später dazu, seine frühere Deutung **ga-ermana-* hinter eine Variante der GRIENBERGERSchen Deutung zurückzustellen. Unter Verzicht auf die partizipiale

⁸⁰⁹ **ga-ermena-*: 1920: 71ff.; **ger-mena-*: 1936b: 529ff., 1967: 72.

⁸¹⁰ MÜLLENHOFF ZfdA 23.1879: 1ff.; mit RIX 1970: 92f. muß allerdings griech. ὀρνυμι auf einen Präsensstamm **h₃r-néu-* zurückgeführt werden. Damit läßt sich germ. **er*° direkt nicht verbinden. Zur Bewegungswurzel **er-* vgl. oben Kapitel 2.4.2.

⁸¹¹ KLINGENSCHMITT (in: Akten der 5. Fachtagung der Idg. Gesellschaft, Wiesbaden 1975: 159f.) stellte fest, daß die uridg. Form des Suffixes *-*mh₁no-* gewesen sein mußte. Dies erklärt auch die früher störende Tatsache, daß die schwundstufige Form des Suffixes hinter konsonantischem Stamm im Ai. -*āna-* lautete (hierzu z. B. BRUGMANN II.1: 230,259). Aus *-*mh₁no-* ist die germ. Suffixform -*mena-* (und womöglich auch -*muna-*) nicht zu erklären. Vgl. ferner HILMARSSON in: Tocharian and Indo-European Studies 3.1989: 70f.; anders LÜHR 1982: 456ff.

⁸¹² Vgl. bes. KAUFFMANN 1895: 529: „**ermena-* ein durativum, **germena-* ein perfectivum“.

⁸¹³ Die von KAUFFMANN 1895: 529 angenommene Elision des /a/ in **ga-ermana-* > **germana-* wird von MUCH 1920: 71 mit dem Hinweis auf got. *frēt*, ahd. *frāz* verteidigt. Aber hier ist der anlautende Lexemvokal lang, was eine Elision des Präfixvokals wesentlich unterstützt; das zugehörige Verb ahd. *frezzan* mit Kurzvokal dagegen heißt im Got. noch *fra-itan*. Zudem liegt in got. *frēt* ein anderes Präfix vor. Wie Bammesberger (PBB 103.1981: 377ff.) erneut (so schon KLUGE 1883) gezeigt hat, waren „echte“ urgerm. *ga*-Komposita präfixbetont. Bald nimmt MUCH 1920: 72 auch das lat. Adeptiv *germānus* für die Umgestaltung eines germ. -*a-* oder gar -*a-e-* zu -*e-* in die Verantwortung. Damit scheint das lat. Adjektiv aber sehr belastet, denn MUCH hatte schon das ungerm. -*ā-* durch Kontamination mit *germānus* erklärt. Dagegen äußerte auch SCHNETZ 1923: 485 Protest: zweifache Änderung des Namens durch Volksetymologie sei unwahrscheinlich.

⁸¹⁴ MUCH 1936b: 530.

Bildweise nahm er Thematisierung eines ursprünglichen *men*-Stammes **ġ^{her}-men-* an, ohne freilich die Semantik dieser Ableitung neu zu diskutieren. Ohne in Rechnung zu ziehen, daß die *men*-Ableitung von Haus aus der Bildung von Verbalabstrakta dient, behielt er die Bedeutung 'die Erwünschten, Befreundeten, Verwandten' bei.

Mit der Betonung neuen Materials wollte KROGMANN eine neue Etymologie aufzeigen: er brachte den Germanennamen in Zusammenhang mit dem ae. Namen für eine Malvenart, *geormenleaf*, sowie dem ON *Germana vel ad monte* in einer Freisinger Urkunde des 8. Jhds. n. C. Beide Worte deutete er germanisch⁸¹⁵, isolierte daraus die idg. Wurzel *ġ^{her}-* 'hervorstehen, sich erheben'⁸¹⁶ und konstruierte ein Adjektiv **germana-* 'hervorragend, groß, gewaltig'. Der VN *Germani* galt ihm folgerichtig als „eine rühmende Selbstbezeichnung“ 'die Hervorragenden, die Großen, die Gewaltigen'⁸¹⁷.

3.2.3 Illyrische und alteuropäische These

Das Unbehagen an den bisherigen Deutungen des Namens *Germani* führte nach dem Tod MUCHs dazu, daß die – durch dessen Arbeit vorherrschend gewordene – germanische These durch die Erklärung aus dem Illyrischen abgelöst wurde. Den vorsichtigen Anfang machte POKORNY in seiner Kritik der keltischen These⁸¹⁸. Das „Illyrische“ etablierte sich zu jener Zeit als Modesprache, mit der man viele unaufgeklärte Sprachphänomene Alteuropas lösen zu können hoffte. Da das Illyrische selbst nur mit einem beschränkten Korpus auf beschränktem Raum bezeugt ist, ersetzte STEINHAUSER diesen Begriff bald durch „protillyrisch“. Dies Modell hatte den einzigen Vorteil, daß es mit dem überprüfbaren Begriff des Illyrischen nicht kollidierte⁸¹⁹. Darüber hinaus hinterläßt es jedoch das Gefühl, hier sollte „Dunkles mit noch Dunklerem“⁸²⁰ erleuchtet werden.

⁸¹⁵ *Germana* als germ.: KROGMANN 1933: 57f.; 1951: 139; dagegen ROSENFELD 1961: 254f.

⁸¹⁶ KROGMANN 1933: 107; POKORNY IEW: 440.

⁸¹⁷ KROGMANN 1951: 152f.; für ae. *geormenlēaf* war schon MUCH 1920: 71 auf anderen Wegen (über **ermenā-*) zu einer Bedeutung 'Riesenblatt' gekommen. SCHNETZ dagegen interpretierte *geormenlēaf* als germ. Partizip **germand-lauba-* 'schleimendes Laub'; gegen einen Zusammenhang mit dem Germanennamen auch GUTENBRUNNER 1941: 112.

⁸¹⁸ POKORNY 1936a: 461ff.

⁸¹⁹ Er erfüllte damit auch KRAHES 1957b: 113f. Postulat, der Begriff „illyrisch“ sei auf das Balkanillyrische einzuengen.

⁸²⁰ MUCH 1936b: 524 in einer Paraphrase HIRTs 1896: 148.

STEINHAUSER stellte den Namen *Germani* zu idg. **ǵʰermos* ‘warm’⁸²¹ und deutete die *Germani* als ‘die um die warmen Quellen sitzenden und sie wirtschaftlich ausbeutenden westfälischen Urnenfelderleute’, die „von ihren protillyrischen Nachbarn *Germānoi* genannt“ wurden⁸²². Auch der ON *Germana vel ad monte* wird zu Rate gezogen; ihm soll ein FlN *Germana* als älterer Name der Würm zugrundeliegen⁸²³.

Hierzu bemerkte nun ROSENFELD, daß ein illyrisches oder protillyrisches *Germana* nicht aus idg. **ǵʰermo-* stammen könne, da im Illyrischen idg. **ǵʰʰo* > *bʰo* geworden sei. Abgesehen davon sei die Würm „nicht wärmer als andere im moorigen Voralpengebiet entspringende Gewässer“⁸²⁴. Dem Namen *Germana* und allen damit verwandten Namen müsse mithin eine idg. Wurzel **ǵʰer-* unterlegt werden. In der Folge knüpft ROSENFELD an die Wurzel **ǵʰer-* ‘hervorragen’ an, die schon KROGMANN für seine germanische Deutung benutzt hatte und übersetzte den Namen *Germani* mit ‘Bergsiedler’⁸²⁵.

Mit diesem Angriff wurde schon kurz nach ihrer Begründung auch die protillyrische These gestürzt. Inzwischen war jedoch aufgrund eines im indogermanischen Europa verbreiteten Gewässernamensystems das Modell des sogenannten „Alteuropäischen“ erstellt worden, welches die Vorstellung des Illyrischen als eine einst in Europa vorherrschende Sprache ablöste⁸²⁶. Die Erklärung des Germanennamens aus dem Illyrischen fand in der Erklärung aus diesem alteuropäischen Dialekt ihre nahtlose Fortsetzung.

Der Hauptverfechter dieser These ist SCHMEJA. SCHMEJAs heftige Kritik an STEINHAUSER nimmt die Argumente ROSENFELDS wieder auf⁸²⁷: im Germanennamen handle es sich aus idg. Sicht nicht um einen labiovelaren Anlaut, sondern um eine Media aspirata. Auch SCHMEJA greift also auf eine Wurzel **ǵʰer-* zurück. Im Gegensatz zu ROSENFELD nimmt er jedoch **ǵʰer-* ‘tönen, knarren’ dafür in Anspruch⁸²⁸. Den so gebildeten Namen stellt er in die FlN-Serie *Gera-Germā-Germana-Germinā-Germant^o-Geront(on)a*⁸²⁹, während der von STEINHAUSER verglichene Name der Würm innerhalb

⁸²¹ In lat. *formus* ‘warm’; griech. θερμός; ai. *ǵharmáh* ‘Hitze, Glut’; ahd. *warm*; an. *varmr* ‘warm’.

⁸²² STEINHAUSER 1954: 15.

⁸²³ STEINHAUSER 1954: 18ff.

⁸²⁴ ROSENFELD 1961: 252f.

⁸²⁵ ROSENFELD 1961: 259ff.; vgl. oben S. 201.

⁸²⁶ Vgl. KRAHE 1954: 48ff.

⁸²⁷ SCHMEJA 1968: 53ff.

⁸²⁸ SCHMEJA 1968: 63; POKORNY IEW: 439.

⁸²⁹ SCHMEJA 1968: 55; vgl. auch KRAHE BzN 8.1957: 15ff.

der alteurop. Hydronomie zu **Vermina* gehört⁸³⁰. Der Name *Germānī* ist vom FLN **Germā* abgeleitet wie *Tifernī* vom FLN **Tifer* in Samnium, der später aufgrund des VN zu *Tifernus* umgestaltet wurde⁸³¹. Gerade so ist der FLN *Germana* wiederum aus dem VN rückgebildet.

Abgesehen von der sprachlichen Kritik am Modell des Alteuropäischen⁸³² trifft SCHMEJA auch auf generelle Schwierigkeiten: Einmal sind auch Namen zu erklären, die außerhalb des Systems der alteuropäischen Gewässernamen lokalisiert sind; hier muß wieder auf die Wandertheorie zurückgegriffen werden. Vor allem aber zielt die ursprüngliche Motivation für eine (prot)illyrisch-alteuropäische Deutung des Germanennamens, nämlich die Herleitung *aller* Germanennamen, gewissermaßen ins Leere. Während STEINHAUSER ein monogenetische Prinzip noch streng befolgt, indem er allen Germanennamen die gleiche sprachliche Grundlage zubilligt, trifft man bei SCHMEJA wieder auf die alte Einsicht: eine monogenetische Erklärung aller Germanennamen ist nicht möglich⁸³³.

3.2.4 Die lateinische These

„Das wäre in der Tat eine Allerweltswurzel, deren proteus-artige Verwandlungsfähigkeit man seine Anerkennung nicht versagen kann.“ (GUDEMAN 1899: 28).

Kaum eine der oben angeführten Lösungen ist – aus sprachlicher Sicht – regelrecht absurd. Ihnen allen gemein ist jedoch die Prämisse, der Germanenname sei von einem einzelnen Stamm auf die Gesamtheit der rechtsrheinischen Germanen ausgeweitet worden⁸³⁴. Da der ursprüngliche Namensträger historisch nicht auszumachen ist, steht einer weitschweifigen Spekulation über dessen kulturelle Identität nichts im Weg. Daraus erklärt sich auch die Vielzahl der etymologischen Vorschläge, von denen hier

⁸³⁰ KRAHE 1964: 39; SCHMEJA 1968: 57.

⁸³¹ Diesen Vorschlag machte POKORNY 1940: 136.

⁸³² Das Alteuropäische wird heute weniger horizontal als eigenständige Dialektgruppe interpretiert, sondern vielmehr vertikal als eine diachrone Entwicklungsstufe des voreinzelsprachlichen Idg. im Westen, quasi ein spätes Uridg. Vgl. neuerdings W. P. SCHMID 1986: 155ff.; IF 77.1972: 1ff.; Onomastica 27.1982: 55ff.

⁸³³ So räumt SCHMEJA 1968: 56 ein, daß der phryg. ON Ἰερὰ Γέρμη mit den zugehörigen Γερμηνοί auf idg. **ǵʰermo-* zurückzuführen ist.

⁸³⁴ Wie oben (Seite 197) angedeutet, möchte ich hiermit keine vermischte Argumentation betreiben.

nur ein kleiner Teil vorgestellt wurde⁸³⁵. Es erklärt weiter, daß die zur Deutung herangezogenen Sprachen immer unbekannter wurden.

Eine genauere Betrachtung der Quellen hat der zugrundeliegenden Prämisse allerdings den Boden entzogen. Der Name bezieht sich von Anfang an auf die rechtsrheinischen Germanen, er wurde den Römern von Galliern übermittelt, und dies wahrscheinlich in Rom selbst. Es ist daher erneut eine andere, recht umfangreiche Gruppe von Vorschlägen heranzuziehen, die den Germanennamen durch Anknüpfung an lat. *germānus* 'leiblich, echt; Bruder, Schwester' aus der lateinischen Sprache zu erklären versuchte. Diese Ansätze werden zum einen der auffälligen Tatsache gerecht, daß der Germanenname nur in die antike – und dort besonders die römische – Welt Eingang fand, von den Germanen selbst dagegen nicht benutzt wurde. Zum andern stehen sie in Einklang mit der taciteischen Aussage, daß es sich bei *Germania* nicht um ein *verum et antiquum nomen*, sondern lediglich um ein *vocabulum* handle.

Die „lateinische These“ konstituiert den ältesten Erklärungsversuch des Germanennamens; sie findet sich bereits in der Antike. STRABO vergleicht Germanen und Gallier mit dem Fazit, beide seien sich recht ähnlich, nur seien die Germanen noch etwas größer, wilder und blonder. Dann stellt er die These auf, daß die Römern den Namen der Germanen geprägt hätten, um die Germanen als „echte Gallier“ zu charakterisieren⁸³⁶. NORDEN sieht nun in der Wendung *μοι δοκοῦσι* einen Beweis dafür, daß es sich hier nur um STRABOS eigene Erfindung handelt⁸³⁷. In dem Augenblick jedoch, da man das *μοι δοκοῦσι* statt auf den folgenden Satz auf den vorhergehenden bezieht, fällt NORDENS Ansicht. Dann betrifft STRABOS Relativierung nicht mehr den Umstand der Namengebung durch die Römer selbst, sondern nur noch deren Motiv⁸³⁸.

Die strabonische Etymologie bleibt in der Antike nicht ohne Echo, wenn auch die damit verknüpfte Origo isoliert steht. Mehrmals trifft man in der Literatur jedoch auf

⁸³⁵ Symptomatisch hierfür sei die Entwicklung bei NORDEN genannt, der 1920: 388 noch einen keltischen Ursprung des Germanennamens vertreten hatte, in der zweiten Auflage 1923: 511 dann der germanischen Herkunft zustimmte, um sich schließlich 1934: 261 für eine illyrische Etymologie zu entscheiden. Die strabonische These *germani* = *Γαλάται γνήσιοι* dagegen nannte er 1920: 81¹ „absurd“.

⁸³⁶ STRABO 7,1,2: ...διὸ δίκαια μοι δοκοῦσι Ῥωμαῖοι τοῦτο αὐτοῖς θέσθαι τοῦνομα ὡς ἂν γνησίους Γαλάτας φράζειν βουλόμενοι. γνήσιοι γὰρ οἱ Γερμανοὶ κατὰ τὴν Ῥωμαίων διάλεκτον; das *δίκαια* der Handschriften wurde von MEINEKE 1852 (bei HARTMANN 1921: 200) aus stilistischen Gründen in *δὴ καὶ* konjiziert.

⁸³⁷ Vgl. Fußnote 835.

⁸³⁸ HIRSCHFELD 1898: 359; BIRT 1917: 39; HARTMANN 1921: 199f. Es ist zu betonen, daß die schon bei MÜLLENHOFF DA II: 190 geäußerte andere Interpretation des *μοι δοκοῦσι* MEINEKES Emendation *δίκαια* → *δὴ καὶ* voraussetzt.

die Doppelbedeutung von *germānus*: So sagt CICERO (Philip. 11,14) von einem Römer *Cimber*, der seinen Bruder vergiftet hatte, *Germanum Cimber occidit*. VELLEIUS (2,67,4) bezeugt, daß die Soldaten einen Triumphzug mit dem Spottvers *de Germanis, non de Gallis duo triumphant Consules* begleiteten; die besagten Konsuln hatten ihre beiden Brüder auf die Proskriptionslisten gesetzt und so beseitigt.

In der Neuzeit ist nun diese antike Namensorigo mehrfach wieder aufgenommen und variiert worden. Besonders BIRT und HARTMANN beriefen sich auf STRABO und versuchten, dessen These zu stützen und auszubauen. BIRT (1917: 31ff.) nimmt dabei an, die Römer hätten die Kimbern und Teutonen für neue Brennus-Leute gehalten und sie wegen ihrer noch größeren Wildheit, Blondheit und Größe *Galli germani* 'echte, leibhafte Gallier' genannt. Er kann sogar zeigen, daß eine solche Bezeichnung *Gallus germanus* für *Brennus* wirklich existiert⁸³⁹. Ähnlich wurden auch nach HARTMANN (1918: 15) Kimbern und Teutonen von den Römern *Galli germani* genannt; erst CAESAR machte dieser Verwechslung ein Ende. Den Begriff der „echten Gallier“ will HARTMANN bei CAESARS Helvetier- und Belgerdarstellung feststellen⁸⁴⁰. Während BIRT (1917: 57f.) den Zeitpunkt der Namensprägung ziemlich genau auf die Zeit vor den Kimbernkriegen festmacht, schließt HARTMANN (1918: 22) nicht aus, daß dieser Begriff auf germanischer Seite bereits existierte und damit, wenn nicht übersetzt, so doch begrifflich nachgebildet worden sei. Für diesen Fall schließt er sich der Übersetzungstheorie LAISTNERS an⁸⁴¹.

Damit eröffnet sich schon die zweite Gruppe unter den Namenserkklärungen aus dem Lateinischen, nämlich die Übersetzungstheorien. Hatte BELOW 1950 noch Übersetzung eines kelt. Namens – womöglich *Tungri* – angenommen⁸⁴², so kam für GUDEMAN (1899: 28) auch ein germanischer Name in Betracht. Welcher Name dies war, wußte er nicht, nahm jedoch an, daß dieser mit dem lat. Wort die Bedeutung 'Brüder' haben müsse⁸⁴³.

⁸³⁹ So sagt SENECA Apoth. 6 über Claudius: *Quod tibi narro: ad sextum decimum lapidem natus est a Vienna, Gallus germanus. Itaque quod Gallum facere oportebat: Romam cepit*; dazu BIRT 1917: 56f. *Galli germani* bei OROSIUS 5,16,1 *Cimbros et Teutonas et Tigurinos et Ambronas, Gallorum germanorum gentes* ist gegen BIRT 1917: 60 jedoch besser als *Gallorum Germanorum[que] gentes* zu interpretieren. OROSIUS konnte Kimbern und Teutonen gar nicht als Gallier ansehen, da er auf CAESAR zurückgeht.

⁸⁴⁰ Damit wird freilich MUCHS 1920: 51 Kritik an BIRT, die *Belgae* und „im besonderen die *Nervii*, die *maxime feri* unter den *Belgae*“ müßten dann im Germanenbegriff eingeschlossen sein, nicht gegenstandslos.

⁸⁴¹ Siehe sogleich.

⁸⁴² Bei HIRSCHFELD 1898: 359 und COLLINDER 1944: 26f.

⁸⁴³ Zu lat. *germānus* siehe aber Seite 208.

Präzisere Vorstellungen formulierte dagegen LAISTNER (1892: 47ff.): er ging von der Bedeutung ‘leiblich, recht, echt, wahr’ für lat. *germānus* aus, welche er auch für den VN *Istvaeones-Istaevones* erschlossen hatte. Letztere hatte er zu aks. *istъ, istovъ* ‘echt, wahr’ gestellt, das er als *tu*-Verbaladjektiv zur Wurzel **(h₁)es-* ‘sein’ ansah. Diese Etymologie ist jedoch abzulehnen, denn zum einen existiert ein solches Verbaladjektiv zu **(h₁)es-* mit der Bedeutung ‘echt’ nicht⁸⁴⁴, und außerdem hätte es auch nicht zu slav. *istъ, istovъ* geführt⁸⁴⁵. Aks. *istovъ* kann also die Bedeutung des VN *Istaevones* nicht erhellen. Hinzu kommt, daß man als Übersetzungsgrundlage für einen so wichtigen Gesamtnamen wie *Germani* einen verbreiteteren und auch umfassenderen VN erwarten würde, als gerade *Istaevones*.

In jüngerer Zeit vertritt auch PEKKANEN (1971: 157ff.) einen lateinischen Ursprung des Namens Germanen. Er beruft sich für das lateinische Verständnis des Namens auf STRABOS Zeugnis, hält aber STRABOS Origo selbst für falsch. Stattdessen sucht er wie LAISTNER einen germ. VN, welcher zur Bedeutung des lat. Adjektivs *germānus* eine Entsprechung bietet. Diese Entsprechung sucht er im Namen der *Sciri*. Da die *Sciri* in enger Beziehung zu den *Bastarnae* stehen⁸⁴⁶, läßt sich eine Opposition *Bastarnae* ‘die Bastarde’ : *Sciri* ‘die Reinen, Unvermischten’ bilden, wobei die eine Bedeutung die jeweils andere stützt⁸⁴⁷. In der Tat ist es verlockend, zur gesicherten historischen Nachbarschaft beider Stämme einen semantischen Zusammenhang ihrer Namen zu stellen, auch wenn sich dies nicht in letzter Konsequenz sichern läßt⁸⁴⁸. Nur bietet die Bedeutung des Namens *Sciri* wohl kaum eine genaue Entsprechung zum lat. *germānus*, denn die Konnotation ‘rein, unvermischt’ baut auf einer Denotation ‘leuchtend, klar, hell’ auf. Germ. **skīra-* ist ein primäres Adjektiv zum stV. **skīnan* ‘scheinen’. Die Bedeutung der zugrundeliegenden Wurzel **skēi-* ‘leuchten, scheinen,

⁸⁴⁴ Auch wenn griech. ἀπαστός ‘Abwesenheit’ hierher gehört, so offenbart es doch vorerst eine ganz andere Bedeutung als ‘echt’; vgl. FRAENKEL ZVS 53.1925: 47; ferner BRUGMANN II.1: 442; FRISK GEW I: 577; CHANTRAINE DELG: 422f. Die Tendenz der sein-Verben, Adjektive des Typs ‘wahr, echt’ zu bilden, bleibt damit natürlich unbestritten, vgl. nur ahd. *sand*, an. *sannr*, aind. *sant-* ‘wahr’, got. *sunjis* ‘wahrhaft’, ai. *satyáḥ* ‘wahr’, alle vom Partizip von **(h₁)es-*. Vgl. dazu schließlich unten Seite 237.

⁸⁴⁵ Vgl. hierzu BERNEKER SEWB I: 435f.; STANG 1949: 343ff.

⁸⁴⁶ Vgl. L. SCHMIDT I: 86ff.

⁸⁴⁷ Vgl. MUCH 1925: 22; GUTENBRUNNER 1939: 93; SCHWARZ 1956: 49f.; WENSKUS 1961: 22.

⁸⁴⁸ Die Bedeutung des Namens *Bastarnae* ist nichtsdestotrotz umstritten: vgl. oben Fußnote 704. KNOBLOCH 1984: 57ff. leitet den VN *Bastarnae* neuerdings wieder aus dem Iran. her und stellt ihn zum Appellativum *Bastard*, das er aus osset. *bast* ‘Bündel’ (< ‘Zusammengebundenes’) + Part. *ard* zu *aryn* ‘gebären’ erklärt. Den Bedeutungsgegensatz zu *Sciri* ‘die Reinen’ behält er bei. Für iran. Herkunft des Wortes hatte sich schon JACOBSON 1929: 236ff. ausgesprochen, dagegen LANGE bei MUCH 1967: 528.

glänzen' ist altererbt und im Germ. gut vertreten⁸⁴⁹. Ebenso gut vertreten ist das Adjektiv **skīra*-⁸⁵⁰. Wie alle Ableitungen von der Wurzel **skéi*- hat dies vor allem eine „Lichtbedeutung“ 'hell, klar'. Daneben existieren jedoch Abweichungen wie in got. *skeirs* 'deutlich'; die Komponente 'deutlich' zeigt sich seinerseits im von *skeirs* abgeleiteten *gaskeirjan* 'erklären', das sich unschwer aus 'hell, transparent machen' herleiten läßt⁸⁵¹. Eine andere Richtung schlagen Ableitungen mit der ethischen Komponente 'rein, sauber, gut' ein, so etwa in an. *skírleiki* 'Reinheit', *skírlífi* 'Keuschheit'. Gleichwohl erklären sich auch diese Bedeutungen aus primärem 'leuchtend, hell'⁸⁵².

Für eine Bedeutung 'unvermischt, echt' in germ. **skīra*- wurde an. *skírborinn*, *skírgetinn* 'aus ehelicher Geburt' herangezogen⁸⁵³. Nicht nur wegen der etymologischen, sondern auch wegen der synchronen Bedeutung von an. *skírr* muß man dies jedoch wie die obigen Fälle sekundär aus der Bedeutung 'leuchtend, hell' > 'klar, rein' erklären. Daher ist auch die Bedeutungsopposition von 'Vermischte, Bastarde' : 'Unvermischte, Reine' in *Bastarnae* : *Sciri* nur implizit vorhanden: die *Sciri* sind die 'Strahlenden, Hellen', damit implizit die 'Unvermischten', gegenüber den 'vermischten' *Bastarnae*, implizit den 'Dunklen, Schmutzigen'⁸⁵⁴.

⁸⁴⁹ FALK-TORP WGSE: 461f.; POKORNY IEW: 917f.; LEHMANN GED: 311. Auf ai. *chāyā* 'Glanz, Schimmer, Schatten' und der Verknüpfung mit griech. *σκηνή* 'Zelt, Bühne, Szene', dor. *σκάνος* 'Zelt; Leib' beruht POKORNYS Ansatz **skāi*- : **skāi*-, d. i. **skeh₂i* : **skh₂i*. Für andere Formen hätte man dann Laryngalmetathese **skih₂*- < **skh₂i*- anzunehmen (vgl. hierzu EICHNER bei: Bammesberger – Die Laryngalthorie und die Rekonstruktion des indogermanischen Laut- und Formensystems. Heidelberg 1988: 134), oder für die germ. Formen sekundäre Angleichung an das Ablautmuster der st. V. Jedoch kann in ai. *chāyā* ebenso gut BRUGMANNs Gesetz vorliegen, während gr. *σκηνή* nicht unbedingt hierhergehören muß. Fürs Germ. jedenfalls genügt der Wurzelansatz **skēi*-.

⁸⁵⁰ Unsicher ist der i-Stamm in got. *skeirs*; vgl. KRAUSE 1968: 181¹.

⁸⁵¹ Skeir. 4,12; 5,6. Hierzu stellen sich ferner Termini wie an. *skírsla* 'Beweis(-führung)'. Eine Zwischenstellung nimmt ae. *scīr* ein, das neben 'hell, leuchtend' die Bedeutung 'durchsichtig' kennt; vgl. BOSWORTH-TOLLER ASD I: 836.

⁸⁵² Vgl. FRITZNER OB III: 348ff.; JÓNSSON LP: 508f. Diese Bedeutungsübertragungen basieren offensichtlich auf einem kulturellen Hintergrund, in dem sich ethische und ästhetische Wertung verbinden; in den nord. Belegen mag schon christlicher Einfluß durchscheinen. Die Identität ethischer und ästhetischer Werte erscheint auch Grm. 11, wo *Skadī* als *skír brúðr goða* 'strahlende Götterbraut' dem Riesen *þjazi*, ihrem Vater, gegenübergestellt wird. Der Archetypus vom hellen Guten und vom dunklen Schlechten wirkt schon in der Anschauung vom „strahlenden“ Helden: bei diesem sind Haut, Haare und besonders die Augen hell, und an all diesen Indizien erkennt man schon bei der Geburt den Adel. Auch hierin verschränken sich ethisches und ästhetisches Ideal.

⁸⁵³ MUCH 1967: 528; PEKKANEN 1971: 158.

⁸⁵⁴ TACITUS Germ. 46: ...*sordes omnium ac torpor procerum. Coniubiis mixtis nonnihil in Sarmatarum habitum foederant*. Vgl. Akv. 34f. den Kontrast zwischen den *gumar gransīðir* 'hängebärtigen Männern' und Gudrun in *skírleita* 'der hellgesichtigen'.

Der Unterschied zu lat. *germānus* wird schon durch dessen etymologische Bedeutung erhellt: *germānus* ist Adjektiv zu *germen*, welches aus **gen-men-* zur idg. Wurzel **ǵenh₁-* 'hervorbringen, (er-) zeugen' dissimiliert ist⁸⁵⁵. So bedeutet auch die formale Entsprechung zu lat. *germen* 'Same, Sproß' im Ai. 'Geburt, Herkunft', was aus der Bildweise als *men*-Verbalabstraktum logisch hervorgeht⁸⁵⁶. Die geschichtlich ererbte Bedeutung ist im Lat. noch lebendig. Das Adjektiv *germānus* bedeutet im weiteren Sinn 'echt', beschreibt jedoch besonders das leibliche Verwandtschaftsverhältnis, die gemeinsame (biologische) Herkunft⁸⁵⁷. Substantiviert bedeutet es 'Bruder, Schwester', tritt dabei aber nicht wirklich mit *frāter* in Konkurrenz, da es im Gegensatz zu diesem nur Geschwister mit denselben Eltern bezeichnet. *Frāter* bringt also eher eine allgemein sozialrechtliche, *germānus* dagegen eine biologisch-erbliche, eine abstammungsrechtliche Bindung zum Ausdruck. Wie die häufige Fügung *frāter germānus* (*soror germāna*) zeigt⁸⁵⁸, ist *germānus* gegenüber *frāter* markiert. Womöglich ist die Verwendung von *germānus* als Appellativum 'Bruder' erst in solchen Phrasen entstanden; jedenfalls liegt der Bedeutungskern nicht in dieser appellativischen Verwendung, sondern in ihrer Charakterisierung 'von derselben (biologischen) Herkunft'. Die Markiertheit gegenüber *frāter* ist also nicht konnotativ, sondern denotativ. Während an. *skírborinn* die konkrete Bedeutungskomponente 'leiblich, in biologischem Sinne echt' erst durch Komposition mit dem Partizip *borinn* bekommt, bringt *germānus* diese Komponente schon von alters her mit. Das Adjektiv *germānus* entpuppt sich als Prototyp einer für ethnozentrische Begrifflichkeit verwendbaren Vokabel.

Freilich findet beim Übersetzungsvorgang durch Rezeptoren mit andersartigem kulturellen Hintergrund eine *interpretatio* statt. Dabei können durchaus Konnotationen verlorengehen oder ausgetauscht werden, sodaß die resultierende Übersetzung

⁸⁵⁵ *Ger-men* verhält sich zur Verbalbasis **gen^o* (*gignō*) wie *car-men* zu *can^o* (*canō*); der lautgesetzliche Charakter dieses Prozesses war früher umstritten, ist aber heute weitgehend akzeptiert; vgl. WALDE-HOFMANN LEW I: 595, 597ff.; ERNOULT-MEILLET DELL I: 272.

⁸⁵⁶ Im Ai. existieren sowohl die *seṭ*-Form *jániman-* als auch die *aniṭ*-Form *jánman-*; zur Bedeutung vgl. PORZIG IF 42.1924: 226ff.

⁸⁵⁷ Die erweiterte Funktion wie bei CICERO Brut. 296: *haec germana ironia est* oder Att. 4,5,3: *scio ... me asinum germanum fuisse* resultiert aus der engeren wie bei CICERO De lege Agr. 2,97: *illi veteres germanique Campani* und PLAUTUS Men. 1082: *hi sunt geminei germanei duo* oder in CIL I: 1215, b. 2: *pater mei et genetrix germana*; hier finden gar zwei Etyma zusammen.

⁸⁵⁸ Z. B. CIL I.1: 25⁵⁷⁵; PLAUTUS Men. 1102; Cist. 451; TERENTIUS Andria 292; CICERO Ver. 1,128; Pro Mil. 73; ENNIUS Ann. 41 usw. Mehrfach tritt *frāter* als Oberbegriff in Erscheinung, der die Opposition *patruēlis* : *germānus* subsumiert, z. B. LIVIUS 35,10,8: *pro fratre germano, non patruelo*; VELLEIUS PATERCULUS 2,8,2: *censura Metellorum patruelium, non germanorum fratrum*; CICERO De Fin. 5,1: *frater noster cognatione patruelis, amore germanus*.

nicht genau dem Vorbild entspricht. Doch abgesehen davon, daß eine solche Prämisse unbeweisbar bleibt, ist die Markiertheit von *germānus* gegenüber *frāter* nicht in der Konnotation, sondern in der Denotation zu suchen. Zudem sind gerade in Fragen der (biologischen) Deszendenz, der Abstammungsideologie, antikes und barbarisches Kulturgut nicht so weit voneinander entfernt⁸⁵⁹.

Sieht man den VN *Germani* als lateinische Übersetzung eines germanischen Namens an, so ist also darauf zu achten, daß die semantischen Hauptkomponenten von *germānus* schon im germ. Vorbild enthalten sind. Darüber hinaus ergibt die Namensgeschichte, daß nicht ein beliebiger germanischer VN mit entsprechender Bedeutung herbeigezogen werden kann. Da die Theorie einer Namensübertragung von einem Einzelstamm auf die Gesamtheit abzulehnen ist, muß dieser auch dem rechtsrheinischen Germanenbegriff des BG gerecht werden.

COLLINDER kommt (1944: 27ff.) sowohl aus Gründen der antiken Namensgeschichte als aus sprachlichen Gründen auf die Idee, den VN der *Suebi* als Vorbild der Übersetzung anzunehmen. Diesen führt er auf eine vorgerm. Form **sūē-b^hū-* zurück. Schon aufgrund der historiographischen Bedeutung des Suebennamens ist diese Auffassung bestechend; dennoch wurde sie in der Forschung nie in größerem Umfang rezipiert oder gar diskutiert⁸⁶⁰. Es scheint an der Zeit, diese Idee anhand der oben⁸⁶¹ gewonnenen Ergebnisse neu zu überprüfen.

3.3 Suebenname und Suebenbegriff in der antiken Literatur

„Auch begannen die Sweben ja erst zu Caesars Zeiten allmählich, sich von einer *natio* zu einer *gens* auszuweiten...“
(NIERHAUS 1966: 221)

3.3.1 Die Belege

Die wichtigsten Stationen in der Geschichte des Suebennamens sind folgende:

⁸⁵⁹ Die Tatsache, daß bei PLUTARCH Mar. 25 die Teutonen von den Kimbern ἀδελφοί, also etwa ‘Brüder von derselben Mutter’, genannt werden, muß noch nicht eigentlich die Verwendung des gesuchten germanischen Namens belegen, erhellt aber die Existenz einer entsprechenden Deszendenzkonzeption und jedenfalls auch deren Niederschlag in spontanen Benennungen.

⁸⁶⁰ Zugegebenermaßen war auch mir selbst die Arbeit COLLINDERS noch gar nicht bekannt, als die gleiche Idee schon einen der Anstöße für die vorliegende Arbeit bildete. Die Tatsache, daß dieser Aufsatz zwar oft genannt, aber sein Ansatz fast nie diskutiert wurde, bestärkte mich darin, das Thema dennoch fortzuführen.

⁸⁶¹ Kapitel 3.1.

1. Reflexe einer Suebenethnographie des POSEIDONIOS wurden bei STRABO (7,1,3) vermutet. Die Ansicht einer poseidonischen Kenntnis des Namens Sueben ist aber nicht gesichert.
2. Die Sueben sind CAESARS militärische Hauptgegner; eine dementsprechende Stellung nehmen sie in seinen Commentarii ein. CAESAR widmet ihnen unter anderem einen eigenen ethnographischen Exkurs (BG 4,1,3ff.). Obwohl er die Sueben in sich nicht weiter aufgliedert, erweckt ihre Beschreibung nicht den Eindruck, als seien sie den anderen Stämmen gleichzuordnen.
3. Wie CAESAR schreibt auch STRABO 7,1,3 eine eigene Suebenethnographie. Bei STRABO gelten die Sueben als größte Gruppe – μέγιστον ἔθνος – der germanischen Region⁸⁶², da sie den gesamten Raum zwischen Rhein und Elbe und darüber hinaus bewohnen. Sie siedeln speziell auch in und um den Ἐρκύνιος δρυμός⁸⁶³. Im Gegensatz zu CAESAR sind die strabonischen Sueben nicht mehr auf einen Stamm beschränkt, sondern gelten als Oberbegriff über mehrere Teilstämme.
4. TACITUS bezieht seinen Suebenbegriff auf alle Germanen, die nicht am Rhein oder im nordwestdeutschen Gebiet siedeln. In einer Klammer faßt er alle Stämme der *Germania libera* einschließlich Skandiaviens und des Ostens unter dem Suebennamen zusammen (Germ. 38-46). Daneben wird für TACITUS noch ein enger gefaßter Suebenbegriff angesetzt.
5. Für CASSIUS DIO sind die *Suebi* Kelten⁸⁶⁴, deren Land einmal jenseits der Elbe, an anderer Stelle aber bereits am Rhein beginnt. Dort am Rhein – so weiß DIO zu berichten – beanspruchen zudem viele den Suebennamen für sich⁸⁶⁵.
6. In der Spätantike fokussiert sich der Suebenbegriff zunehmend auf den Alamanennamen und sein Umfeld.

3.3.2 Diskussion der Belege

3.3.2.1 Ethnographische Topik: das Suebenbild bis Caesar

Hauptverfechter eines alten, vorcaesareischen Suebenbegriffes ist F. FRAHM. Er glaubte, in der Suebendarstellung bei STRABO 7,1,3 Reflexe einer poseidonischen

⁸⁶² Vgl. auch 4,3,4.

⁸⁶³ Vgl. Kapitel 1.3.3.

⁸⁶⁴ CASSIUS DIO unterscheidet das, was die moderne Wissenschaft als Kelten : Germanen zu fassen versucht, mit den Begriffen Γαλάται : Κελτοί. Mit dem Begriff Γερμανία bzw. Γερμανοί (z. B. 53,12,6) bezieht er sich nur auf die beiden Reichsprovinzen gleichen Namens und deren Bewohner; das freie Germanien nennt er folgerichtig Κελτική.

⁸⁶⁵ CASSIUS DIO 55,1,1ff. (Elbe); 51,22,6 (Rhein): πολλοί γάρ καὶ ἄλλοι τοῦ τῶν Σουήβων ὀνόματος ἀντιποιοῦνται.

Suebenethnographie erschließen zu können⁸⁶⁶. Schon NORDEN hatte allerdings gegen eine solche Auffassung beanstandet, die rechtselbischen Sueben, die STRABO 7,1,3 beschreibt⁸⁶⁷, lägen noch völlig außerhalb des poseidonischen Gesichtskreises⁸⁶⁸. Von POSEIDONIOS könne somit der STRABO-Bericht nicht stammen. Dagegen wiederum wandte FRAHM ein, daß die strabonischen Sueben sehr wohl unter die alte ethnographische Skythenkategorie fallen können. Tatsächlich beschreibt STRABO in seiner Ethnographie die Sueben in einer Weise, die an CAESAR BG 4,1 erinnert, als Halbnomaden⁸⁶⁹. Hierin glaubt FRAHM den alten Skythentopos wiederzuerkennen, der „alle Stämme Ostgermaniens mitumfaßte“; eine solche Klassifizierung deute aber auf POSEIDONIOS, dessen „Germanen“ noch Kelten und dessen „Sueben“ somit noch Skythen seien⁸⁷⁰.

FRAHMS Ideen wurden – freilich teils ohne Berücksichtigung seiner Argumente – überwiegend mit Skepsis betrachtet⁸⁷¹. Die alte ethnographische Zweiteilung zwischen Kelten und Skythen war ja lediglich ein seit HERODOT überkommenes begriffliches Schema, das auf unbekannte Regionen Nordeuropas angewandt wurde, um ein enzyklopädisches Vakuum zu füllen⁸⁷². Dies Vakuum betraf die Kenntnis einzelner Namen und des ethnischen Habitus ihrer Träger. Genau dies Vakuum wird von den Sueben jedoch gefüllt, indem ihr Name durchbricht. FRAHM muß also annehmen, daß POSEIDONIOS zwar mit dem Namen Sueben vertraut geworden sei, aber dennoch ihren Habitus, den dahinter stehenden Begriff, nicht wahrgenommen habe. Demgegenüber hat der Ethnograph die vom Ende der Welt kommenden Kimbern und Teutonen nicht mehr den Skythen, sondern einer Drittgruppe mit dem Namen Keltoskythen zugewiesen.

Stellt man sich die Frage, woher der Suebenname zu POSEIDONIOS gelangt sein soll, so gibt es a priori zwei Möglichkeiten: zum einen könnte er ihn im Zusammenhang mit seiner Kimbernethnographie erfahren haben; zum andern ist ein Kontakt mit dem

⁸⁶⁶ FRAHM 1930: 195ff.

⁸⁶⁷ Vgl. unten Seite 218.

⁸⁶⁸ NORDEN 1920: 71³; ähnlich BECKMANN 1930: 119; anders WALSER 1956: 40.

⁸⁶⁹ κοινὸν δ' ἐστὶν ἅπασιν τοῖς ταύτη τὸ περὶ τὰς μεταναστάσεις εὐμαρὲς διὰ τὴν λιτότητα τοῦ βίου καὶ διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν μηδὲ θησαυρίζειν, ἀλλ' ἐν καλυβίοις οἰκεῖν, ἐφήμερον ἔχουσι παρασκευήν. τροφὴ δ' ἀπὸ τῶν τρεμμάτων ἢ πλείστη, καθάπερ τοῖς Νομάσιν, ὥστ' εἰκεῖνος μιμούμενοι τὰ οἰκεῖα ταῖς ἀρμαμάξαις ἐπάραντες, ὅπῃ ἂν δόξῃ, τρέπονται μετὰ τῶν βοσκημάτων.

⁸⁷⁰ FRAHM 1930: 198; vgl. jedoch zum Germanennamen bei POSEIDONIOS oben Kapitel 3.1.2.4. FRAHMS Position übernimmt HACHMANN 1962: 49,56; WALSER 1956: 55ff. baut diese noch etwas aus.

⁸⁷¹ NIERHAUS 1966: 215; PESCHEL 1978b: 269f.; SEYER bei KRÜGER 1988: 41.

⁸⁷² Vgl. MÜLLER I: 97ff., 125f.

Namen bei seiner Gallienreise vorstellbar⁸⁷³. Nun wäre allerdings bei einer Namensüberlieferung durch die Kimbern ein deutlicher Querbezug zu diesen zu erwarten, da die Kimbern bei POSEIDONIOS eine große, auch typenbildende Rolle spielen⁸⁷⁴. Die Sueben hätten somit unter den Oberbegriff *Κελτοσκούθαι* fallen müssen. Eine Überlieferung des Namens durch die Gallier wiederum wird durch andere Probleme erschwert: CAESAR hört BG 1,36,7 von Ariovist, daß dessen Männer 14 Jahre nicht mehr sesshaft seien. Rechnet man die Angabe des Ariovist vom Jahr 58 zurück⁸⁷⁵, so ergibt sich, daß die Sueben bis auf das Jahr 72 v. C. zumindest bezüglich Galliens sesshaft, d. h. nicht mit ihrem Angriffsraum Gallien konfrontiert waren – und umgekehrt auch nicht die Gallier mit ihnen⁸⁷⁶. Dieser Zeitpunkt aber ist für POSEIDONIOS' Gallienreise zu spät.

Die genannten Unstimmigkeiten machen den Ansatz eines Suebenbegriffes bei POSEIDONIOS problematisch. Seine Existenz ist schlechthin nicht auszuschließen; es ist aber angebracht, die mit ihm verknüpften Probleme zu erwähnen. Mit den genannten Unsicherheiten verschiebt sich das erste sichere Zeugnis für den Suebennamen auf CAESAR.

Nach verbreiteter Meinung unterscheidet CAESAR sowohl einen stammlichen Suebenbegriff als auch einen übergreifenden Sammelbegriff Sueben⁸⁷⁷. Der auf einen Stamm beschränkte Begriff Sueben scheint sich BG 1,51,2 zu spiegeln, wo die Germanen *generatim* ihre Stämme *Harudes, Marcomanos, Tribocos, Vangiones, Nemetes, Sedusios*⁸⁷⁸, *Suebos* zur Schlacht aufstellen. Hier halten die Sueben anscheinend einen den anderen genannten Stämmen gleichrangigen Status. Es erstaunt allerdings, daß CAESAR seine Liste nicht mit *Suebosque* abschließt, wodurch der Aufzählungscharakter unbezweifelbar würde. Zwar hat der CAESAR-Exzerpator OROSIUS (6,7,8) die *Suebi* mit einem verdeutlichenden *et* den anderen Stämmen angefügt; dies

⁸⁷³ Zu Beginn des 1. Jhd. v. C. hatte POSEIDONIOS Gallien bereist, war jedoch dabei kaum über dessen Südtteil hinausgelangt; vgl. NIERHAUS 1966: 213ff.; PESCHEL 1978b: 268.

⁸⁷⁴ Vgl. Kapitel 3.1.2.4.

⁸⁷⁵ Übrigens wurde von WALSER 1956: 266 selbst diese Angabe von 14 Jahren als zu hoch eingeschätzt.

⁸⁷⁶ Andererseits ist noch ein gewisser Spielraum nötig, in dem die Sequaner sich vom militärischen Wert einer suebischen Söldnerschaft überzeugen konnten – falls die diesbezüglichen Angaben des Diviciacus bei CAESAR BG 1,31 zuverlässig sind. Dies bezweifelt jedoch WALSER 1956: 18.

⁸⁷⁷ BREMER 1904: 184f.: „Die Sweben im engeren Sinne des Wortes ... Die Sweben im weiteren Sinne des Wortes sind von jenen scharf zu trennen“. NIERHAUS 1966: 221 bemerkt zum Suebenbegriff bei CAESAR: „Während er im ersten Buch des ‘Bellum Gallicum’ sichtlich zur Kennzeichnung eines einzelnen Stammes (*natio*) verwandt wird, gilt er im Suebenexkurs des vierten Buches (IV 1,3) einem Stammesverband (*gens*)“; zu *natio* : *gens* siehe oben Kapitel 3.1.2.6.

⁸⁷⁸ Diese lassen sich aufgrund von OROSIUS 6,7,7 *Eduses* jedenfalls in *E(u)dsios* verbessern.

ist jedoch seine eigene Dreingabe und beruht jedenfalls auf späterer Interpretation. CAESAR gibt darüber hinaus keinen Anlaß zu einer solchen engen Interpretation. Problematisch ist andererseits jedoch auch die Ansicht, daß das abschließende *Suebos* in BG 1,51,2 von CAESAR selbst als zusammenfassender Oberbegriff gemeint war⁸⁷⁹. RIESE (1890: 341) war der Ansicht, daß CAESAR die „folgenden Namen von *genera* (*gentes*) alle *pariter* angesehen wissen will“. Die assoziative Übertragung der in *paribus intervallis* aufgestellten Heere auf die *pariter* angesehenen Stämme ist jedoch allein noch nicht überzeugend. Gewichtiger scheint mir die Tatsache, daß im Satz *Germani suas copias ... generatimque constituerunt paribus intervallis Harudes ... Suebos* der Suebenname nicht als Sammelbegriff aufgefaßt werden kann, da dieser Platz schon von *Germani* besetzt ist. Dieses Argument ist nur zu durchbrechen, wenn *Suebos* hier als Attribut zu den vorausgehenden Namen betrachtet wird; die umstrittene Stelle gibt dafür freilich kein Indiz. Diese Stelle ist jedoch die Hauptstütze für einen engen Suebenbegriff bei CAESAR. Darüber hinaus erwecken die Sueben durchaus nicht das Bild einer den sonstigen Stämmen gleichrangigen Einheit.

Zwar werden CAESARS Sueben niemals *expressis verbis* als Oberbegriff charakterisiert; CAESAR selbst gibt jedoch für eine entsprechende Interpretation ausreichend Anlaß. Die Sueben sind seine Hauptgegner im gallischen Krieg. Sie erscheinen an der gesamten Rheingrenze⁸⁸⁰, und ihre topische Größe und Macht ist in den *Commentarii* ohne Beispiel. Man vergleiche Stellen wie BG 4,1,3f. *Sueborum gens est longe maxima et bellicosissima Germanorum omnium. Hi centum pagos habere dicuntur*; BG 4,3,1f. *maximam putant esse laudem, quam latissime a suis finibus vacare agros ... itaque una ex parte a Suebis circiter milia passuum centum agri vacare dicuntur*; BG 4,7,5 *sese unis Suebis concedere, quibus ne dii quidem immortales pares esse possint. Reliquum quidem in terris esse neminem, quem non superare esse possint*.

Die Topik dieser Sätze ist in der Fachwelt heftig diskutiert worden. Schon lange hat man die *centum pagi* als einen alten ethnographischen Stereotyp entlarven wollen, den CAESAR der älteren Literatur entnommen hatte⁸⁸¹. Der Vergleich mit den

⁸⁷⁹ Dies vertraten z. B. KOSSINNA 1890: 204f.; FRAHM 1930: 201; WALSER 1956: 35⁴. Dagegen wandte sich RIESE 1890: 340ff. und in der Folge WENSKUS 1961: 257; NIERHAUS 1966: 220f.; PESCHEL 1978b: 276⁸⁸. Die von RIESE geführte Argumentation selbst wurde jedoch von seinen Nachfolgern nicht aufgegriffen.

⁸⁸⁰ PESCHEL 1978b: 283f. zeigt zudem, daß der Suebenbegriff z. B. auch auf die *Sugambri* übertragbar war.

⁸⁸¹ Eine umfassende Übersicht zur Forschung bietet KOTHE 1985: 213ff. Auf KOTHEs eigene Deutung der *centum pagi* ('Hunde-Gaue'), die eine alte Idee HERMANN MÜLLERS 1840 wieder aufgreift, möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen, da sie mir völlig verfehlt erscheint. Vgl. dazu aber Kapitel 3.4.1, außerdem die Polemik HARTKES 1985: 247ff.

unsterblichen Göttern BG 4,7,5 wurde sogar als humoristisches Element der *Commentarii* interpretiert, hatte doch CAESAR selbst diese Sueben, *quibus ne dii quidem immortales pares esse possint*, kurz zuvor besiegt⁸⁸². Freilich ist der Stelle eine gewisse Ironie zu eigen. Humoristisch dagegen kann sie nicht aufgefaßt werden, dafür ist das Germanenmotiv bei CAESAR zu sehr funktionalisiert⁸⁸³; auch bekommt kein anderer Gegner CAESARS solche Topoi zugeordnet. Die Überhebung der *Suebi* dient vielmehr einer Rechtfertigung und Überhebung CAESARS selbst⁸⁸⁴, erfunden ist sie von diesem jedoch nicht.

Verhält es sich aber wirklich so, daß CAESAR mit diesen Topoi nur „irgendeine literarische Notiz oder Reminiszenz“⁸⁸⁵ in seinen Bericht einfließt? Haben die Topoi keine authentischere Basis? Die *centum pagi* – seien sie auch stereotyp – kommen nur den Sueben zugute, nicht den anderen Hauptgegnern CAESARS. Die Helvetier haben notabene nur 4 Gaue und gelten als bedeutendster Stamm Galliens⁸⁸⁶. Belastet man hier den Begriff des ethnographischen Topos, so ist zumindest zu fragen, worin die Verwendung solcher Topik motiviert war. Eine Antwort geht dahin, „daß 100 *pagi* eine feste Formel der Ethnographie war, die CAESAR in einem später auf die Semnonen angewandten Berichte über die Sueben vorgefunden und rhetorisch überarbeitet hatte“⁸⁸⁷; „die Suebenbeschreibung besteht im wesentlichen aus älteren literarischen Angaben, die bei der mangelhaften Kenntnis des Landes ... den wirklichen Zustand nur wenig treffen ... Die Auswahl der Motive geschah, um der bekannten Ethnographie der Gallier ein Gegenbild gegenüber zu stellen“⁸⁸⁸.

Eine solche Begründung ist unbefriedigend. Daß, wenn auch nicht der Wortlaut⁸⁸⁹, so doch der ideologische Hintergrund für einen solchen Topos festere Konsistenz hatte, sieht man an seiner mehrfachen Wiederkehr in unterschiedlichem Kontext: die *centum pagi* wiederholen sich innerhalb der Germania so oder ähnlich bei den Sueben des CAESAR, den **Suiones* des PLINIUS und den Semnonen des TACITUS⁸⁹⁰. Diese Fälle

⁸⁸² NORDEN 1920: 368: „Was Caesar hier zum Ausdruck hat bringen wollen, ließe sich kurz und derb in die Worte 'Bangemachen gilt nicht' zusammenfassen“.

⁸⁸³ Man vergleiche die entsprechende Rolle der Kimbern und Teutonen in CAESARS Rede vor Vesontio BG 1,40.

⁸⁸⁴ WALSER 1956: 86ff.; ZEITLER 1986: 43.

⁸⁸⁵ WALSER 1956: 27.

⁸⁸⁶ BG 1,3,7, allerdings mit den Worten des Orgetorix: *non esse dubium, quin totius Galliae plurimum Helvetii possent*.

⁸⁸⁷ FRAHM 1929: 166.

⁸⁸⁸ WALSER 1956: 77.

⁸⁸⁹ Vor allem ist es mit DANNENBAUER 1949: 155ff.; STEINBACH 1951: 122; WALSER 1956: 59 riskant, hierin etwa den Typus der germanischen Hundertschaft wiederzuerkennen.

⁸⁹⁰ CAESAR BG 1,37,3; 4,1,4; TACITUS Germ. 39,10; zu PLINIUS vgl. Kapitel 2.6.1.

stehen nicht nur in jeweils anderem ethno- und geographischen Zusammenhang, sondern auch in unterschiedlicher pragmatisch-politischer Konstellation. Es handelt sich bei einer Formel von der Art der *centum pagi* deutlich um ein Universale, das man nicht nur aus antiker Tradition zu erklären hat⁸⁹¹. Zur Verknüpfung mit einer „literarischen Reminiszenz“ fehlt das CAESAR, PLINIUS und TACITUS gemeinsame Motiv. Dies Motiv ist jedoch dann gegeben, wenn die antiken Autoren als Vorlage für den Topos auf eine ähnliche Formel ihrer Gewährsleute zurückgreifen können⁸⁹².

Die These, daß in der Stammesliste BG 1,51,2 der Suebenname letztendlich auf eine Sammelbezeichnung aller Stämme des Ariovist zurückgeht, läßt sich weiter erhärten. Abgesehen davon, daß Ariovist schon für das Jahr 62 v. C. bei CORNELIUS NEPOS als *rex Sueborum* titulierte wird⁸⁹³, finden sich Stützen vor allem in den *Commentarii* selbst: BG 1,37,3 z. B. sieht sich CAESAR zu schnellem Handeln gedrängt, damit sich nicht noch eine *weitere Schar* von Sueben mit den alten Truppen Ariovists vereinige⁸⁹⁴. Mit der *nova manus Sueborum* statt der erwarteten *nova manus Germanorum* werden auch die linksrheinischen Truppen zu Sueben. Der formalen Trennung von Sueben und Germanen bei CAESAR stehen intentional jedoch weiterreichende Kongruenzen gegenüber; die Begriffe Sueben und Germanen erscheinen immer wieder in einer Austauschbeziehung. Auffällig ist das natürlich direkt nach dem Ende des Germanenexkurses BG 6,29. Hier heißt es ungefähr: als CAESAR erfuhr, daß die Sueben sich in die Wälder zurückgezogen hatten, beschloß er, da ja die Germanen kaum

⁸⁹¹ Ähnlich schon MÜLLENHOFF DA IV: 463. Auch MUCH 1967: 439 räumt ein, daß „die Zahl 100 als solche nicht viel zu bedeuten hat“; er zeigt jedoch 438f., daß formelhaft verwendete Zahlwörter – besonders gut konserviert in der Dichtung der idg. Sprachen, auch im Germ. selbst – einfach eine große Zahl wiedergeben können. Das ist zudem auch im modernen Sprachgebrauch nicht unbekannt. NIERHAUS 1966: 221: nur die Zahl selbst ist formelhaft und steht für „die Sweben als ein ungewöhnlich großer Stamm“. Neuerdings betont gegen KOTHE auch HARTKE 1985: 247ff. wieder das Motiv der Größe in der *centum-pagi*-Formel.

⁸⁹² Etwas zu modern und einseitig allerdings sieht OBERMEIER 1948: 21 das Motiv in einer „Glorifizierung der Stärke“; es handelt sich viel umfassender um den Anspruch ethnischer Größe: vgl. Kapitel 0.1.3.

⁸⁹³ PLINIUS NH 2,170 sowie POMPONIUS MELA 3,5; bei letzterem steht zwar *rex Botorum*, doch ist hier die Notwendigkeit einer Emendation offensichtlich. Nach NEPOS schenkte der *rex Sueborum* dem Statthalter der Gallia Cisalpina zwei indische Sklaven. Mit PESCHEL 1978b: 275 wird man diese Stelle unmöglich von der CAESAR-Überlieferung trennen können, da CORNELIUS NEPOS 44 v. C. schrieb.

⁸⁹⁴ *Quibus rebus Caesar vehementer commotus maturandum sibi existimavit, ne, si nova manus Sueborum cum veteribus copiis Ariovisti sese coniunxisset...* Auch diese Schar rekrutiert sich aus 100 Gauen, welche sich rechts des Rheins versammelt haben.

Ackerbau treiben (und somit die Proviantierung schwierig wird), nicht weiter vorzurücken⁸⁹⁵.

Noch deutlicher wird die Synonymie von Germanen und Sueben vor Beginn des Germanenexkurses BG 6,10. Auch hier geht es um die Sueben. Die Beschreibung nimmt ihren Anfang bei den Konstellationen der Rheingrenze, und es zeichnet sich die Überleitung in eine suebische Landestopographie ab, die jedoch abrupt durch den Germanenexkurs unterbrochen wird. Sie wird in dem Augenblick abgebrochen, als die *silva Bacenis infinita magnitudine* erreicht ist, also just da, wo von der geographischen Ausdehnung her Sueben und Germanen ununterscheidbar zu werden drohen.

Der Germanenexkurs ist damit zu beiden Seiten, am Anfang wie am Ende, von der Suebenthematik umschlossen. Vermehrtes Gewicht bekommt die Erkenntnis angesichts der Tatsache, daß der Germanenbericht an dieser Stelle nicht ursprünglich ist, sondern nachträglich redigiert wurde. Das heißt: die jeweils aktuellen Feldzugsberichte an den Senat enthielten noch nicht den Exkurs; dieser wurde vielmehr in die 52-51 v. C. entstandene literarische Fassung der *Commentarii* nachträglich eingefügt⁸⁹⁶. Umso höher ist die Verknüpfung von Suebenthematik und Germanenexkurs zu werten.

Zur Steigerung dieser Einsicht läßt sich zeigen, daß nicht nur um den Germanenexkurs, sondern auch in ihm die Suebenthematik weitergeführt wird. Der Exkurs ist in seiner Substanz eine erweiterte Form der Suebenskizze in BG 4,1ff. NORDEN (1920: 485) hat darauf aufmerksam gemacht, daß bei weitgehender inhaltlicher Entsprechung wörtliche Übereinstimmung vermieden wurde⁸⁹⁷. Zudem verweist CAESAR mit keinem Wort auf die Suebenskizze zurück, was seiner sonstigen Art völlig widerspricht⁸⁹⁸. Folgende Textstellen wurden von NORDEN verglichen⁸⁹⁹:

(1) <i>publice maximam putant esse laudem quam latissime a suis finibus vacare agros: hac re significari magnum numerum ci-</i>	(1) <i>civitatibus maxima laus est quam latissime circum se vastatibus finibus solitudines habere. hoc proprium virtutis existimant, expulsos agris finitimos cedere neque quemquam prope se audere</i>
---	---

⁸⁹⁵ Caesar, *postquam per Ubios exploratores comperit Suebos omnes se in silvas recepisse, inopiam frumenti veritus, quod, ut supra demonstravimus, minime Germani agri culturae student, constituit non progredi longius.*

⁸⁹⁶ Vgl. NORDEN 1920: 85ff. 484ff.

⁸⁹⁷ Die einzelnen Ausnahmen, die FRAHM 1930: 204 beibrachte, können diesen Eindruck nicht trüben.

⁸⁹⁸ Zur Praxis der Querverweise bei CAESAR vermerkt NORDEN 1920: 485, „daß ich außer Plinius in der Naturgeschichte keinen Schriftsteller wüßte, der darin so gewissenhaft verführe“.

⁸⁹⁹ Vgl. hierzu ferner COLLINDER 1944: 29f.

<i>vitatum suam vim sustinere non potuisse.</i> (BG 4,3,1)	<i>consistere; simul hoc se fore tutiores arbitrantur repentinae incursionis timore sublato.</i> (BG 6,23,1)
(2) <i>neque multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt.</i> (BG 4,1,8)	(2) <i>agri culturae non student, maiorque pars eorum victus in lacte, caseo, carne consistit.</i> (BG 6,22,1)
(3) <i>privati ac separati agri apud eos nihil est, neque longius anno remanere uno in loco colendi causa licet.</i> (BG 4,1,7)	(3) <i>neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios, sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum quique una coierunt quantum et quo loco visum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt. eius rei multas adferunt causas...</i> (BG 6,22,2ff.)

Es handelt sich also um die (1) Ödlandgrenzen zur Mehrung des eigenen Ruhms, (2) den fehlende Ackerbau, statt dessen Ernährung mit Milch und Fleisch sowie (3) den Agrarkommunismus. Diese drei Punkte sind die konstitutiven Merkmale sowohl des caesareischen Suebenbildes als auch seines Germanenbildes. CAESARS Germanenbegriff und Suebenbegriff weisen zwar signifikante Kongruenzen auf, nicht aber wesentlichen Diskrepanzen. Da die Stammesliste in BG 1,51,2 sich diesem Befund nicht einpaßt, muß die Möglichkeit offenbleiben, daß der Suebenname an dieser Stelle ursprünglich als Sammelbegriff verwendet wurde. Für CAESAR sind die Sueben trotz ihrer Größe *una gens*, daher verstand er selbst womöglich die Liste als Aufzählung 7 unterschiedlicher *gentes*. Die Namen der beteiligten Stämme mußte er jedoch seinerseits übermittelt bekommen haben⁹⁰⁰; und bei diesen Gewährsleuten könnte die ursprüngliche Verwendung des Suebennamens zu suchen sein.

FRAHM (1920: 199f.) führte das caesareische Suebenbild mit seinen nomadischen oder halbnomadischen Zügen – in seinem Sinne folgerichtig – auf POSEIDONIOS zurück. Auch er spricht dem POSEIDONIOS ja sowohl Germanen als auch Sueben zu und schließt sich der herrschenden Meinung an, nach der die poseidonischen Germanen als Kelten galten. Die poseidonischen Sueben dagegen enthalten ihm zufolge jedoch das alte Skythenmotiv; damit liegt ein eklatanter Widerspruch vor: die Identität von Germanen und Sueben bei CAESAR kann keinesfalls von POSEIDONIOS stammen, da beide Begriffe bei diesem streng getrennt sein müßten.

⁹⁰⁰ FRAHMs 1930: 200 Hinweis, „die Triboker, Vangionen und Nemeter sind offenbar eine formelhafte Gruppe in der römischen Literatur geworden“, entspricht natürlich seiner Tendenz, alles aus der literarischen Tradition herzuleiten. Er verschweigt aber, daß diese „Formel“ allenfalls durch CAESAR begründet sein kann, da sie bei diesem erstmals erscheint.

Das verwundert auch nicht weiter, denn POSEIDONIOS hat – was sich hiermit einmal mehr zeigt⁹⁰¹ – den Germanennamen weder gekannt noch gar benutzt. Die Unterscheidung der Begriffe Sueben und Germanen bei CAESAR betrifft nur das ethno-soziologische Niveau, auf dem beide angesiedelt sind, nicht die ethnographische Zuordnung. In den Commentarii verläuft die Entwicklung beider Begriffe konvergent; diese Konvergenz aber betrifft eben das Verhältnis Oberbegriff : Teilbegriff, nicht eine ethnische Differenz. Die anfängliche Divergenz beider Begriffe ist begründet im unterschiedlichen Kontext, aus dem sie CAESAR entnommen hat. Da sich aber ein poseidonischer Suebenbegriff nicht erhärten läßt, ist dieser unterschiedliche Kontext kaum in der klassischen Literatur zu suchen, sondern in CAESARS eigener Erfahrung.

3.3.2.2 Strabo

Unmittelbar an seine Origo des Germanennamens⁹⁰² schließt STRABO 7,1,3 die Beschreibung der rechtsrheinischen Gebiete an. Zunächst werden die rheinnahen Stämme aufgeführt, namentlich genannt dabei Μαρσοί und Σούγαμβροι. Nach einer kurzen topographischen Beschreibung nennt STRABO die Sueben, die die Gegend des Hercynischen Waldes bewohnen⁹⁰³. Erst jetzt werden mehrere Stämme im Herrschaftsbereich des Marbod mit Namen aufgelistet. Der Suebenbegriff an dieser Stelle wird also deutlich einem Zentrum um Marbods Königtum in Βούαιμον zugewiesen. Zu diesem Zentrum gehören Stämme wie die Kolduer⁹⁰⁴, Goten⁹⁰⁵, Lugier, und die Semnonen, um nur einige zu nennen. Sie alle fallen unter den Namen Sueben, denn wie diese Liste durch τὰ τῶν Σοήβων ἔθνη eingeleitet wird, so wird sie durch τῶν Σοήβων αὐτῶν μέγα ἔθνος, Σέμνωνας beschlossen. Die Sueben reichen auf dieser Seite bis zu den Geten, mit denen sie eine gemeinsame Grenze haben. Im nächsten Satz springt STRABO aber wieder nach Westen und vermerkt: überhaupt bilden die Sueben das größte Ethnos, denn sie reichen vom Rhein bis an die Elbe, einige, wie Hermunduren und Langobarden sogar bis jenseits der Elbe. Unmittelbar nach der geographischen Eingrenzung der Sueben folgt die oben schon in anderem Zusammenhang erwähnte Beschreibung ihrer unsteten Lebensart⁹⁰⁶, der die größere

⁹⁰¹ Zur Argumentation siehe oben Kapitel 3.1.2.4.

⁹⁰² Siehe oben Kapitel 3.2.4.

⁹⁰³ Die Sueben wohnen diesseits, jenseits und im Hercynischen Wald; das erinnert an SENECA Medea 712f., wo die Suebenfrauen im Hercynischen Wald Säfte sammeln; vgl. auch TACITUS Ann. 2,45.

⁹⁰⁴ τὰ τῶν Κολδοῦων [...ἔθνη], wahrscheinlich sind die Quaden gemeint.

⁹⁰⁵ Βούτωνες, vgl. oben Kapitel 2.5.1.

⁹⁰⁶ Vgl. Seite 211; Zitat: Fußnote 869.

Seßhaftigkeit der nordwestdeutschen und rheinnahen Stämme gegenübergestellt wird. Übrigens wurde die Hauptcharakteristik der Suebenethnographie in 7,1,3, nämlich die Ausdehnung der Sueben, schon in 4,3,4 vorweggenommen. Dort werden die gesamten Germanen abseits des Rheins Sueben genannt; diese übertreffen alle andern an Macht und Größe⁹⁰⁷.

Addiert ergibt diese Aussage einen Gültigkeitsbereich des Suebennamens vom Rhein im Westen bis zu den Geten im Osten, und dieser Bereich umfaßt wohlgermerkt auch sogenannte „ostgermanische“ Stämme wie Lugier und Goten. Daß dabei die Elbe als äußerste Grenze einen höheren Stellenwert hat, als das Gebiet der Geten, kann beim Griechen STRABO kaum verwundern. Für seinen mediterranen Gesichtskreis waren die Geten ein längst vertrauter Faktor; die Elbe rückte jedoch erst gerade an den Horizont der antiken Welt, weit entfernt davon, erforscht zu sein. Viel auffälliger ist die Tatsache, daß STRABO die Stämme des Westens erst nachträglich zu den Sueben stellt, denn das hätte er ja unmittelbar vor seinem „Suebenexkurs“ bei der Beschreibung dieser Region tun können. Bei der Zuordnung einzelner Stämme zum Suebennamen scheint sich also die strabonische Ethnographie im Osten sicherer zu sein, als in Rheinnähe.

STRABOS Suebenschilderung läßt sich mit folgenden Charakteristika umreißen: zum einen sind die Sueben mit Abstand das größte Volk Germaniens; zum andern gehören nicht oder zumindest nicht sicher zu den Sueben jene Stämme, die sich in unmittelbarer Nachbarschaft des Rheins befinden; und schließlich werden im Gegensatz zu CAESAR erstmals explizit Namen für suebische Teilstämme mitgeteilt. FRAHM (1930: 196f.) führt auch STRABOS Suebenschilderung auf eine poseidonische Vorlage zurück; das differenzierte Bild, das STRABO im Suebenexkurs entwirft, spricht jedoch gegen eine solche Vorlage⁹⁰⁸. Im Vergleich scheint es, als ob das vorstrabonische, aus CAESAR resultierende Suebenbild durchaus als Grundlage für ihre nomadische Darstellung bei STRABO ausreicht.

3.3.2.3 Die „Begriffsausweitung“ bei Tacitus

Programmatisch beginnt die Darstellung der Sueben in TACITUS' *Germania*: sie sind nicht ein einzelner Stamm, wie etwa Chatten oder Tenkterer, vielmehr bewohnen sie

⁹⁰⁷ πάσης δ' ὑπέρκεινται τῆς ποταμίας ταύτης οἱ Σόηβοι προσαγορευόμενοι Γερμανοὶ καὶ δυνάμει καὶ πλήθει διαφέροντες τῶν ἄλλων...

⁹⁰⁸ Ähnliche Ansätze, in STRABOS Suebenbild eine poseidonische Suebenethnographie wiederzufinden, wurden wohl endgültig durch NIERHAUS 1966: 213ff. zunichte gemacht. Vgl. auch oben Seite 211.

den größeren Teil Germaniens und teilen sich dabei ihrerseits in einzelne Stämme und Namen auf, welche als Gesamtheit Sueben genannt werden⁹⁰⁹. Der so vorgestellte Begriff schließt alle Stämme von der Elbe bis in den fernen Osten und bis Skandinavien ein. Er umfaßt nicht nur *maiores Germaniae partem*, sondern – wie PESCHEL ausgezählt hat⁹¹⁰ – auch *maiores Germanorum partem*. Zu den *Sueborum gentes* gehören damit unter anderem so bedeutende Namen wie Goten, Lugier und Suionen. Daß es TACITUS mit dieser Ausdehnung des Suebenbegriffes ernst ist, zeigt sich auch an der Benennung *mare Suebicum* für die Ostsee⁹¹¹. In der *opinio communis* hat diese Verwendung des Suebennamens durch TACITUS ihren festen Platz als irrtümliche Begriffsausweitung auf die gesamte *Germania libera*⁹¹². Daran war keinesfalls nur eine zirkuläre Namendeutung schuld⁹¹³. Allerdings scheint TACITUS nicht nur diesen einen Suebenbegriff zu kennen. Nach traditioneller Interpretation verwendet er den Namen *Suebi* in den historischen Schriften anders, als in der *Germania*⁹¹⁴; und zwar bezeichnet der Name *Suebi* hier den Kreis um Marbods Reich.

Diese Aussage kann man freilich so nicht stehen lassen. Die drei Belege der Historien sind mehrdeutig; in der allgemeinen Vorrede zu Beginn steht durchaus noch der

⁹⁰⁹ Germ. 38: *Nunc de Suebis dicendum est, quorum non una ut Chattorum Tencterorumve gens; maiorem enim Germaniae partem obtinent, propriis adhuc nationibus nominibusque discreti, quamquam in commune Suebi vocentur*; MELIN 1961: 147² sieht darin eine Anspielung auf CAESARS BG 4,1,3 *Sueborum gens est longe maxima...*

⁹¹⁰ PESCHEL 1978b: 263 zählt in der *Germania* 25 suebische vs. 19 nichtsuebische Stämme Germaniens.

⁹¹¹ Germ. 45,6. Freilich ist damit noch nicht gesagt, daß es TACITUS selbst war, der diese Benennung vorgenommen hat. MUCHS 1967: 508 Feststellung, „bei den Germanen selbst kann ein Meer nicht als swebisches bezeichnet worden sein, an dem kaum ein sicher swebischer Stamm wohnt“, zeitigt das Ergebnis einer am falschen Platz angesetzten Deduktion. Hier steht das Dogma über den Daten. Doch legen die verschiedenen Bezeichnungen wie PTOLEMAIOS 2,11,1 Γερμανικός ὠκεανός, 3,5,1 Σαρματικός ὠκεανός, Οὐενεδικός κόλπος nahe, an ad hoc gebildete Bezeichnungen zu denken; vgl. jedoch BIRKHAN 1970: 569.

⁹¹² RIESE 1890: 340: „TACITUS irrt, wenn er in der *Germania* zahlreiche andere Stämme zu den Sueben rechnet“; BREMER 1904: 187: „Es unterliegt keinem Zweifel, dass TACITUS über die östliche und nördliche Ausdehnung des Suebennamens nicht ausreichend unterrichtet gewesen ist“. Vgl. auch FRAHM 1930: 192: „In der *Germania* selbst wird nur der Suebenname wieder aufgegriffen und zwar in einer der Ausdehnung des Begriffs verwandt, die bisher allgemein als sinnlos abgelehnt worden ist, ohne daß es gelang, diese Verirrung des TACITUS recht begreiflich zu machen“.

⁹¹³ Der Namen *Suebi* wird öfter als 'die Freien' gedeutet; begründet wird das weniger mit sprachlichen Daten, als vielmehr mit dem historiographischen Bezug des Namens zur *Germania libera*. Aus der so gewonnenen „Namenssemantik“ wird dann wieder rückgeschlossen, der Name passe gut auf die Bewohner der *Germania libera*; er beziehe sich daher die Bewohner des nicht unterworfenen Germanien. Erstaunlicherweise stützt dies zudem die Bedeutung 'die Freien' usw. usf.; vgl. STEINHAUSER 1955: 18f.; WENSKUS 1961: 271; SEYER bei KRÜGER 1988: 41.

⁹¹⁴ OBERMEIER 1948: 56ff.

Suebenbegriff der Germania. Es ist von den Widrigkeiten an den römischen Grenzen die Rede, wo Illyricum, Gallien, Britannien, Sueben und Sarmaten nebeneinanderstehen⁹¹⁵. Die hier gleichwertig neben den anderen Gesamtbezeichnungen stehenden Sueben sind ihrerseits nicht Teilmenge, sondern Oberbegriff. Die beiden anderen Belege des Namens beziehen sich auf die Suebenkönige *Sido* und *Italicus*⁹¹⁶. Darüber hinaus wird „kein einziger Stamm, der irgendwie zu den Sueben gerechnet werden könnte, ... mit Namen genannt“⁹¹⁷. Gegen WOLFF ist es nun höchst wahrscheinlich, daß der suebische *Italicus* mit dem gleichnamigen Cheruskerfürsten identisch ist⁹¹⁸. An dieser Stelle finden wir also – außergewöhnlich in der Literatur – sogar die Cherusker unter den Suebenbegriff subsumiert. TACITUS ist eine solche ethnische Deutung im Widerspruch zu seiner Germania und der sonstigen Historiographie kaum zuzutrauen. Vielmehr trifft es wohl zu, daß der Cherusker *Italicus* zusammen mit *Sido* Heeresfolge gegen die Sarmaten leistete⁹¹⁹. Damit wird der Suebenname an dieser Stelle nicht ethnisch, sondern „operational“ verwendet. Er steht für eine Herrschaftseinheit und beleuchtet somit den andersartigen Blickwinkel der Historien.

Das andere Gesicht des Suebenbegriffs in den historischen Schriften „beruht nicht auf veränderter Einsicht, sondern ist thematisch begründet“⁹²⁰; es erklärt sich durch die gegenüber der Germania völlig andere Fragestellung. Auch in den Annalen liegt keine Ethnographie vor, sondern Historiographie, die Darstellung von Zeitgeschichte und Machtpolitik. Kennzeichnenderweise kulminiert hier die germanische Geschichte des 1. Jahrhunderts in Persönlichkeiten, die aus ihrer Machtposition heraus für Rom eine große Bedeutung hatten: Arminius, Marbod, Vangio, Catualda, Vibilius, Vannius, Sido, Italicus usw. Unter diesem Aspekt römischer Außen- und Bündnispolitik betrachtet, bekam das durch monarchische Streitigkeiten in verschiedene Lager geteilte Germanien zwangsläufig ein anderes Aussehen, als in der ethnographischen Schrift. Daher wird es auch verständlich, daß der Suebenbegriff verblaßt und stellvertretend für die Machtblöcke und deren individuelle Repräsentanten einzelne Stammesnamen eintreten.

⁹¹⁵ Hist. 1,2,1: *prosperae in oriente, adversae in occidente res: turbatum Illyricum, Galliae nutantes, perdomita Britannia et statim ommissa: coortae in nos Sarmatarum ac Sueborum gentes, nobilitatus cladibus mutuis Dacus, mota prope etiam Parthorum arma falsi Neronis ludibrio.*

⁹¹⁶ Hist. 3,5,1: *trahuntur in partis Sido atque Italicus reges Sueborum...*; Hist. 3,21,2: *Sido et Italicus Suebi cum delectis popularium primori in acie versabantur.*

⁹¹⁷ FRAHM 1930: 207.

⁹¹⁸ FRAHM 1930: 207f.

⁹¹⁹ FRAHM *ibid.*

⁹²⁰ PESCHEL 1978b: 263¹⁷.

Außerdem wäre es in der Tat erstaunlich, wenn der Name *Suebi* eine so grobe Fehleinschätzung gerade in der Germanenmonographie erführe, einer Schrift, welche sich gleichrangig die Untersuchung germanischer Bräuche allgemein und der stammlichen Untergliederung speziell zur Aufgabe gemacht hat. Nach der Untersuchung des Suebenbegriffs bei CAESAR und besonders STRABO ist für eine solche Beurteilung des TACITUS kein Anhalt mehr gegeben. Vielmehr zeigen sich deutliche Übereinstimmungen zu STRABO, z. B. in der Einbeziehung der Goten und der Lugier. In anderen Fällen, wie bei der Nennung der Suionen, handelt es sich einfach um erweitertes Detailwissen, also die Kenntnis von Namen, die STRABO noch gar nicht verwendete. Das Suebenbild der taciteischen Ethnographie fügt sich also ohne allzu große Probleme in die durch CAESAR und STRABO vorgegebene historiographische Tradition ein.

Es läßt sich ein weiterer Punkt anführen, der nicht nur die Entstehung und den ethnographischen Blickwinkel der Germania gerade zu diesem Zeitpunkt plausibler macht, sondern auch zusätzlich das Quellenproblem etwas erhellt. Es gibt eine bessere Alternative als den Ansatz „einer gänzlich unbekannten Quelle oder Karte“⁹²¹. Im Jahr 91, vielleicht auch 92, besuchte der semnonische König Μάσος mit der Seherin Γάννα Rom⁹²². Diesem Besuch verdankt TACITUS sicher die ausführliche Nachricht vom Semnonenhain (Germ. 39)⁹²³. Es darf jedoch als ebenso sicher gelten, daß durch diese Gewährsleute auch allgemeine Informationen über den rechtselbischen Bereich nach Rom gelangten⁹²⁴. Den betreffenden Raum hatten die Römer von Westen her nie betreten⁹²⁵; erst weiter im Osten waren über den Bernsteinweg Nachrichten nach Süden gelangt⁹²⁶. Mithilfe der neuen Informationen konnten nun beide Perspektiven in einer großen Synthese zusammengefasst werden. Da TACITUS auf früheren Anschauungen basiert und keine qualitativ anderen, sondern nur differenziertere und quantitativ erweiterte Daten bringt, läßt sein Suebenbegriff gerade diese Synthese aus „ethnographischem *commune bonum*“⁹²⁷ und direkter Information erkennen.

⁹²¹ FRAHM 1930: 208.

⁹²² CASSIUS DIO 67,5,3: ὅτι Μάσος ὁ Σεμνόνων βασιλεὺς καὶ Γάννα (παρθένος ἦν μετὰ τὴν Οὐελήδαν ἐν τῇ Κελτικῇ θειάζουσα) ἦλτον πρὸς τὸν Δομιτιανόν, καὶ τιμῆς παρ' αὐτοῦ τυχόντες ἀνεκομίσθησαν. Vgl. zur Konstellation König und Seherin NAUMANN 1938: 347ff.

⁹²³ Vgl. HAUCK 1964: 32f.; siehe unten Kapitel 4.1.3.

⁹²⁴ Vgl. MUCH 1967: 442f. Siehe auch oben Seite 192f.

⁹²⁵ Nach STRABO 7,1,4 hatte Augustus seinen Offizieren das Überschreiten der Elbe sogar verboten.

⁹²⁶ PLINIUS NH 37,45; vgl. auch KRÜGER 1988: 512f.

⁹²⁷ MELIN 1963: 144.

3.3.2.4 Nach Tacitus

Mit den neuen historischen Realitäten der Spätantike löst sich der Suebenbegriff der frühen Kaiserzeit allmählich auf. Neue Namen dringen nach und nach durch, beherrschen schließlich die Überlieferung. Bei zwei Autoren finden sich jedoch noch Reflexe des umfassenden Suebenbegriffes: es sind dies PTOLEMAIOS und DIO.

PTOLEMAIOS verwendet den Namen auffälligerweise adjektivisch: in Rheinnähe unterscheidet er (2,11,6) die Σύηβοι Λαγγόβαρδοι zwischen Brukterern und Sugambrenn auf der einen sowie Tenkterern und Inkrionen auf der anderen Seite, danach (2,11,8) schließen sich die Σύηβοι Ἀγγιλοί zur Elbe hin an, unmittelbar darauf folgen die Σύηβοι Σέμνονες. Des weiteren nennt PTOLEMAIOS 2,11,9 und 2,11,11 den Namen noch mehrfach zwischen Rhein und Elbe und darüber hinaus⁹²⁸. Die mehrfache Nennung eines Flusses Σύηβος⁹²⁹ jenseits der Elbe – wahrscheinlich die Oder – ist ähnlich zu bewerten, wie die Bezeichnung TACITUS Germ. 45,6 *mare Suebicum* für die Ostsee⁹³⁰. Man wird aufgrund dieser Streuung des Namens BREMER (1904: 187) zustimmen, daß PTOLEMAIOS keinen engen Suebenbegriff kennt.

CASSIUS DIO bezieht sicher einen Großteil seiner Informationen direkt oder indirekt von CAESAR, denn dessen Gallienkrieg widmet er reichlich Raum. Aus diesem Grund wird man hier weniger inhaltlich Neues als vielmehr perspektivisch Neues zum Thema Sueben erwarten. Zwei Stellen sind sicher in dieser Form nicht den Commentarii entnommen: 39,48,5 kommen die Sueben den Sugambrenn zu Hilfe, CAESAR zieht sich daher zurück. Andernorts wird gar in einer bissigen Anmerkung CAESARS plötzlicher Abbruch der Germanien-Expedition mit seiner Furcht vor den Sueben begründet⁹³¹. Übrigens hören wir von den in CAESARS Liste (BG 1,51,2) genannten Stämmen bei DIO nichts mehr – ausgenommen natürlich die Markomannen, die anlässlich der Germanenkriege wieder eine Rolle spielen.

Dann aber fällt ein Wort, das noch einmal schlaglichtartig den Suebenbegriff in seiner strabonischen Weite beleuchtet: anlässlich eines Arenakampfes von Dakern und

⁹²⁸ Die Σύηβοι, die PTOLEMAIOS 6,14,8 am Gebirge Σύηβα im Pamir-Hochland nennt, spielen für die Geschichte des Suebennamens und Suebenbegriffs in der antiken Literatur keine Rolle; wohl aber wurde darauf eine weitreichende These über Herkunft und Bedeutung des Namens *Suebi* aufgebaut, vgl. unten Seite 230.

⁹²⁹ PTOLEMAIOS 2,11,2. 7. 8. Der Flußname wird in einem Periplus um 500 wieder aufgenommen; vgl. REICHERT WB: 635.

⁹³⁰ Siehe oben S. 220. CZARNECKI 1975: 64 vergleicht den Σύηβος mit dem FlN *Guthalus*; das ist aber nur eingeschränkt möglich (vgl. Kapitel 2.5.4.3).

⁹³¹ DIO 40,32,2: καὶ ἔπραξε μὲν οὐδὲ τότε οὐδέν, ἀλλὰ καὶ διὰ ταχέων φόβῳ τῶν Σουήβων ἐπανεχώρησεν, ἔδοξε δ' οὖν αὖθις τὸν Ῥήνον διαβεβηκέναι, καὶ τῆς τε γεφύρας μόνᾳ τὰ προσεχῇ τοῖς βαρβάροις ἔλυσεν, καὶ φρούριον ἐπ' αὐτῆς ὥς καὶ αἰεὶ διαβησείων ὑποδόμησε.

Sueben werden letztere mit dem Hinweis bedacht, sie wohnten jenseits des Rheins, viele allerdings beanspruchten den Suebennamen für sich⁹³². Kurze Zeit später wird anlässlich der Drusus-Expedition noch einmal der Suebenbegriff durch den der Chatten und Cherusker begrenzt; hier wiederum ist die in den wandalischen Bergen entspringende Elbe der Grenzpunkt.

Wie für STRABO lassen sich mit FRAHM (1930: 195) auch für DIO zwei Lokalisierungen der Sueben festhalten, nämlich (1) zwischen Rhein und Elbe, (2) jenseits der Elbe. Diesen scheinbaren Widerspruch versucht FRAHM dahingehend aufzulösen, daß (1) einen älteren, (2) einen jüngeren Suebenbegriff darstellt⁹³³. In Wirklichkeit erklärt sich die zweifache Begrenzung der Sueben zwar quellenbedingt⁹³⁴; die dahinter stehende Unsicherheit der ethnischen Zuordnung ist aber kein begriffliches Problem der Antike, sondern hat einen ethnischen Hintergrund: Gerade mit der Rheingrenze erscheint ja die Namenszuordnung der πολλοὶ ἄλλοι literarisch verknüpft, was dieser Region in Bezug auf den Suebennamen einen besonderen Status zukommen läßt⁹³⁵.

Zur Zeit des CASSIUS DIO spricht sich ein neuer Name herum; es handelt sich um den der *Alamanni*. Dieser Stamm bekommt historisches Gewicht, indem er sich mit offensichtlich kriegereischen Ambitionen an der Limesgrenze festsetzt, um sie schließlich zu durchbrechen⁹³⁶. Es kommt bald zu einer weitgehenden Synonymie der Namen *Suebi* und *Alamanni*; der Bekanntheitsgrad des jüngeren Namens nimmt schon während der Spätantike so zu, daß der ältere teils damit paraphrasiert wird⁹³⁷. Dieser Prozeß der Paraphrasierung geht bis in die Zeit alamannischer Schriftlichkeit selbst⁹³⁸.

⁹³² DIO 51,22,6: καὶ οἱ μὲν πέραν τοῦ Ῥένου ὥς γε τὰκριβὲς εἶπεῖν (πολλοὶ γὰρ καὶ ἄλλοι τοῦ τῶν Σουήβων ὀνόματος ἀντιποιοῦνται); vgl. hierzu auch WENSKUS 1961: 259; PESCHEL 1978b: 265.

⁹³³ FRAHM 1930: 195ff. sucht den Schlüssel auch für diese Differenz in der hypothetischen poseidonischen Suebenethnographie.

⁹³⁴ Die Rheingrenze in 51,22,6 ist wohl CAESAR entnommen; die Elbgrenze steht in Zusammenhang mit den Operationen des Drusus und ist damit wohl auch von STRABO 7,1,3 abhängig.

⁹³⁵ Vgl. oben Seite 194, unten Fußnote 947. Auch für die verschiedenen – widersprüchlichen – Positionen bei TACITUS Germ. 2 wurde ja mehrfach antike *interpretatio* verantwortlich gemacht (vgl. oben Seite 193). DIO zeigt, wo die Ursache für das taciteische *quidam*-Referat wirklich zu suchen ist. Der Einwand, daß es sich das eine Mal um den Germanennamen, das andere Mal um den der Sueben handle, dürfte an dieser Stelle kaum noch ernsthaft auftauchen (siehe aber unten Seite 239).

⁹³⁶ Vgl. hierzu BREMER 1904: 196ff.; SCHMIDT II.2: 4ff.

⁹³⁷ GEOGRAPHUS RAVENNAS 4,26 *patria Suavorum, quae et Alamannorum patria*; GREGOR VON TOURS 2,2 *Suebi, id est Alamanni*; vgl. ferner PSEUDO-FREDEGAR 2,60; PAULUS DIACONUS Hist. Lang. 3,18f.; usw. Allerdings trennen Alamannen und Suaven noch im 6. Jhd. CASSIODOR Var. 12,7; JORDANES Get. 55; weniger deutlich jedoch PROKOP Bell. 5,12.

⁹³⁸ Vgl. unten Seite 257, Fußnote 1064.

3.3.3 Auswertung Suebenname und Suebenbegriff

Es ist nie bezweifelt worden, daß die Sueben in der Ethnographie der germanischen Stämme eine in vieler Hinsicht abweichende Stellung einnehmen und den traditionellen Stammesbegriff sprengen. In der Tat scheinen die Sueben den Germanen eher gleich- als untergeordnet zu sein. Diesen Zustand sah man als Ergebnis sekundärer Ausbreitung⁹³⁹, die man mit mechanistischen Termini wie „Ausstrahlung“, „Abzweigung“ usw. zu fassen versuchte. Unterm Strich deckte sich jedoch das Resultat mit dem alten Stammbaummodell: das Gesamtphänomen Sueben wurde aus einer Kernzelle heraus entwickelt; die Sueben waren anfangs ein Stamm gewesen, der sich durch Abspaltung „vermehrt“ hatte. Die Erkenntnis, daß Ausstrahlung und Zusammenschluß nicht die einzigen Prozesse sind, in denen sich ethnisches Leben abspielt⁹⁴⁰, nützt freilich wenig, wenn das konkrete Ergebnis davon kaum berührt wird.

Die früheren Vorstellungen, nach denen Reflexe dieses divergierenden Suebenbegriffes noch in den Quellen verfolgt werden könnten, haben sich jedoch als verfehlt erwiesen. Ein Suebenbegriff, der sich ursprünglich auf eine *gens* – z. B. die Semnonen – beschränkt und von diesen auf einen größeren Rahmen übertragen wurde, ist aus den antiken Quellen nicht herauszulesen, sondern beruht auf Rekonstruktion. Eine gewisse Ambivalenz läßt sich für den Suebenbegriff allerdings feststellen; sein Geltungsbereich ist nicht statisch, sondern dynamisch. Das ist jedoch für einen VN nicht außergewöhnlich, schon gar nicht, wenn dieser ohnehin als Sammelbegriff fungiert. Ein Teil dieser Ambivalenz hat sich zudem als scheinbar erwiesen, da sie aus den Quellen heraus aufgelöst werden kann. Hinter dem Suebennamen steht immer ein Sammelbegriff; die Divergenz dessen, was er umfaßt, erweist sich nicht als Problem der synchronen Funktion, sondern der diachronen Relation.

Umgekehrt glaubte daher FRAHM, in der Geschichte des Suebennamens die begriffliche Verengung einer alten ethnographischen Kategorie verfolgen zu können. FRAHM verkannte aber völlig das Gewicht des Namens *Suebi* für die Germanen selbst. Ihm zufolge kam dem Namen auf germanischer Seite keinerlei begriffliche Realität zu; es handelte sich vielmehr um ein terminologisches Problem der antiken Ethnographie. Daß dies an der Sachlage glatt vorbeigeht, ist oft genug gezeigt worden und muß hier nicht wiederholt werden⁹⁴¹.

⁹³⁹ Sogar recht umsichtige Wissenschaftler wie L. SCHMIDT I.1: 128f.

⁹⁴⁰ WENSKUS 1961: 258.

⁹⁴¹ Vgl. dagegen unten Seite 229ff.

Der Prozeß, den der Name bis ins 2. Jahrhundert durchläuft, ist also auch als begriffliche Verengung nicht glücklich beschrieben. Vielmehr handelt es sich um ein Zurücktreten gegenüber einzelnen Ethnika, Namen für schärfer umrissene Einheiten. Tatsächlich versinkt der Name mehr und mehr, je differenzierter die Kenntnis der Einzelstämme wird. Die allgegenwärtigen Sueben des CAESAR bekommen bei STRABO bereits einzelne Namen zugeordnet, bei TACITUS schließlich ist ihr Name nur noch ein verhältnismäßig blasser Oberbegriff, dem bis auf den *nodus*⁹⁴² die einheitliche Charakteristik fehlt. Alle wichtigen Eigenschaften werden an die einzelnen *gentes* und *nomina* abgetreten.

In einem späteren Stadium seiner Überlieferungsgeschichte stellt sich jedoch zweifellos eine Verengung des Begriffs ein, also das Gegenteil dessen, was man meist für den Suebenbegriff konstatieren wollte. Diese Verengung fällt in eine Zeit neuer und historisch entscheidender Unruhen der Germania; es ist die Zeit zwischen den Markomannenkriegen des 2. und den Gotenkriegen des 3. Jahrhunderts. Verschiedene, die Suebia betreffende Phänomene lassen sich an der Oberfläche historiographischer Überlieferung verfolgen:

- a) Der Name der Markomannen verliert an Gewicht.
- b) Der Name der Alamannen kommt in dieser Zeit auf.
- c) Der Name der Semnonen hört mit DIO auf zu existieren.
- d) Die östlichen Völker und ihre Namen gewinnen an Gewicht.

Man gewinnt den Eindruck, daß diese Phänomene eine tiefgreifende Umgestaltung der Germania zum Ausdruck bringen. Einmal abgesehen von den soziologischen Umwälzungen der germanischen Gesellschaft⁹⁴³ scheint sich auch das alte ethnische Zentrum, das STRABO, TACITUS und DIO noch im Umkreis der Elbe lokalisieren, an die Peripherie, an die Reichsgrenze im Osten und Westen zu verlagern⁹⁴⁴. Auflösung und Verlagerung des alten Zentrums finden ihren Ausdruck in einer Metamorphose des Suebenbegriffs; auch der daraus entstehende neue Begriff trägt jedoch in sich die historische Bindung an das alte Zentrum⁹⁴⁵.

⁹⁴² Vgl. jedoch über dessen implizite Bedeutung WENSKUS 1961: 261ff.

⁹⁴³ Zu den soziologischen Erscheinungen vgl. WENSKUS 1961: 299ff., bes. 346ff. 374ff.; THOMPSON 1965: passim; WAGNER 1986: 130ff.; MARKEY 1986: 248ff.; KRÜGER und SEYER bei KRÜGER 1988: 255ff.; LEUBE bei KRÜGER 1988: 508ff.

⁹⁴⁴ Zum Begriff des Zentrums vgl. Kapitel 0.1.3; die Phänomenologie von Peripherie und Zentrum in der germanischen Stammesgeschichte kommt oben Seite 85f., Fußnote 345 zur Sprache.

⁹⁴⁵ Er umfaßt vor allem den Kreis um Alamannen und Markomannen, zu dem auch Juthungen, Quaden und Hermunduren zählen; damit bietet er besonders eine Abgrenzung gegen die Ostgermanen. Vgl. weiter unten Kapitel 4.2.

Der Suebenbegriff der antiken Literatur findet seine Genese bei CAESAR – auch der Name ist vorher wohl nicht bekannt – und schon bei CAESAR konvergieren Germanen- und Suebenbegriff. Während anfangs beide noch verschieden behandelt werden, erscheinen sie später weitgehend – wenn auch nicht völlig – austauschbar. Die gleichwertige Aufzählung der Sueben neben anderen Stämmen in BG 1,51,2 ist singulär und bildet ein inhomogenes Element in CAESARS Suebenbegriff. Aus diesem Grund wird man die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß der Suebenname an dieser Stelle ursprünglich als Sammelbegriff gemeint war⁹⁴⁶.

Seit der Zeit CAESARS liegt bis TACITUS eine Überlieferung vor, in der sich die Differenz zwischen germanischem und suebischem Territorium weitgehend auf die Rheingrenze sowie Nordwestdeutschland beschränkt. Dieser Zustand wird aber durch die Aussage des CASSIUS DIO erhellt, nach welcher viele den Namen der Sueben für sich in Anspruch nehmen. DIO fügt den Satz direkt einer Lokalisierung der Sueben jenseits des Rheins an, und so steht zu vermuten, daß sich diese Zuordnungsformel gerade auf die Rheinstämme bezieht⁹⁴⁷. In der Tat weisen hier Name und Begriff die geringste Sicherheit, die größte Schwankung auf. Soweit Osten und Norden zur Sprache kommen, fallen auch sie unter den Suebenbegriff; dies betrifft vor allem STRABO und TACITUS⁹⁴⁸. Tatsächlich gibt es kaum einen Ort östlich des Rheins und nördlich der Donau, an dem nicht irgendwann einmal Sueben bezeugt sind⁹⁴⁹.

PESCHEL ist nun der Überzeugung, es könne sich bei den Sueben nicht um einen Stamm handeln, da „eine stammliche Umgrenzung (...) von einem festen Raum auszugehen hätte“ (1978b: 264). Tatsächlich ist eine solche feste Territorialzuordnung für die meisten Stämme der antiken Quellen gar nicht auszumachen. Andererseits ist ja der Suebenname – freilich in einer anderen Größenordnung als etwa bei den Chatten – räumlich begrenzbar, und zwar durch das Aktionsfeld der Germanen insgesamt; die Sueben sind nicht umsonst „die eigentlichen Exponenten der transrhennanischen Germanen“⁹⁵⁰. Dennoch lehnt PESCHEL schließlich die Annahme eines

⁹⁴⁶ Siehe oben Seite 212f. und 216f.

⁹⁴⁷ Vgl. auch Seite 194f. Es erstaunt nicht, daß dies auch den von KUHN für seinen Nordwestblock in Anspruch genommenen Raum betrifft. Bei aller an KUHN im Detail berechtigten Kritik ist die historische Stimmigkeit des Gesamtphänomens „Nordwestblock“ nicht zu übersehen. Die genauere Untersuchung dieses Problemkreises kann allerdings nicht Aufgabe der vorliegenden Arbeit sein; verwiesen sei hier stellvertretend vielmehr auf die Würdigung bei MEID 1986 sowie auf das ebenso klassische wie provozierende Gemeinschaftswerk HACHMANN-KOSSACK-KUHN 1962.

⁹⁴⁸ Die drei Nennungen bei PLINIUS – der ja auch über Skandinavien berichtet – zeigen, daß bei diesem eine echte Rezeption des Suebenbegriffes gar nicht stattgefunden hat: NH 4,81; 4,100; der Beleg NH 2,170 ist ohnehin nicht aussagekräftig (vgl. Fußnote 893).

⁹⁴⁹ FRAHM 1930: 193; PESCHEL 1978b: 263f.

⁹⁵⁰ PESCHEL 1978b: 259.

ethnischen Sammelbegriffs Sueben ab und kommt zum Schluß, es handle sich um eine Art Gefolgschaftsterminus, der seinen Ursprung in den von Ariovist und Marbod vertretenen Herrschaftsformen hat. Diese Gefolgschaften sind reine Kriegerverbände, die sich von landnehmenden Gruppen und deren ethnischer Struktur grundlegend unterscheiden.

So plausibel eine solche Lösung theoretisch wäre, so wenig ist sie gerade auf den Suebennamen anwendbar. Zum einen erscheinen die Sueben schon bei CAESAR als geschlossener Verband mit Frauen und Kindern⁹⁵¹. Des weiteren sind die caesareischen Sueben ganz unmißverständlich eine landnehmende Gruppe, denn sie besetzen ein Drittel des Sequanerlandes – „das beste in ganz Gallien“ – und fordern bereits ein weiteres Drittel⁹⁵². TACITUS wiederum hatte gerade in seiner Ethnographie keinen Grund, einen soziozentrischen Gefolgschaftsterminus für die ganze innere Germania zu verwenden; dessen Generalisierung wäre vielmehr für die historischen Werke zu erwarten. Folgerichtig wird der Suebenname Germ. 38 als ethnischer Oberbegriff eingeführt und konsequent standardisiert⁹⁵³. Man kann nicht deutlich genug betonen, daß gerade das einzige Werk, das sich die ethnische Beschreibung Germaniens zur monographischen Aufgabe gemacht hat, den Suebennamen am entschiedensten als ethnischen Sammelbegriff verwendet. Schließlich ist auch die Äußerung des CASSIUS DIO über die Selbstzuordnung zum Suebennamen nur unter ethnischen Aspekten verständlich. Soweit nur ganz kurz die wichtigsten Argumente aus den antiken Quellen. Wäre der Suebenname ein soziozentrischer Terminus des kriegerischen Gefolgschaftswesens, so müßten übrigens gerade jene Verbände, die den Limes stürmen, *Suabi*, *Suavi* heißen und sich später – bei Seßhaftwerdung – in *Alamanni* umbenennen; der Prozeß verläuft jedoch umgekehrt.

Am ethnischen Charakter des Namens *Suebi* ist infolgedessen nicht zu zweifeln. Gleichwohl „betonen wir einstweilen mit TACITUS (Germ. 38), daß es sich bei den Sueben gar nicht um einen Stammesnamen, sondern um einen Sammelbegriff handelt, der ‘den größten Teil Germaniens’ umspannte“⁹⁵⁴.

⁹⁵¹ CAESAR BG 1,51,3; CASSIUS DIO 38,50,4.

⁹⁵² CAESAR BG 1,31,10.

⁹⁵³ Die Vorstellung der Verwandtschaft mit den Sueben Germ. 38,6; Gegenüberstellung der suebischen Sprache einerseits und der gallischen und pannonicen andererseits Germ. 43,2f.; dann Germ. 43,8 die Relation *Suebi* : *Suebia* wie *Germani* : *Germania*; das *mare Suebicum* Germ. 45; *ibid.* die Zuordnung der *Aestii* zu den Sueben nach *ritus habitusque* usw. *usf.*

⁹⁵⁴ FRAHM 1930: 194. Die Einschränkung, der Suebenname treffe nur auf „fast“ alle Germanen zu, basiert natürlich auf der caesareischen Definition *Germani, qui Germaniam incolunt*. Für TACITUS wie für CAESAR waren die Sueben eine *gens Germaniae* und daher eine *gens Germanica*; das ist jedoch der ethnographische Standpunkt, der nicht einfach auf „die Germanen“ selbst übertragen

3.4 Der Name Sueben

3.4.1 Überlieferungs- und Forschungsgeschichte

Auch die überlieferte Form des Suebennamens ist uneinheitlich. In den Quellen wechselt schon seit CAESAR der inlautende Labial zwischen und <v>; der Lexemvokal ist <e> und wird in der Spätantike <æ,a> geschrieben. In griechischer Überlieferung wiederum hat man eine Schwanken zwischen Formen wie Σουήβοι, Συήβοι, Σύηβοι, Σόηβοι. Die formale Struktur des Namens ist dennoch unschwer festzustellen, da der Name lautgesetzlich im nhd. *Schwaben* fortlebt. Das <e> der antiken Schreibung repräsentiert somit /ē₁/ und das <b,v> ein aus idg. *-b^h-* oder *-p-* entstandenes germ. /b/; die Schreibung <v> versucht, das intervokalische, spirantische Allophon von germ. /b/ wiederzugeben.

Mit dieser formalen Gestalt wußte man zu Beginn nicht viel anzufangen. GRIMM (DG II: 23) sah im Suebennamen die Wurzel **suep-* 'schlafen', die in an. *sofa*, *svéfa*, *svefja* erscheint; der VN bedeute damit 'die Friedlichen'; andernorts freilich sieht er ihn als slav. an und deutet ihn als 'Freie'⁹⁵⁵. ZEUSS (1837: 55f.) stellte den Namen dagegen zu ahd. *swebēn*, *sweibōn* 'schweben, sich hin- und herbewegen'; er rekonstruierte eine Bedeutung 'die Schwebenden, die Umherziehenden' und bezog dies auf den unsteten nomadischen Lebensstil, der den Sueben bei STRABO zugesprochen wird. Kurze Zeit darauf nahm jedoch WACKERNAGEL (1848: 259f.) die GRIMMsche Etymologie wieder auf, und deutete den Namen seinerseits als Spottnamen 'die Schläfrigen, die Dummen'. KOSSINNA (1890: 211ff.) modifizierte diese Anschauung; die Sueben seien gegenüber der römisch beeinflussten Kultur des Westens zurückgeblieben und hätten sich damit den Namen 'die Zurückgebliebenen, die Schlafmützen' eingehandelt. Dieser Deutung wurde später noch verschiedentlich zugestimmt⁹⁵⁶. HOLTZMANN 1873: 247 schließlich stellte den Namen zu got. *waips* 'Kranz, Krone'; die Sueben waren damit die **su-waipōz* εὐπλόκαμοι, die einen schönen Haarbusch tragen'.

Zu diesen Vorschlägen hat bereits ERDMANN (1890: 96f.) das Nötigste gesagt; keiner der referierten Ansätze besteht eine eingehende Prüfung. Die **su-waipōz* sind nicht mit dem /b/ des Suebennamens in Einklang zu bringen. ZEUSS' Verknüpfung mit ahd. *swebēn*, *sweibōn* fordert ein altes /i/ in der zugrundeliegenden Wurzel, die so mit dem /ē₁/ des Suebennamens nicht mehr übereinstimmt.

werden kann.

⁹⁵⁵ GRIMM GDS: 226.

⁹⁵⁶ MÜLLENHOFF DA IV: 128 MUCH 1888a: 409 und bei HOOPS IV: 297ff.

Auch außersprachliche Argumente lassen sich ins Feld führen. So stellen sich die Sueben in den historischen Quellen keineswegs als ‘die Friedlichen’ dar. Gegen eine Bedeutung ‘die Schlafmützen’ im Sinn von ‘kulturell zurückgeblieben’ hat sich energisch RIESE gewandt: kulturgeschichtlich sei die Metapher vom Verschlafen einer Kultur sehr jung, sie könne nicht in einem germ. VN enthalten sein⁹⁵⁷. Außerdem ist der Suebenname offensichtlich eine Selbstbenennung; er genießt schon nach der antiken Überlieferung hohes Ansehen und überdauert bis in die Neuzeit. Die meisten der oben angeführten Bedeutungen werden jedoch für eine Selbstbenennung nur noch unglaublicher.

Kurz aufeinander machten daher ERDMANN und LAISTNER den Vorschlag, den Suebennamen zur Wurzel **s(u)e-* ‘selbst, eigen’ zu stellen; sie interpretierten den Namen daher als ‘die eigenen, die dem eigenen Verband oder der eigenen Völkerschaft angehörigen’, als ‘Stammverwandte, Volksgenossen, Landsleute’ und verglichen den Namen mit jenem der *Suiones*⁹⁵⁸. Diese Deutung war fortan allgemein akzeptiert.

Allerdings wurde jüngst der Versuch gemacht, diese bisher gültige Lösung für den Suebennamen durch einen andersartigen Vorschlag zu ersetzen. Der Schlüssel zur neuen Deutung sind die caesareischen *centum pagi Sueborum*. KOTHE (1985: 224ff.) meint, daß weder die *pagi* ‘Gäue’ noch gar deren *centum* ‘hundert’ aus den Quellen heraus zu rechtfertigen seien. CAESAR habe ein „Wort aus der unbekannten Sprache an der Mosel“ mißverstanden, welches in der Bezeichnung der *Zentenei* fortlebe. Das der *Zentenei* zugrunde liegende Wort, lat. *centena*, ist nach KOTHE nicht etwa zu *centum* ‘100’ gebildet, sondern entstammt einem gleichlautenden rheingermanischen Begriff, der wiederum nichts mit dem Zahlwort *hundert*, *centum* zu tun hat, sondern vielmehr ‘Hund’ bedeutet⁹⁵⁹. Hier schlägt KOTHE nun den Bogen zu den Sueben; deren Namen

⁹⁵⁷ RIESE 1890: 343f.; seine eigene Deutung, der Suebenname sei vom Gebirge *Saevo* bei PLINIUS NH 4,96, dem *Ἰν Σύβος* bei PTOLEMAIOS 2,11 und dem *mare Suebicum* bei TACITUS Germ. 45,6. herzuweisen, ist freilich nicht besser; dagegen schon richtig GRIMM GDS: 227.

Kennzeichnend für die Debatte um den Suebennamen ist LAISTNERS 1892: 1 schöne Polemik: „Am Rheine, so belehrt uns die moderne Wissenschaft, seien die von römischer Kultur unberührten Bewohner des inneren Germaniens *Suebi*, d. i. Schlafhauben, genannt worden, diese dagegen hätten, auch nicht faul, die Höflichkeit durch die Bezeichnung *Ubi*, üppige Schlingel, heimgegeben. So kneiptätig es demnach bei dieser Namensschöpfung hergegangen sein müßte – nach außen hin scheinen die Rheinländer mit den duseligen Schwaben groß geprahlt zu haben (...) Mit einem Cerevisnamen durch die Weltgeschichte zu gehen, ist freilich ein nicht alltägliches Geschick; ertragen werden müßte es auf alle Fälle, nur möchte man gerne wissen, wie man eigentlich und von Rechts wegen heiße.“

⁹⁵⁸ ERDMANN 1890: 97; LAISTNER 1892: 39; vgl. auch oben Kapitel 2.6.2.

⁹⁵⁹ Es ist unmöglich, die kulturgeschichtlichen Verquickungen zu erörtern, die KOTHE damit eingeht; vgl. statt dessen DANNENBAUER 1949: 155ff.; STEINBACH 1951: 121ff. Völlig zu recht sind die absonderlichen Zweifel bezüglich des caesareischen *centum* sowie alle daraus gezogenen Schlüsse von

nämlich erklärt er als iranisch und stellt ihn zu **sva-* ‘Hund’. Einige nicht unbedeutende Fragen zu dieser Etymologie – wie kommt es z. B. zum germ. /ē/, wo aus iranischer Sicht /ā/ zu erwarten wäre, was soll das Suffix *-ba* am Hundennamen? – kommen zwar zur Sprache; für einen Wandel *ā* > *ē* wird das Ungarische herangezogen; das Suffix *-ba* hingegen erklärt sich als Dreingabe des Ostslawischen⁹⁶⁰. Dies ist aber unmöglich eine ernsthafte Lösung. Wäre der Ansatz nicht schon am Ausgangspunkt gescheitert, so würde das also spätestens hier geschehen⁹⁶¹. Die Etymologie zu **sue-* ‘selbst, eigen’ ist damit nach wie vor aktuell.

3.4.2 Zu Wortbildung und Semantik des Suebennamens

Weniger gut begründet als die Wurzeletymologie sind die von ERDMANN und LAISTNER beigebrachten Vorschläge zur Wortbildung. Während LAISTNER einmal mehr sein berühmt-berüchtigtes *k̑o-*-Suffix ansetzte⁹⁶², erwog ERDMANN eine Ableitung **Suē-b^ho-*. Letzteres wäre zwar vom lautlichen Standpunkt her problemlos, doch wirkt das Suffix **b^ho-* an dieser Stelle funktional unpassend. Dies Suffix ist generell adjektivbildend, hat jedoch seine Hauptfunktionen bei der Bildung von Farbadjektiven und Tiernamen. Die beiden Hauptfunktionen überschneiden sich teilweise, so daß deren eine womöglich aus der andern herzuleiten ist⁹⁶³. Unter diesem funktionalen Gesichtspunkt liegt die Etymologie des Suffixes zu ai. *bhāti*, gr. φαίνω ‘leuchten, (er)scheinen’ durchaus

HARTKE (1985: 247ff.) an Ort und Stelle für nichtig erklärt worden.

⁹⁶⁰ KOTHE 1979: 259^{80f}. Eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber den Fakten wird auch andernorts (1979: 259⁷⁹) offensichtlich, wo KOTHE zur Stütze das aind. *svarāj-* als ‘Hundefürst’ deutet; es interessiert ihn offensichtlich wenig, daß ‘Hund’ im Aind. nicht ***sva-*, sondern *śvā-*, *śvan-* heißt, und daß dieses nicht auf ein „altarisches **svā*“, sondern einen älteren Stamm **k̑on-* zurückgeht. Im Iran. ist zwar das arische *k̑* > *s* > *s* weiterentwickelt, doch ist eine Folge *-k̑u-* schon awest. zu *-sp-* geworden, so daß der Hund dort *spā* (*span-*) heißt.

⁹⁶¹ Zur Erklärung der Theorie sei darauf verwiesen, daß KOTHE fast alle wichtigeren europ. VN als Hundennamen deuten will. Zweifellos spielen Wolfs- und Hundebezeichnungen auch in der europ. Namengebung eine große Rolle; man vgl. deren Funktion bei KIENLE 1932: 32ff. Es ist aber ein Unterschied, ob man wahrscheinliche von weniger wahrscheinlichen Fällen selektieren kann, oder ob man kurzerhand alles zu „etymologisch gesicherten“ Fällen deklariert, wie z. B. 1979: 247²²: hier stehen die *Ylfingar* neben den durchaus nicht eindeutigen *Volcae*, *Caninefates*, *Βάρβαροι*, *Hunni* etc.; unter dem Etikett „etymologisch gesichert“ erscheinen 37 Namen, danach heißt es: „weitaus größer aber ist die Zahl jener Namen, die etymologisch noch nicht mit Sicherheit in diesem Sinne gedeutet werden konnten.“. Dies wird freilich sofort nachgeholt, so kommen zu den 37 Namen als wichtigste hinzu die *Σκύθαι* (Klio 51.1969: 57ff.), die *Κελτοί* (1979: 251), die *Germani* (1979: 278ff.) und schließlich – aber nicht zuletzt – eben die *Suebi* (1979: 247 und 1985: 243ff.). Übrigens hat auch die *Hercynia silva* „ihre Benennung nicht von den dortigen Eichenwäldern ..., sondern eher von ihren als **Ker-kun-*, nämlich als ‘Wolfshunde’ bezeichneten Bewohnern“ (1979: 276).

⁹⁶² Die meisten VN werden mit diesem Suffix ausgestattet, das im Germ. z. B. zu *b*, *h*, *g*, *hw*, *gw*, *w*, *ø* führen soll.

nahe⁹⁶⁴. Gäbe es nicht die Spezifikation auf Farb- und Tiernamen, so könnte man die *Suebi* als jene ausweisen, ‘welche sich selbst gleich sehen’. Da jene Beschränkung gilt, ergibt die Ableitung eines VN von der Wurzel **sux̥-* mithilfe des Suffixes **b^{ho}-* vorderhand jedoch kein stimmiges Bild⁹⁶⁵.

Nun hat schon ERDMANN seine Rekonstruktion **Sux̥-b^{ho}-* mit ai. *sabhā* ‘Versammlung, Zusammentreffen’ verglichen. Er konnte sich dabei auf die Tatsache berufen, daß die im Suebennamen enthaltene Wurzel **sux̥-* sowohl mit als auch ohne *-u-* erscheint. Diese Doppelheit beruht auf dem alten Nebeneinander des Reflexivpronomens **se-* und des reflexiven Possessivpronomens **s(e)uo-*. Das Verhältnis beider zueinander entspricht dem von **te-* zu **t(e)uo-*. Bei diesem wechselten die Formen N. **tū* (< **tuh₂*), Akk. **t(u)ě*, Gen. **téue* etc., wobei die Formen mit *-u-* wohl unter dem Einfluß des N. Sg. **tuh₂* zustande kamen. Womöglich war **su* ‘gut’ dann verantwortlich für den identischen Prozeß bei **se-*⁹⁶⁶. Vom Gen. **s(e)ue* ging ein Possessivstamm **s(e)uo-* aus, wie von **t(e)ue* ein **t(e)uo-*⁹⁶⁷. Am Ende dieser Entwicklung steht also ein reflexives **se-* neben einem reflexiv-possessiven **sue-*.

Im Germanischen indes ist dies paradigmatische Nebeneinander durchbrochen. Hier stehen nicht mehr **pe-* und **pwe-* (**se-* und **swe-*) in einem Paradigma; stattdessen heißt der Gen. **peinaⁿ*. Wiederum herrscht Übereinstimmung mit dem Possessivpronom **peinaz*⁹⁶⁸; **swe-* seinerseits wurde lexikalisiert⁹⁶⁹. Mag also das Verhältnis **se-* : **swe-* etymologisch durchsichtig sein, lexikalisch austauschbar waren beide Varianten nicht mehr. Aus dem Grund wäre die ERDMANNsche Gleichung germ. **Swēbaz* = ai. *sabhā* nur noch aufrechtzuerhalten, wenn man den Suebennamen weit ins Vorgerm. zurückverfolgte. Ohnehin hat aber ai. *sabhā* eine einleuchtendere

⁹⁶³ Übersicht bei BRUGMANN II.1: 389f.; KRAHE-MEID III: 138f. Viele Tiernamen sind dabei von Farbbezeichnungen abzuleiten; vgl. ahd. *alba* ‘Insektenlarve’, mhd. *elbiz* ‘Schwan’ (wie aks. *lebedb* ‘Schwan’) : **alba-* ‘weiß’ (wie lat. *albus* ‘weiß’), in einer anderen Relation jedoch griech. ὄρφνη ‘Finsternis’ : ὀρφῶς ‘(dunkler?) Seefisch’, *galbus* ‘(gelbe?) Vogelart’ : *galbinus* : ‘grüngelb’.

⁹⁶⁴ BRUGMANN II.1: 386; vgl. POKORNY IEW: 104.

⁹⁶⁵ Allerdings geht BADER 1986: XVII wieder von einer zugrundeliegenden Bildung **S(u)ě-b^{ho}-* aus.

⁹⁶⁶ Die Art der Einwirkung von **su-* ‘gut’ ist dabei noch nicht festgelegt; sei es, daß wirklich – wie früher angenommen – eine etymologische Verwandtschaft besteht, sei es, daß sekundär eine Beziehung zu **su-* hergestellt wurde. Daß dies jedenfalls möglich war, zeigt die im Ai. auftauchende Verwendung von *sva-* für *su-*; vgl. MAYRHOFER KEWA III: 478ff. SZEMERÉNYI 1989: 234 zieht dagegen **sū-* ‘geboren werden’ für das Entstehen eines Adjektivs **suo-* ‘dem Geschlecht gehörig = eigen’ heran.

⁹⁶⁷ Vgl. lat. *sē* : *suus* wie *tē* : *tuus*.

⁹⁶⁸ Got. *peina* : *peins*. Im PossPron. liegt eine *no*-Bildung vor, nach der sich der Genetiv des PersPron. gerichtet hat; grundsätzlich steht einer gleichgerichteten Erklärung für den uridg. Gen. **téue* zum PossPron. **t(e)uo-* (als *uo-*-Ableitung verstanden) nichts im Weg.

⁹⁶⁹ Vgl. auch unten 234f.

Erklärung als **sm-b^héh₂* ‘colloquium’ zu **sem-* ‘eins, in eins zusammen, einheitlich’ und **b^heh₂-* ‘sprechen’ gefunden; mit dieser inzwischen anerkannten Deutung löst sich ERDMANNs Gleichung auf⁹⁷⁰.

Ai. *sabhā* vermag jedoch den Blick in eine andere Richtung zu lenken. Eine ähnliche Bildung liegt nämlich in ai. *svadhā* ‘Eigenheit, Charakter, Gewohnheit’ als Kompositum aus **sue-* und **d^heh₁-* ‘setzen, stellen, legen’ vor. Zu *svadhā* stellen sich Formen wie griech. ἔθος, ἥθος und Weiterbildungen wie lat. *sodālis*. Nach diesem Prinzip gebildete Nomina – Komposita mit einer underivierten Verbalwurzel als Hinterglied – waren offensichtlich nicht sehr stabil, wie die Umbildung der griech. Formen zu *o*-Stämmen zeigt⁹⁷¹. Die gleiche Umbildung wäre auch im Germanischen zu erwarten. Auf dieser Grundlage ist daher an den bereits dargelegten Vorschlag COLLINDERs⁹⁷² anzuknüpfen, der den Namen der Sueben als Kompositum aus **sue-* und der Wurzel **b^hū-* ‘werden’ → germ. ‘sein, wohnen’ versteht. Für den Suebennamen erschließt er so eine Bedeutung ‘sui generis, nostras, αὐτοφύης. COLLINDER zieht zum Vergleich ai. *Svayambhū-* ‘durch sich selbst seiend’⁹⁷³ und *pratibhū-* ‘Bürge, die Stelle vertretend von’ heran. Für ein Wurzelnomen oder einen *u*-Stamm im Suebennamen ergeben sich freilich keinerlei Indizien; es ist vielmehr von einem germ. *a*-Stamm **Swēba-* auszugehen. Wie in lat. *probus* ‘rechtschaffen’ < *pro-b^huo-* ist das Kompositionshinterglied thematisiert worden und es ergibt sich eine Entwicklung **suebh₁uo-* > **suebh₁o-*⁹⁷⁴. Lautlich steht einer solchen Erklärung nichts im Weg; dennoch sollte sie erst akzeptiert werden, wenn einige noch offene Fragen beantwortet sind.

Die Verbalwurzel **b^huh₂-* ‘werden’⁹⁷⁵ verändert ihre Semantik im Germanischen: zum einen wird die Perfektbedeutung ‘geworden sein’ > ‘sein’ generalisiert, zum an-

⁹⁷⁰ EDGERTON in: ZVS 46.1914: 173ff.; vgl. auch MAYRHOFER KEWA III: 433. Die beliebte Zusammenstellung von *Suebi* und *Semnonēs* findet sich neuerdings wieder bei BADER 1986: XVII als **s(w)ē-b^ho-*: **s(w)ē-b^h-no-*. So gerechtfertigt diese Zusammenstellung strukturell (etymologisch) ist, so sehr sind bei einer weitergehenden Auswertung des Zusammenhangs auch hier die Implikationen zu berücksichtigen, welche sich aus der lexikalischen Trennung von **se-* und **swe-* im Germ. ergeben. Vgl. auch die weiteren Bezüge bei OTREBSKI 1967: 75ff.

⁹⁷¹ Man kann also die Erweiterung in **sue-d^h-* auf das **d^heh₁-* einer solchen Komposition zurückführen. Daß *-d^h-* jedoch schließlich als Bestandteil der Wurzel aufgefaßt wurde, zeigen entsprechende Verbalformen wie gr. ἔθω, Perf. εἴωθα, lesb. εὔωθα ‘bin gewohnt’ (vgl. auch unten Seite 236). Nach wie vor ließe sich übrigens ἥθος auch erst von dieser erweiterten Wurzel ableiten.

⁹⁷² COLLINDER 1944: 32; vgl. oben Seite 209.

⁹⁷³ ‘Der durch sich selbst Seiende’, in Wirklichkeit eine Figur der späten mythischen Spekulation; vgl. GÜNTERT 1923: 425f.

⁹⁷⁴ Vgl. auch lat. *super-bus* ‘hochragend; hochmütig’, gr. ὑπερφύλακος (*^oφ_F-); lat. *probus* entspricht ohne Thematisierung ai. *prabhū-* ‘hervorragend an Macht’, *vibhū-* ‘ausgezeichnet, hervorragend’; BRUGMANN II.1: 111.142ff.

⁹⁷⁵ Ai. *bhāvati*, gr. φύω ‘werden’; Perfekt πέφυκα ‘bin geworden’ → ‘bin’.

dern wird der so entstandene Inhalt auf ‘wohnen, (be)bauen’ spezifiziert⁹⁷⁶. Für die zu rekonstruierende Bedeutung des Suebennamens gibt es also chronologische Vorgaben.

Als die lautliche Entwicklung bei **sūēb^ho-/swēba-* angelangt war, konnte das Produkt nicht mehr als Kompositum, sondern nur noch als Derivat aufgefaßt werden. Das so neu segmentierte Ableitungssuffix fiel mit *-b^ho-* formal zusammen⁹⁷⁷. Auf diese Weise erfolgte auch eine inhaltliche Gleichsetzung, was jedoch nicht ohne eine Uminterpretation der Wortbedeutung abgelaufen sein dürfte.

Fragen wirft auch die Vokallänge im Vorderglied **swē-* auf, denn ähnliche Bildungen wie an. *svéviss* ‘selbstklug’, *svédái* ‘von selbst gestorben’, got. *swikunþs* ‘offenbar’ ← ‘selbst bekannt’, *gaswikunþjan* ‘offenbaren’ zeigen ursprüngliche Kürze⁹⁷⁸. Prinzipiell bieten sich mehrere Lösungsmöglichkeiten an: (1) eine Kasusform im Vorderglied; (2) eine dehnstufige Bildung; (3) Angleichung an das in got. *swēs* ‘eigen’ vorliegende Adjektiv.

(1) Die Annahme einer Kasusform im Vorderglied **swē-* bringt ein Bündel chronologischer und semantischer Implikationen mit sich. Eine Kasusform ***swē-* zum Paradigma des Reflexivpronomens ist im Germ. nicht mehr vorhanden⁹⁷⁹; grundsprachlich jedoch findet sich ein Instrumentalis **sūē < *sūe-h₁*, der irgendwann auf dem Weg zum Germ. ersetzt wurde. Für die Annahme eines Kasuskompositums muß man daher zeitlich in eine frühe Bildungsphase zurückgehen. Ansprechend wäre allein eine auf der komitativen Funktion des Instrumentalis basierende Bildung ‘die mit, für sich selbst wohnen’. Das setzt für **b^huh₂-* aber jenen konkreten Begriff der lokalen Existenz voraus, der erst sekundär aus ‘werden, sein’ entstanden ist. Verallgemeinert wurde die Bedeutung ‘wohnen’ speziell im Germanischen; und wie die Formen *bin*, *bist* zeigen, war dies wohl auch hier sekundär⁹⁸⁰. Während also für die Kasusform **sūē* hohes Alter Voraussetzung ist, fordert die gewünschte Bedeutung von **b^huh₂-* eher

⁹⁷⁶ Ersteres in ahd. nhd. *bin* usw. (älter *bim*, Kontaminationsform mit **im < *h₁esmi*), letzteres in got. *bauan*, ahd. *bū(w)an*, an. *búa* usw. ‘wohnen, bebauen’.

⁹⁷⁷ Theoretisch könnte natürlich auch umgekehrt das *b^ho-*-Suffix nach seiner etymologischen Verdunklung unter den Einfluß des Verbums **b^huh₂-* geraten sein.

⁹⁷⁸ Allenfalls einmaliges got. *swēkunþs* (Luk. 8,17) zeigt Länge, doch diese ist entweder stilistisch (im selben Satz kommt auch *swikunþs* vor) oder analogisch erklärbar (siehe unten Seite). Das *é /e:/* der an. Wörter führt natürlich keine alte Länge fort, sondern resultiert aus sekundärer Dehnung in offener Silbe. Daneben stehendes *sví^o* ist entweder von **sweja-* her übertragen (vgl. *Sví-þjóð*) oder stammt aus einer ursprünglich im Nebenton geschwächten und schließlich morphologisierten Variante mit der gleichen Dehnung wie in **sve- > své-*.

⁹⁷⁹ Vgl. oben Seite 232.

⁹⁸⁰ Nur wenige Sprachen zeigen noch deutlichere Indizien für diese Bedeutungskomponente, so Kelt. und Slav.; vgl. POKORNY IEW: 146ff.

eine späte Entstehungszeit. Hauptargument gegen ein Kasuskompositum ist aber die Tatsache, daß in den vergleichbaren Komposita $^o b^h u h_2$ -Eigenschaften, das abstrakte Sein wiedergibt.

(2) Weiters wäre an eine Vřddhi-Bildung zu denken⁹⁸¹. Die Vřddhierung ist an sich allerdings ein Mittel der sekundären Ableitung, man erwartet sie also eher in einer suffixalen Bildung, denn in einer Komposition des Typs $*s_{\check{u}}\check{e}+b^h\check{u}$. Auch beim $b^h o$ -Suffix ist Vřddhi nicht gebräuchlich. Bildungen des Typs ai. *gardabhá*- 'Esel' : *gárdabha*- 'Esels-' sind dem Germanischen fremd. Andererseits bildet sich eine der berühmtesten germanischen Vřddhi-Ableitungen aber gerade an der Wurzel $*s_{\check{u}}\check{e}$ -; es handelt sich um das Wortpaar ahd. *swehur* (*Schwäher*) : *swāgur* (*Schwager*) < $*s_{\check{u}}\check{e}kuro$ - : $*s_{\check{u}}\check{e}kuro$ -. Der *Schwager* ist dabei der zum *Schwäher*, Schwiegervater gehörige. Ähnlich könnte im Suebennamen ein Wurzelnomen $*s_{\check{u}}\check{e}-b^h u h_2$ - 'das Eigen-, Selbst-Sein' zugrundeliegen. Von diesem wurde ein $*s_{\check{u}}\check{e}-b^h u h_2-o$ - mit der schwer übersetzbaren Bedeutung 'die zum Eigen(-Sein) gehörigen' abgeleitet; der Name definiert höchst rekursiv 'die dem durch die eigene Existenz abgegrenzten Bereich Zugehörigen'.

So einleuchtend diese Lösung morphologisch ist, so schnell finden sich Einwände. Zum einen ist das zugrundeliegende Wort $*s_{\check{u}}\check{e}-b^h u h_2$ - nicht belegt⁹⁸². Zum andern muß die Thematisierung keinesfalls Zugehörigkeit ausdrücken; sie kann hier auch, wie in lat. *probus* 'rechtschaffen' < $*pro-b^h u o$ -, als Suffix zur Bildung primärer Adjektiva fungieren⁹⁸³. Und schließlich ist, wie sich gleich zeigen wird, die Länge in germ. $*Swēba$ - gar nicht mit letzter Sicherheit alt.

(3) A priori liegt ja der Gedanke an einen Zusammenhang mit got. *swēs* nahe, doch dabei ist eine Einschränkung zu machen: wie an. *sváss* 'lieb, traut' zeigt, geht dies Adjektiv nicht auf $*swē$ - zurück, sondern auf einen urgerm. Stamm $*swēsa$ -. Mit UHLENBECK (PBB 27.1902: 132) leitet sich dieser aus $*s_{\check{u}}\check{e}d^h-to$ - her; das aus $-d^h t$ -

⁹⁸¹ Seitdem man die Dehnstufe nicht mehr als genetisches Element des quantitativen Ablauts betrachtet, kann der Ansatz einer Dehnstufe im Suebennamen nicht mehr als Erklärung gelten. Vgl. zu neueren Ansichten über Dehnstufe und Vřddhi SZEMERÉNYI 1989: 118ff.

⁹⁸² Es sei denn, man sucht eine entsprechende Bildung in *selb(st)*, *Sippe*, got. *sibja* usw. und andererseits in apreuß. *subs*, *sup*s 'eigen, selbst' und russ. *osóba*. OTREBSKI 1967: 75 sieht mit apr. *sup*s „das indoeuropäische Alter der Wurzelgestalt $*s_{\check{u}}\check{e}b^h$ “ als erwiesen an. Apr. *sup*s scheint im Vorderglied freilich eher $*su$ - zu enthalten (vgl. LIDÉN 1897: 54f.; TRAUTMANN 1910: 442; VASMER REW II: 284); in $*selb^o$, got. *sibja* hingegen fehlt der Labial; OTREBSKI ibid. spricht von einem *l*-Infix: besser bei POKORNY IEW: 884.

⁹⁸³ Vgl. zum Beispiel got. *siukan* 'krank sein' : *siuks* 'krank (seiend)', $*hauhaz$ 'hoch (= hochwachsend, sich erhebend)' (vgl. hierzu Kapitel 2.5.3); offensichtlich basiert dieser Typ auf der agens-Funktion.

resultierende -ss- wurde nach Langvokal gekürzt⁹⁸⁴, und so entsteht die neue Segmentierung **swē-sa-*. Damit ist im Namen *Suebi* das Adjektiv zwar nicht selbst enthalten, könnte aber doch über eine Analogie **swē-ba-* : **swē-sa-* hineingedeutet sein; die Erklärung der Länge verlagert sich so auf die Wurzel **suēdh-*. Die für diese sekundäre Beeinflussung notwendige semantische Nähe zwischen **swē-ba-* und **swē-sa-* war im Vorderglied jedenfalls gegeben. Eine Bildung aus **sue-* 'selbst, eigen' + **b^huh₂-* 'sein' bedeutet vorderhand 'selbst sein, αὐτοφύης, läßt sich aber weiter paraphrasieren als 'zu einem eigenen (Bereich) bzw. zu sich selbst gehören'. Das primäre Adjektiv (s. o.) *Suebi* bedeutet dann 'die sich selbst, dem eigenen (Bereich) zugehörigen'. Denkt man zurück zum etymologischen Ausgangspunkt und der (theoretischen) Alternative, einer Ableitung **suē-b^ho-* 'die sich selbst gleich sehenden'⁹⁸⁵, so bilden beide Bedeutungen eine Opposition von Wesenhaftigkeit und Erscheinung, von Genotyp und Phänotyp. Diese Opposition wird lediglich getragen vom zweiten Namenssegment.

Die anzunehmende sekundäre Gleichsetzung des Hintergliedes **b^hū-o-* > **b^ho-* mit dem *b^ho*-Suffix⁹⁸⁶ hebt – um den Rahmen der Etymologie auszuspielen – die Trennung von 'Schein' und 'Sein' auf, bringt die Identität von Phänotyp und Genotyp. Auch fordert die Semantik des Vordergliedes eine attributive Verwendung des Namens. Auch dies paßt zur schließlich eintretenden formalen Identität mit dem *b^ho*-Suffix, welches seinerseits vor allem Adjektiva bildete.

Die Entscheidung zwischen alter *Vṛddhi* und sekundärer Länge hat auf die inhaltliche Deutung des Suebennamens nur graduellen Einfluß, da die *Vṛddhi*-form ein höheres Maß an Rekursivität enthält. In beiden Fällen bestätigt sich – innerhalb eines denotativ leeren Terminus⁹⁸⁷ – die COLLINDERSche Bedeutung 'nostras, αὐτοφύης'. Ein solcher Inhalt ('dem Bereich zugehörig, der durch die eigene Existenz überhaupt erst definiert ist') impliziert für das ethnozentrische Bewußtsein jedoch wieder ein rekursiv erzeugtes Plus an semantischer Substanz: (1) Der Name bezieht sich auf einen intentional abgesicherten ethnischen Verband; (2) Teilnehmer am Ethnos haben abstammungsgleich zu sein; (3) die Abstammungsidentität definiert über die „Echtheit“ der Teilnehmer wiederum den Geltungsbereich des Namens. Durch diesen pseudologischen Zirkel schwingen in der ethnozentrischen Namengebung viele

⁹⁸⁴ HIRT UG I: 120.

⁹⁸⁵ Siehe oben Seite 231f.

⁹⁸⁶ Siehe oben Seite 233.

⁹⁸⁷ Schon aufgrund der bisherigen Deutungen konstatiert MARKEY 1986: 264: „The processes by which such potentially empty terms as *Suebi* (...) could be realized as ethnic labels rather than as vaguelay descriptive epithets is quite another problem and a matter for the sociolinguist“.

Bedeutungen mit; hier verschwindet die Denotation hinter den Konnotationen, kann also nicht eine konkrete Übersetzung, sondern nur ein volles semantisches Spektrum lückenlos sein⁹⁸⁸. Legitimatorische Funktion und Symbolwert des ethnozentrischen Namens entwickeln sich aber wesentlich aus dem Echtheitsbegriff; dieser wird daher auch zum konstitutiven Merkmal einer ethnozentrischen Selbstbenennung **Swēbōz*. Soll der Suebename unbedingt übersetzt werden, so geschieht dies am angemessensten mit der Deutung 'die Echten, die Genuinen'.

Der Echtheitsbegriff im Suebennamen ist jedoch nicht nur implizit vorhanden und läßt sich ebensowenig nur deduktiv erschließen; vielmehr beherrscht der Echtheitsbegriff wohl zudem die Denotation. Auch im normalen Sprachgebrauch ist eine vergleichbare Bildung dazu prädestiniert, nicht nur die Nebenbedeutung 'echt' anzunehmen, sondern diese vielmehr zur neuen Grundbedeutung zu erheben. Die von COLLINDER vorgeschlagene Entsprechung 'αὐτοφύης' neigt ihrerseits zum Bedeutungswert 'natürlich, ursprünglich'⁹⁸⁹. Noch besser bietet sich als sprachgeschichtliches Seitenstück nhd. *eigentlich* 'echt, wirklich' < mhd. *eigen-lîh* an. In diesem Kompositum liegen ähnliche Komponenten vor, wie in **sue-b^huh₂*-, nämlich ein possessives Adjektiv *eigen* und ein Hinterglied, das zwar nicht mit **b^huh₂*- identisch ist, aber wie dieses einen „Existenzbegriff“ zum Ausdruck bringt. *Eigenlîh* ist als exozentrische Bildung 'von eigener Gestalt'⁹⁹⁰ aufzufassen; es beinhaltet also eher den 'Schein' als das 'Sein'. Umso näher liegt der Echtheitsbegriff bei **swēba*-. Germ. **Swēbōz* ist nicht ein VN unter andern, sondern darf als Prototyp des ethnozentrischen Stammesnamens gelten.

3.4.3 Diachroner und synchroner sprachlicher Status des Suebennamens

Nach den abstrakten Betrachtungen zu Wortbildungs- und semantischen Aspekten des VN **Swēba*- heißt es, die Ergebnisse in den Termini einer Namensgeschichte zu formulieren. Dabei umfasst das Problem des sprachlichen Status von **swēba*- im Germanischen zwei Fragen, nämlich: (1) war der Name zu Beginn seiner Überlieferungsgeschichte noch semantisch durchsichtig? und (2) war er als Appellativum in Gebrauch?

⁹⁸⁸ Aus diesem Grund ist von den traditionellen Übersetzungsversuchen 'die dem eigenen Verbands angehörigen', 'Echte', 'freie Männer' usw. (vgl. z. B. MUCH 1895: 3) auch nicht eine die Richtige, sondern die meisten von ihnen treffen Richtiges.

⁹⁸⁹ LIDDELL-SCOTT GEL: 284.

⁹⁹⁰ Vgl. got. *leik* 'Körper, Fleisch, Leiche', ahd. *lîh* 'Körper, Fleisch', aber: got. *ga-leiks*, ahd. *gi-lîh* 'gleich(artig)', got. *ga-leiki* 'Abbild'.

Es hat sich herausgestellt, daß das Bildungsprinzip der Form **sūē-b^huh₂*- alt ist; zu CAESARS Zeit war es sicher nicht mehr wirksam. Die Bildung weist eher vorgerm. denn germ. Charakter auf, somit kann auch das Endprodukt **Swēba-* als sehr alt gelten. Zu CAESARS Zeit dürfte es schon lange nicht mehr möglich gewesen sein, einen Stamm mit dem Namen **Swēba-* neu zu benennen, wohl aber war die Bedeutung einer solchen Benennung zu verstehen.

Eine semantische Durchsichtigkeit bzw. Interpretierbarkeit war deshalb gegeben, weil Oppositionen z. B. zu **swēsa-* eine einwandfreie Segmentierung erlaubten. Schlecht beschrieben wäre der Terminus jedoch als Appellativum. Er gehört vielmehr zum einleitend beschriebenen Typus von Abstrakta, der sich im Grunde nur für ethnosoziale Begrifflichkeit eignet⁹⁹¹. Grundlage für diesen Status ist die eigentliche Herkunft des Terminus als Ableitung von einem verbalen Abstraktum; dies Abstraktum bildete lediglich eine der vielen Möglichkeiten, das „Selbst-Sein“, das „Wir-Sein“ zum Ausdruck zu bringen. Daher ist es unwahrscheinlich, daß jemals ein solches Appellativum unabhängig von seiner ethnonymischen Funktion existierte.

3.5 Zusammenfassung: Suebi und Germani

Eine vergleichende Betrachtung von Germanen- und Suebennamen ergibt folgende Entsprechungen:

POSEIDONIOS kennt keinen Suebenbegriff und wohl auch nicht den Suebennamen. Umgekehrt kennt POSEIDONIOS zwar nicht den Germanennamen, wohl aber eine Art Germanenbegriff. Dieser resultiert aus dem Kimbernerlebnis und ist konsistent genug, um unter dem Namen *Κελτοσκούθαι* eine neue Kategorie zu begründen.

Der Germanenname wie auch der Suebenname sind jedoch erst in CAESARS Commentarii bezeugt, wobei ersterer wahrscheinlich kurz zuvor von Diviciacus nach Rom gebracht wurde. Entgegen älteren Vorstellungen erklärt sich der Name *Germani* aber nicht etwa aus der Existenz der *Germani Cisrhenani*. Vielmehr erklärt sich das Phänomen *Germani Cisrhenani* umgekehrt als Verlängerung des transrhenanischen Germanenbegriffs und Übertragung des dafür geprägten Namens. Seit seinem Aufkommen, von Anfang an, bezieht sich der Name *Germani* also auf das transrhenanische Germanentum.

Kurz vor Vesontio werden der junge Germanenname und der ältere Germanenbegriff eins (BG 1,31ff.); in Rom existiert zur gleichen Zeit noch keine Zuordnung von Name und Begriff. Nur wenig später fällt der Suebenname (BG 1,37,3); auch er ordnet

⁹⁹¹ Vgl. Kapitel 0.2.3.

sich in den Kontext von Ariovists gallischen Operationen ein. Eine überzeugende Begriffszuordnung findet hier aber nicht statt; vielmehr erwecken die Daten bei CAESAR den Eindruck, als sei der zugehörige Begriff bereits mit einem Namen besetzt. Freilich verwendet Ariovist in der ihm von CAESAR unterstellten Rede nicht selbst den Namen *Suebi* für seine Leute, sondern nennt sie *Germani* (BG 1,36,7). Es ist aber offensichtlich, daß auch dieser Name nicht ursprünglich, sondern nur eingefügt sein kann, denn zu keinem Zeitpunkt war *Germani* die Selbstbezeichnung von Ariovists oder anderen transrhenanischen Stämmen.

Ein helleres Licht wirft an diesem Punkt die Revision des caesareischen *rex Germanorum* zum *rex Sueborum*, die CORNELIUS NEPOS wenige Jahre nach CAESAR vornahm. Denn tatsächlich sind die Namen *Suebi* und *Germani* auch bei CAESAR selbst weitgehend austauschbar; eine echte Synonymie vermeidet CAESAR nur, indem er von der festen Definition *Germani, qui Germaniam incolunt* ausgeht. Nur durch diesen Primat des geographischen Begriffs lassen sich *Germani* und *Suebi* trennen.

Die traditionelle Meinung, wonach die Existenz einer Untereinheit, eines „einzelnen Stammes“ *Suebi* in den älteren Quellen noch nachweisbar wäre (BREMER, MUCH), ist aufzugeben; die *Suebi* sind hinsichtlich ihres Status den Germanen von Anfang an eher gleich- als untergeordnet. Auch eine andere Auffassung (FEIST, FRAHM), wonach sich ursprünglich die Germania in zwei Teile aufgliedern ließe, etwa in „Suebo-Germanen“ und „Kelto-Germanen“, führt in sich zwar eine richtige Beobachtung, greift als Erklärung aber daneben. Vielmehr resultiert die Trennung von Germanen und Sueben aus der Tatsache, daß die Zusammenführung von Germanenbegriff und Germanennamen bei CAESAR schon vollzogen war, als der Suebenbegriff sich herauskristallisierte. Hinter dieser überlieferungsgeschichtlichen Fassade konvergieren jedoch die Namen *Germani* und *Suebi* auf den selben Begriff zu.

Freilich ist die Dualität *Germani* : *Suebi* auch in ethnischen Sinne zweischneidig. Die beiden widersprüchlichen Positionen des TACITUS Germ. 2, *carmina antiqua* vs. *quidam*, erklären sich nicht aus antiker *interpretatio*, sondern gehen ihrerseits auf einheimische Quellen zurück. Erst CASSIUS DIO offenbart mit einem Satz über die Zuordnung zum Suebennamen, was TACITUS mit seinen verschiedenen Traditionen hinsichtlich des Germanennamens nur anzudeuten verstand⁹⁹². Beide Informationen beziehen sich letztlich auf das selbe Phänomen, nämlich die ethnische Selbstzuordnung peripherer Gruppen zu einem größeren Zentrum. Sie beziehen sich jedoch nicht nur auf das gleiche Phänomen im Sinne eines universalen Typus, sondern vielmehr auf das selbe Phänomen im Sinne eines historischen Ereignisses: die Selbstzuordnung

⁹⁹² Vgl. Seiten 193 und 224.

besonders der Rheinstämme zum suebischen Zentrum⁹⁹³, welcher gesamte Komplex von den Römern schließlich unter dem Namen *Germani* subsummiert wurde. Dieser Name kommt nicht von ungefähr.

COLLINDER postuliert für den Namen *Suebi*, der *omnes eiusdem sanguinis populos* bezeichnete, dieselbe Übersetzbarkeit, wie für die *United States* oder die *United Nations*⁹⁹⁴. Zwar stimmen COLLINDERS Beispiele in ihrer Bedeutung nicht ganz zum Suebennamen; das Postulat ist nichtsdestotrotz auch für die im Suebennamen enthaltene Begrifflichkeit beizubehalten. Was andererseits den Namen der mitteleuropäischen *Germani* angeht, so befriedigt – vor allem wegen seiner Überlieferungsgeschichte – nur die Herleitung aus dem Lateinischen. Germanen und Sueben rücken innerhalb ihrer Namens- und Begriffsgeschichte denkbar nahe zusammen, stehen in so engem wechselseitigen Kontext, daß die Annahme einer Übersetzungsrelation die einzig sinnvolle Lösung bleibt⁹⁹⁵:

Germānus ist etymologisch gesehen ein Terminus der biologischen Abstammung. Der Echtheitsbegriff entwickelt sich aus einer solchen Terminologie fast zwangsläufig und stellt sich tatsächlich auch in *germānus* ein: Der ursprünglich nur einer konnotativen Schicht angehörige und auf die Abstammung beschränkte Echtheitsbegriff war belastet genug, um zur Hauptbedeutung aufzusteigen und, wie in *asinus germanus*, *germana ironia* etc., in übertragenem Sinn verwendet zu werden.

Der Suebename bezeichnet die Zusammengehörigkeit und Abgeschlossenheit des ethnischen Verbandes, seine Abhebung nach außen. Auch er beinhaltet somit den Echtheitsbegriff ursprünglich nur konnotativ, implizit. Wegen der dahinter stehenden Abstammungsideologie und der emblematischen Funktion des Namens ist der Echtheitsterminus hier jedoch noch weit stärker belastet, der Wandel von der impliziten zur expliziten Bedeutung ungleich zwangsläufiger, als im Appellativum. Zudem läßt sich die Entwicklung des Echtheitsbegriffs nicht nur simulieren, sondern ist am Beispiel komponentengleicher Wortbildungen aus dem appellativischen Bereich zu belegen.

Hinsichtlich dieser zentralen Funktion: Echtes von Uechtem, Verwandtes von Unverwandtem zu scheiden – darin entsprechen sich also lat. *germānus* und germ.

⁹⁹³ Daß dies nicht in Widerspruch zur Gleichordnung der *Suebi* neben die *Marsi*, *Gambrivii* und *Vandilii* bei TACITUS Germ. 2 steht, sollte aus den Erläuterungen zum Suebennamen als Adjektiv (Beifügung zu einem intentionalen Begriffskern, siehe auch im Folgenden sowie Kapitel 4) hervorgehen.

⁹⁹⁴ COLLINDER 1944: 32.

⁹⁹⁵ Zur Qualität dieser „Übersetzungsrelation“ sogleich.

**swēbaz*, *Germani* und *Suebi*, völlig. Sowohl *germānus* als auch **swēbaz* sind zudem Adjektive, die nicht für sich stehen, sondern erst durch einen entweder expressis verbis beigefügten oder aber implizierten Begriff ihren Bezugsrahmen erhalten. Dieser Begriff und sein Bezugsrahmen werden im folgenden Kapitel endgültig herauszuarbeiten sein. Zuvor ist gleichwohl die Qualität der oben postulierten Übersetzungsrelation noch etwas genauer zu konturieren.

Wie bereits dargelegt⁹⁹⁶, war es Diviciacus, der den Namen *Germani* nach Rom brachte. Der lat. Name war also offensichtlich von Galliern gebildet – besser: nachgebildet – worden. Bedingt ist die Übersetzung des Namens durch seine andernorts festgestellte semantische Durchsichtigkeit⁹⁹⁷; zum andern zeigen Übersetzbarkeit und der Wille zur Übersetzung die Dominanz des Inhalts über die Form⁹⁹⁸. Es ist aber nicht nötig, daß Diviciacus den germ. Namen der *Suebi* selbst verstanden hat; er übersetzte lediglich eine ihm bekannt gewordene Begrifflichkeit, und diese wiederum lag ihm vermutlich auch als gallischer Terminus vor. Es stand offensichtlich im Interesse der Germanen selbst, nicht die sprachliche Form, sondern den elitären Inhalt ihrer Selbstbezeichnung zu verbreiten. Sie werden die Umsetzung motiviert haben. So ist es letzters nicht auszuschließen, daß der des Gallischen mächtige Ariovist *in persona* den Namen *Suebi* zuerst ins Gallische übersetzte, von wo ihn Diviciacus – als *cognomen* verstanden – in lateinischem Gewand nach Rom importierte.

Was für die *Germani* nicht gelten kann, trifft schließlich für den Namen der *Suebi* zu: er ist geeignet, als Emblem auf der genotypischen Seite dessen zu stehen, was uns die antiken Autoren als Phänotyp „Germanentum“ präsentieren. Wenn es eine germanische Selbstbezeichnung gegeben hat, so tritt sie in Gestalt der *Suebi* ans Licht. Freilich fehlt noch der zu ergänzende Begriff, der dem Adjektiv **swēbaz* intentional gegenübersteht und der wegen seiner ethnogonischen Funktion als eigentliche Selbstbenennung zu gelten hat. Ihm und seiner intentionalen Substanz soll die folgende, abschließende Betrachtung gelten.

⁹⁹⁶ Oben Seite 197.

⁹⁹⁷ Vgl. oben Kapitel 3.4.3.

⁹⁹⁸ Womöglich findet sich eine weitere – germanische – Umsetzung im Namen der *Suiones*; vgl. Kapitel 2.6.2. und 2.6.3. Besagte Dominanz der Begrifflichkeit über die Form ist bei Ethnika zwar häufig, aber nicht selbstverständlich; vgl. oben Kapitel 0.2.3. und 0.2.4.

4 AUSWERTUNG: KOSMOGONIE, ETHNOGENIE UND DER NAME DER GERMANEN

4.1 Der intentionale Aspekt germanischer Ethnogenie

Bei der Betrachtung einzelner VN der Germania lassen sich Unterschiede sowohl in der Diachronie als auch in der Synchronie konstatieren, im Modus ihrer Entstehung als auch im Status ihrer Geltung. Zwei Beispiele sind aus dieser Reihe in besonderem Maße herausgefallen: es handelt sich um die Namen der Sueben und der Suionen. Beide haben sowohl formal als auch inhaltlich adjektivischen, attributiven Charakter, beide sind denotativ leer, beide rekurren auf einen Begriff des 'Eigenen', des 'Selbst' und beide sind nach Ausweis der Quellen Sammelbegriffe. Der Rahmen dieses 'Selbst', dem die Namensträger angehören, ist nicht definiert; seine Stelle ist funktional leer-geblieben, muß intentional jedoch ausgefüllt gewesen sein. Wenn aber funktional nur das jeweilige Adjektiv in Erscheinung trat, so handelt es sich nach formalen Kriterien um eine elliptische Nominalphrase. Die elliptische Verwendung ist nur so zu erklären, daß der im Phrasenkern implizierte Begriff, die Basiskonstituente dieses 'Selbst', sich zwanglos aus dem pragmatischen Kontext ergab. Es muß sich also um jenen einen ethnozentrischen Terminus⁹⁹⁹ gehandelt haben, der vorläufig mit 'Mensch' wiedergegeben werden soll. Auch im Germanischen hat eine solcher Terminus existiert.

4.1.1 Mannus und die Manni

Wenden wir uns zum Schluß noch einmal der Ethnogenie des TACITUS Germ. 2 zu; denn diese überliefert ein Wort, aus welchem sich das gesamte Wortfeld 'Mann', 'Mensch' der späteren germanischen Sprachen konstituiert:

Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus est, Tuistonem deum terra editum. Ei filium Mannum, originem gentis conditoremque, Manno tris filios assignant, e quorum nominibus proximi Oceano Ingaevones, medii Herminones, ceteri Istaevones vocentur. Quidam, ut in licentia vetustatis, pluris deo ortos plurisque gentis appellationes, Marsos Gambrivos Suebos Vandilios affirmant, eaque vera et antiqua nomina.

Für gewöhnlich wurde diese Stelle folgendermaßen paraphrasiert¹⁰⁰⁰: der erdgeborene *Tuisto* hatte einen Sohn namens *Mannus*; dieser war Urvater und Begründer der Germanen. *Mannus* hatte seinerseits drei Söhne, von deren jeweils einem die *Ingaevones*, *Herminones* und *Istaevones* abstammen. Nach einer anderen Überlieferung freilich gäbe es weitere *Mannus*- Söhne und daraus entstandene Stammesnamen wie

⁹⁹⁹ Vgl. Kapitel 0.2.4.

¹⁰⁰⁰ Vgl. z. B. MUCH 1967: 50ff.; siehe sogleich.

Marsi, Gambrivii, Suebi und Vandilii, und dies seien die echten und alten Namen. Eine Übersetzung könnte also lauten:

Mit alten Liedern, die bei ihnen die einzige Art der Erinnerung und geschichtlicher Überlieferung sind, zelebrieren sie Tuisto, den erdgeborenen Gott. Ihm schreiben sie einen Sohn Mannus zu, den Ursprung und Gründer der Abstammungsgemeinschaft, dem Mannus drei Söhne, nach deren Namen jene nächst dem Meer *Ingaevones*, die mittleren *Herminones*, die übrigen *Istaevones* benannt sind. Einige versichern, da ja die Urzeit Spielraum läßt, daß es mehrere Söhne des Gottes und somit mehrere Stammesnamen gegeben habe, nämlich *Marsi, Gambrivii, Suebi, Vandilii*, und diese seien die echten und wahren Namen.

Nun hat LUND darauf hingewiesen, daß *pluris deo ortos* an dieser Stelle nicht als ein Plus gegenüber den drei Söhnen interpretiert werden darf, sondern als ein Plus gegenüber einem Gott – *Mannus*¹⁰⁰¹. In den zwei verschiedenen Genealogien handelt es sich demnach nicht um einen Streit in der Frage der *Mannus*-Abkunft, sondern der *Tuisto*-Abkunft. Wie oben schon dargestellt¹⁰⁰², gibt der letzte Satz aber ohnehin Spekulationen römischer Autoren wieder; ebendiese bezeichnet TACITUS mit *quidam*. Er selbst stellt sich gegen diese Spekulationen, *ut in licentia vetustatis* – „wie sie die Vorzeit gestattet“¹⁰⁰³. Für TACITUS gab es keine Alternativen zu *Mannus* als Stammvater der Germanen.

Die Namensrelation *Mannus* : *Germani* ist allerdings ihrerseits „gelehrte Spekulation“. Ihr ist lediglich zu entnehmen, daß die Germanen einen alten, einheitlichen Namen hatten, nicht aber, daß dieser *Germani* lautete. Da es sich bei den sonstigen in Germ. 2 diskutierten Namen um *gentis appellationes* – also Bezeichnungen nach Abstammungskriterien – handelt, müßte nach der Analogie **Ingaevo*, **Hermino* **Istaevo* : *Ingaevones, Herminones, Istaevones* aus dem Namen des Stammvaters *Mannus* eine germanische Gesamtbezeichnung **Manni* hervorgehen. Ein solcher Name tritt jedoch funktional nicht in Erscheinung.

Freilich finden sich indirekte Hinweise auf eine solche Benennung: aus formaler Sicht beinhalten die VN *Marcomanni* und *Alamanni* im Hinterglied den Namen des *Mannus*. Läßt sich diese Zuordnung auf die inhaltliche Seite übertragen, so wären die *Marcomanni* und die *Alamanni* eine auf bestimmte Art charakterisierte Untermenge der *Manni*. Zur Disposition steht die traditionelle Deutung der Markomannen als

¹⁰⁰¹ LUND 1982: 313⁵³; LUND liest *pluris deo ortos pluresque gentis appellationes* und vermerkt treffend, daß TACITUS bei einem „echten Alternativ“ *alios* statt *plures* verwendet hätte. Vgl. auch LUND 1986: 57.

¹⁰⁰² Zu einer ersten Einschätzung dieser Stelle im Zusammenhang mit dem unmittelbar darauf folgenden „Namensatz“ (*ceterum Germaniae vocabulum...*) vgl. oben Kapitel 3.1.2.6.

¹⁰⁰³ Vgl. LUND 1982: 312.

‘Grenzleute’ und der Alamannen als ‘alle Männer bzw. menschenreiches Volk’, d. h. die appellativische Interpretation des Hintergliedes in der neutralen Bedeutung ‘Mann, Mensch’. Unter diesem Gesichtspunkt sollen zunächst die determinierenden Vorderglieder untersucht werden.

Im Namen der *Marcomanni* findet sich das germ. Wort für ‘Grenze’, **marka(n)*-. Die Bedeutung ‘Grenze’ ist alt, wie lat. *margō* ‘Rand, Grenze’, npers. *marz* ‘Grenze’ zeigen¹⁰⁰⁴. Daß dieser Begriff ‘Mark, Grenze’ in ethnischem Sinn gebraucht wurde, zeigt sich an run. Kärstadt **aljamarkir*, wohl ‘Ausländer’¹⁰⁰⁵, ähnlich gall. VN *Allobroges*. In diesem Kontext ist auch die Bedeutungsverschiebung über ‘Grenzwald’ zu ‘Wald, Feld’ in Skandinavien zu erklären¹⁰⁰⁶, wo ethnische Grenzen nicht mehr dieselbe Rolle spielten, wie auf dem Festland. Die *Marcomanni* sind offensichtlich der Teil der *Manni*, welcher durch eine Grenzlage charakterisiert ist. Die im Namen enthaltene Konzeption der Grenze impliziert per se eine Ideologie des Zentrums. Wenn die *Marcomanni* die *Manni* der Grenze sind, so ist auch das Zentrum nur auf die *Manni* zu beziehen, und desgleichen sind die *Marcomanni* letztlich an diesem Zentrum orientiert. Umgekehrt ist jede Existenz außerhalb des Zentrums zusätzlich markiert. Schon dieser konzentrische Entwurf widerspricht durchaus der Annahme, hinter *Manni* könnte sich ein ethnisch wertfreier Menschenbegriff verbergen.

Im Vorderglied des Alamannennamens findet sich die Wurzel **h₂el*-¹⁰⁰⁷. Für den Alamannennamen, der durchgängig einfaches *-l-* hat, sei auf Parallelbildungen wie ahd. *alagaro* ‘vollständig’, *alawār* ‘ganz wahr’, as. *alahwīt* ‘ganz weiß’ und nicht zuletzt got. *alamans* ‘die gesamte Menschheit’¹⁰⁰⁸ verwiesen. In diesen Bildungen hat *ala-*

¹⁰⁰⁴ Vgl. POKORNY IEW: 738. Früher hierher gestelltes awest. *marəzu* ist nach GAUTHIOT bei WALDE-HOFMANN LEW II: 40 fernzuhalten.

¹⁰⁰⁵ Mitte 5. Jhd.; vgl. KRAUSE 1966: 116ff., 1971: 153. Am Rande sei vermerkt, daß neben *aljamarkir* (auf dem selben Fels) auffälligerweise das Wort *baj[a]R* steht, welches KRAUSE 1966: 119 – er liest **bajor*, sieht also einen Plural – analog zur Etymologie des Boier-Namens als urgerm. **bajaz* ‘Kämpfer’ interpretiert. Es ist jedoch nicht auszuschließen, daß sich hierin die Form des Boiernamens findet, die letztendlich zur Bildung des Baiernnamens geführt hat. Dies möchte ich zwar nicht mit z. B. REIFFENSTEINS 1987: 1336 Gewißheit vertreten; daß freilich der Baiernname von der halbgermanisierten, hybriden Form *Boi(o)haemum* und damit letztlich vom Namen der *Boii* nicht zu lösen ist, scheint mir kaum mehr anfechtbar. Die damit fällige Absage an MAYERTHALERS These (*Baioari* < *Pag(o)ivaro* ‘Salzburggau’) ist bei ROSENFELD 1987: 1305ff., bes. 1317ff. hinreichend formuliert.

¹⁰⁰⁶ Vgl. DE VRIES ANEW: 401.

¹⁰⁰⁷ POKORNY IEW: 24f.; vgl. BADER 1985: 60ff.

¹⁰⁰⁸ Skeir. 8,12: [*laisein*] *swikunþaba in allaim alamannam faurawisan rahnidedun* ‘sie waren der Meinung, daß sie [die Lehre] deutlich unter allen Menschen hervorrage’. Auch im Nebeneinander von *alls* und *ala-* ist die Variation der Bedeutungsnuancen ähnlich der Redewendung ‘alles und jedes’ wiederzuerkennen; vgl. Fußnote 1009.

echte Totalitätsbedeutung¹⁰⁰⁹. Konsequenterweise ist für den Namen der Alamannen eine Bedeutung ‘Gesamtheit der als *Manni* Bezeichneten’ anzusetzen. Auch hier bleibt vorläufig der Definitionsrahmen offen; ein neutraler Menschenbegriff kann nicht vorliegen, da die *Alamanni* ja objektiv nicht die gesamte Menschheit umfassen. Die Deutung des ASINIUS QUADRATUS, die Alamannen seien vermischte und zusammengelaufene Leute, und das bedeute eben ihr Name¹⁰¹⁰, enttarnt sich als Namensspott, denn der Unvermischtheitsanspruch genießt auch in der Germania äußerst hohen Stellenwert¹⁰¹¹. Diese Überlieferung zeigt nur, daß der Name in einer solchen pejorativen Weise deutbar war und von einigen auch so gedeutet wurde. Bei einer solchen Interpretation mußte das genuine Vorderglied **ala-* jedoch zu einem **alla-* umfunktioniert werden¹⁰¹², um von der Ganzheit zu einer Vielheit zu gelangen.

Ein weiteres, sehr gewichtiges Argument gegen die Loslösung der *o-manni*-VN vom Namen des *Mannus* liegt auf der Hand: Die taciteische *Mannus*-Tradition fällt mitten in die lange Überlieferungsgeschichte des Markomannen-Namens. Auch mit der „Funktionalisierung“ des Alamannennamens entfernt man sich nicht allzuweit von der taciteischen *Mannus*-Überlieferung¹⁰¹³. Es wäre höchst unbekümmert und

¹⁰⁰⁹ Im Germ. taucht zudem eine andere Form **alla-* auf, die sich als *no*-Ableitung erklärt. Die Form **ala-* meint die echte Totalität, die Ableitung **alna-* > **alla-* dann die Zugehörigkeit zu dieser Totalität; grob gesprochen wäre dies die Opposition von ‘ganz’ : ‘jede(r/s)’.

¹⁰¹⁰ Bei AGATHIAS 1,6: σύγκλυδές εἰσιν ἄνθρωποι καὶ μιγάδες, καὶ τοῦτο δύναται αὐτοῖς ἡ ἐπωνυμία. Man muß sich vor Augen halten, daß griech. σύγκλυς ‘zusammengespielt, zusammengelaufen’ pluralisch wirklich regelrecht in der Bedeutung ‘Gesindel’ verwendet wird. In einer Selbstbenennung ist eine solche Komponente nicht zu suchen. Man kommt jedoch nicht umhin, im Namen der Alamannen eine Selbstbenennung zu sehen, da diese seit ihrem Auftreten die treibende Kraft an der westlichen Reichsgrenze waren und sicher das Prestige besaßen, die eigene Benennung durchzusetzen; die Römer hatten zudem stets direkte Berührung mit ihnen. In Bezug auf diesen „Namenssatz“ des ASINIUS QUADRATUS stellt auch PETRIKOVITS 1985: 116f. zweierlei heraus: (1) verwendeten die Alamannen den Namen selbst (αὐτοῖς) und (2) war es ein Beiname (ἐπωνυμία) zu einem anderen Namen. Daß allerdings die Alamannen ihren eigenen Namen in *obiger Bedeutung* – also pejorativ – verstanden wissen wollten, ist nicht ernsthaft in Erwägung zu ziehen; vielmehr gehört diese Aussage zum Namensspott. Daß neben *Alamanni* ein anderer Name stand, ist wiederum auch meine Ansicht.

¹⁰¹¹ Man denke allein an das nicht nur bei TACITUS hochgehaltene Autochthonentum der Germanen.

¹⁰¹² Siehe Fußnote 1009.

¹⁰¹³ Der erste Beleg für die Alamannen findet sich bei CASSIUS DIO 78,13f. für das Jahr 213. Daher wird die „Bildung des alamannischen Stammesbundes“ oft in das 2. Jhd. gelegt. Unter „funktionalen“ Gesichtspunkten wird man in der Tat den Kristallisationspunkt dieser Gemeinschaft und ihres Namens spätestens um die Mitte des 2. Jhdts. anzusetzen haben; vgl. auch BREMER 1904: 197. Unabhängig davon sind aber natürlich die dahinter stehende Tradition und das ethnische Selbstverständnis – die intentionale Seite also – zu bewerten; sie reichen, wie sich noch zeigen wird, weiter zurück. Ich möchte daher auch nicht von einer Neubildung des Alamannennamens reden, sondern

widersprüche aller ethnologischen Empirie, bei Formgleichheit der Namen dennoch Interferenzfreiheit zu postulieren.

Für die hinter der Grenzkonzeption verborgene Zentrumsvorstellung ist womöglich eine alte Benennung bezeugt in got. *midjungards* ‘οἰκουμένη’, ahd. *mittingart*, ae. *middangeard* und an. *miðgarðr* ‘(von Menschen bewohnte) Welt’¹⁰¹⁴. Dieser Begriff wurde unter christlicher Verwendung inhaltlich umfunktioniert, wie auch der klassische Begriff der οἰκουμένη im christlichen Sprachgebrauch hoch belastet und neu verbegrifflicht worden ist. Die ursprüngliche Wortbedeutung war ‘Hof der Mitte’; diese Benennung paßt sich in eine universale Praxis der Namensgebung ein¹⁰¹⁵. In der nord. Mythologie steht *miðgarðr* in engem Zusammenhang mit dem Ymir-Mythos¹⁰¹⁶ und gilt nicht nur als der von Menschen bewohnte Ort zwischen Oberwelt und Unterwelt, sondern es ist auch der Ort im Zentrum zwischen Norden und Süden, zwischen Osten und Westen¹⁰¹⁷. Die Himmelsrichtungen können aber nur von *einem* Betrachterstandpunkt her bestimmt werden; in *miðgarðr* findet sich eine genau auf diesen Standpunkt rekurrierende Definition der Mitte. Der Gültigkeitsbereich von *midjungards-miðgarðr* als Welt der Menschen hängt seinerseits vom Geltungsbereich des Menschenbegriffs ab. *Midjungards* trägt ebenso viel oder gar mehr ethnozentrisches Potential in sich, als οἰκουμένη; denn auch letzteres kann sowohl den gesamten Erdkreis umfassen, als auch nur den mediterranen Gesichtskreis, etwa das römische Imperium. Das Zentrum der οἰκουμένη war in jedem Fall μεσόμφαλος ‘Nabel der Mitte’ = ‘Delphi’.

Die appellativische Begrifflichkeit des Alamannennamens steht nicht weit ab. Es liegt nahe, in der got. Entsprechung *alamans* ebenfalls einen ideologisch vorgeprägten Terminus zu sehen. Sowohl got. *midjungards* ‘Erdkreis, Welt’ als auch got. *alamans* ‘die gesamte Menschheit’ haben eine funktionale Verschiebung erfahren, ohne sich innerhalb ihres denotativen Rahmens zu bewegen; vielmehr ist der Rahmen, die ideologische Grundposition, selbst umgedeutet worden: *midjungards* und *alamans* haben die unter christlichem Einfluß zwangsläufige Umgestaltung des Mensch- und Weltkonzepts mitgemacht. Beide stehen unter dem kosmopolitischen Wirkungsanspruch des Christentums, und kosmopolitisch entwickelt sich daher auch ihre Bedeutung.

von seiner Funktionalisierung, das heißt: seine Demonstration nach außen, seine bewußte Verwendung als Emblem. Vgl. jedoch genauer unten Seite 257f.

¹⁰¹⁴ DE VRIES ARG II: 372ff.; WENSKUS 1961: 245⁶⁷⁷.

¹⁰¹⁵ Typus ‘Reich der Mitte’; vgl. oben Seite 25f.

¹⁰¹⁶ Vgl. auch unten Seite 250.

¹⁰¹⁷ Vgl. DE VRIES ARG II: 372ff.

Soweit die determinierenden Kompositionsglieder der Namen *Marcomanni* und *Alamanni*. Das Hinterglied wechselt in beiden Namen zwischen einer Variante mit *-nn-* als auch mit *-n-*, wobei erstere weitaus häufiger vorkommt¹⁰¹⁸.

Dies Hinterglied selbst fungiert in den germ. Einzelsprachen als Appellativum, das den Menschen allgemein und den Mann speziell bezeichnet. In der Stammform dieses Nomens herrscht ein heilloses Durcheinander. Wie in den Namensbelegen zu *Marcomanni* und *Alamanni* erscheint auch hier *man*^o neben *mann*^o. Im Got. zeigen einige Kasus den Ausgang einer kons. Deklination wie in *baúrgs*, andere flektieren wie das *n*-stämmige *guma* 'Mann'. Im An. wiederum geht *mannr*, *maðr* teils nach den Wurzelnomina, teils nach den *a*-Stämmen. Die westgerm. Sprachen generalisieren weitgehend den *a*-Stamm. Womöglich haben sich im Paradigma des germ. Wortes für 'Mensch' verschiedene Bildungen durchmischt, die ursprünglich voneinander lexematisch geschieden waren und später gleichgesetzt wurden.

Nach älteren Erklärungen leitet sich die Form **manna-* aus älterem **manŷa-* her. STREITBERG (1900: 1401) setzte stattdessen einen schwundstufigen *n*-Stamm **man-n-* an. Da jedoch im got. Paradigma gerade die auf *-n-* flektierenden Kasus die Form *mann*^o aufweisen, müßte man am *n*-Stamm eine zweite *n*-Ableitung, also **man-n-an-* annehmen. Daran wird STREITBERGS Theorie wohl scheitern, und im GN *Mannus* ist nach wie vor *nn* < *nŷ* der Vorzug zu geben. Die Vorform ist entweder als *ŷo*-Ableitung zu dem im Got. erscheinenden Wurzelnomen **man-* oder aber als Thematisierung eines *u*-Stamms **manu-* zu verstehen. Da auch das Indische ein *Mánu-* (daneben *Mánuṣ-*) in ähnlicher Doppelfunktion sowohl als Appellativum 'Mensch, Mann' wie auch 'Stammvater der Menschen' kennt, scheint mir die letzte Möglichkeit wahrscheinlicher¹⁰¹⁹.

4.1.2 Mannus und die Mythologie – ein Exkurs

In jedem Fall sind ai. *Mánuḥ* und der taciteische *Mannus* nicht nur wegen etymologischer Zusammengehörigkeit, sondern auch aufgrund außersprachlicher Evidenz zusammenzustellen. Wie schon gesagt, weisen *Mannus* und *Mánuḥ* weitgehende funktionale Übereinstimmungen auf. Diese Übereinstimmungen sind jedoch nicht isoliert, sondern stehen in einem größeren kosmogonischen Kontext¹⁰²⁰. Zentrale

¹⁰¹⁸ Vgl. REICHERT WB: 20ff. 489ff.

¹⁰¹⁹ Es ist schwierig, den verschiedenen Formen klar geschiedene Funktionen zuzuweisen; mit BRUGMANN warnt LEHMANN GED: 244 „against proposing a protoform for something so irregular“. Ob das Wort übrigens wirklich zu **men-* 'denken' (POKORNY IEW: 726ff.) gehört, sei dahingestellt.

¹⁰²⁰ Zur detaillierten Darlegung des folgenden vgl. die Arbeit von GÜNTERT 1923: 315ff.

Namen dieser Kosmogonie sind *Yamáḥ* und *Púruṣaḥ*; der erste heißt soviel wie 'Zwilling' und der zweite ist ein Synonym zu *Mánuḥ* 'Mann'.

Yama, Sohn des Vivasvant ist in der vedischen Mythologie der erste Sterbliche, eine Gottheit, die weder als 'Gott' noch als 'Mensch' angerufen wird. In awest. Überlieferung vergleicht sich Yima, dessen Rolle als erster Sterblicher jedoch sein Vater Vīvaṇhvāt übernommen hat. Im Lauf der Überlieferung verändert Yama sein Gesicht, wird vom ersten Sterblichen zum ersten Gestorbenen und schließlich zum Totengott¹⁰²¹. Yama zeigt jedoch noch ein anderes Gesicht. RV 10,10 überliefert ein Zwiegespräch zwischen ihm und seiner Zwillingsschwester Yami, welche ihn zur Liebe verführen will, freilich ohne Erfolg. Dieser erfolglose Ausgang ist allerdings einer moralischen Umgestaltung unter dem Eindruck des Inzestverbots zu verdanken. Andere Stelle zeigen, daß die Liebe vollzogen wurde; Yama und Yami waren somit gleichzeitig Geschwister als auch das erste Elternpaar. Yami ist ihrerseits freilich eine blasse Gestalt, die über diese Szene hinaus keine wesentliche Funktion im Mythos bekommt; ein ähnliches Bild entwirft Yimak, die Schwester des Yima. Daraus wird wahrscheinlich, daß das Zwillingspaar keine genuine Konfiguration im Mythos darstellt, sondern vielmehr auf ein zwitterhaftes Urwesen Yama zurückgeht¹⁰²².

RV 10,10 berichtet von Purusa 'Mann', dem tausendköpfigen Urwesen, aus dessen Körper in einem Opferritual der Kosmos geschaffen wird. Purusa ist lediglich ein Synonym zu Manu. Purusa ist von ungeheurer Riesenhaftigkeit: „ein Viertel an ihm sind alle Wesen, drei Viertel von ihm ist das Unsterbliche im Himmel“¹⁰²³. Aus Purusa entstand *Virāj*, das weibliche Prinzip, mit diesem zeugt Purusa sich selbst, kommt zur Erde und wird geopfert; wie in Yama liegt also auch in Purusa ein hermaphroditisches Element vor. In *Púruṣaḥ*, dem 'Mann', ist indes die kosmogonische Funktion stärker betont, während *Yamáḥ*, der 'Zwitter' eher die anthropogonische Funktion innehat. Offensichtlich hat zwischen Yama und Manu eine Vertauschung und Vermischung zweier „mythischer Grundmotive“¹⁰²⁴ stattgefunden, nämlich (1) die Erschaffung des Kosmos aus einem Urriesen, (2) die Erschaffung der Menschen aus einem hermaphroditischen Prinzip.

Für das indische Paar *Yamáḥ*, appellativisch 'Zwilling', und *Púruṣaḥ* 'Mann' weist zunächst die Namenssemantik mitten in die germanische Ethnogenie des TACITUS

¹⁰²¹ Mit der Veranschaulichung dieses diachronen Prozesses hat GÜNTERT 1923: 318 ältere Ansichten widerlegt, die zwei verschiedene Götter namens Yama beziehungslos nebeneinander existieren lassen wollten.

¹⁰²² GÜNTERT 1923: 319f. In der Tat ist ja auch *Yamā* lediglich eine Motionsbildung zu *Yamáḥ*.

¹⁰²³ *pādo 'sya víśvā bhūtāni tripād asyāmṛtaṁ divi* (Paraphrase GÜNTERT 1923: 322).

¹⁰²⁴ Auch hierzu wieder ausführlicher bei GÜNTERT 1923: 322ff.

hinein; inhaltlich entsprechen nämlich dort genau die Namen *Tuisto* und *Mannus*. Ersterer Name kehrt formal in unserem *Zwist* und an. *tvistr* 'zweigeteilt', *tvistra* 'trennen', ae. *tvist* 'Gabel' wieder¹⁰²⁵. Beurteilt man die Namen nach der aind. Analogie, so ist *Tuisto* der zweigeteilte Gott, der Zwitter, *Mannus* dagegen 'der Mann', der erste Mensch. Die Parallelen gehen jedoch weiter: Wie neben den aind. *Púrusaḥ* der synonyme *Mánuḥ* tritt, der die inhaltliche Beziehung zu *Mannus* um eine etymologische erweitert, so tritt der *Ymir* der nord. Mythologie neben den taciteischen *Tuisto* und stellt die etymologische Verbindung zu *Yamáḥ* her. Der Name *Ymir* gehört wie aind. *Yamáḥ* zu einer idg. Wurzel **ǵem-* '(zusammen)halten, paaren'¹⁰²⁶. Der unterschiedliche Wurzelsvokalismus erklärt sich wohl durch verschiedene Wortbildungen: *Ymir* setzt wie lett. *jumis* 'zwei zu einer Einheit verbundene, zusammengewachsene Dinge, etwas Vereinigtes; eine Feld- und Fruchtbarkeitsgottheit' eine Form **ǵm(i)ǵó-* voraus, während *Yamáḥ* auf älteres **ǵomó-* zurückgeht¹⁰²⁷. Um diese Namensbeziehungen zu erhärten, bedarf es allerdings mehr, als der aind.-germ. Entsprechung zweier Namensinhalte.

Tatsächlich finden sich in der Germania weitgehende Übereinstimmungen mit dem oben dargestellten kosmogonischen und anthropogonischen Komplex. Während jedoch die taciteische Ethnogenie nur dürftige Informationen liefert, sind im Norden Details der Welterschaffung aus dem Urwesen *Ymir* bewahrt. In Vql. 3 ist *Ymir* die einzige Existenz vor der Schaffung des Kosmos; alles andere ist durch Nicht-Existenz gekennzeichnet¹⁰²⁸:

*ár var alda, þat er Ymir byggði,
vara sandr né sær né svalar unnir;
iqrð fannz æva né upphiminn,
gap var ginnunga, enn gras hvergi.*

Urzeit war es, als Ymir hauste, da war
nicht Sand noch See noch kalte Wogen,
es gab gar keine Erde noch oben den
Himmel, die Gähnung war grundlos

¹⁰²⁵ Älteren Deutungen, die sich auf eine Lesung *Tuisconem* in Germ. 2 berufen und den **Tīwiskō* 'Sohn des *Tīwaz*' darin sahen, hat NORDEN 1920: 48f.³ den Boden entzogen.

¹⁰²⁶ POKORNY IEW: 505; für die GN relevante Bedeutungen zeigen dabei aind. *yamá-*, aw. *yāma-* 'Zwilling', mir. *emon* 'Zwillingspaar', womöglich auch lat. *geminus* 'Zwilling' mit sekundärem *g-*; vgl. auch WALDE-HOFMANN LEW I: 586f.; MAYRHOFER KEWA III: 8.

¹⁰²⁷ Vor allem auf lett. *jumis* stützte GÜNTERT 1923: 337f. seinen Ansatz eines Schwa secundum (*ə*₂); das ist aber nicht nötig; vgl. STANG 1966: 34f. Übrigens bekommt *Jumis* im Volkslied bisweilen eine Frau *Jumala*.

¹⁰²⁸ Auch im Wessobrunner Gebet liegen offensichtlich noch Erinnerungen an die alte Kosmogonie vor, hier findet sich wie in Vql. 3 eine Aufzählung des Nicht-Seienden. Der schauerliche Schöpfungsritus jedoch ist ebenso verdrängt, wie die Gestalt *Ymir*; dessen Platz ist neubesetzt worden: ...*do dar niuuht ni uuas, enteo ni uuenteo*, [*enti*] *do uuas der eino almahtico cot...* Zur kosmogonischen Typologie und Einordnung dieser Belege in einen allgemeineren Kontext vgl. SCHIER 1963: 31ff.

und Gras nirgends.

An anderer Stelle wird beschrieben, wie aus diesem Nicht-Sein der Kosmos schließlich entstand. Aus Ymirs Fleisch wird die Erde erschaffen, aus seinem Blut das Meer, aus seinen Knochen die Berge, aus dem Haar die Bäume, aus der Hirnschale der Himmel, aus seinen Brauen *Midgarðr*, aus dem Gehirn die Wolken¹⁰²⁹. Dies entspricht – abgesehen vom Rollentausch zwischen Purusa und Yama – ganz der Welterschaffung aus dem Körper des Purusa¹⁰³⁰. Auch für Ymir läßt sich überdies seine androgyne Potenz, die Zeugung eines Zwillingspaares, nachweisen¹⁰³¹.

Übrigens glaubt GÜNTERT, das Motiv von einem Zwillings-Zwitter und dem ersten Mann-Menschen auch im lydisch-phrygischen Bereich feststellen zu können¹⁰³². Hier stehen Akmon und Doias nebeneinander¹⁰³³. Δοίας ist der 'Zwilling' und stellt sich damit zu Yama und Tuisto¹⁰³⁴; Akmon könnte seiner Etymologie nach der Himmels-gott

¹⁰²⁹ Grm. 40f.:

*ór Ymis holdi var iqrð um scöpuð,
enn ór sveita sær,
biqrg ór beinom, baðmr ór hári,
enn ór hausi himinn.*

Aus Ymirs Fleisch wurde die Erde geschaffen,
aus dem Blut die See, die Berge aus den
Knochen, die Bäume aus den Haaren und aus
der Hirnschale der Himmel.

*Enn ór hans brám gerðo blíð regin
miðgarð manna sonom;
enn ór hans heila vóro þau in harðmóðgo
scý ǥll um scöpuð.*

Aber aus seinen Brauen machten die Rater
den Menschengöttern Midgard; und aus
seinem Hirn wurden die hartgemuten
Wolken alle geschaffen.

und Vaf. 21

*ór Ymis holdi var iqrð um scöpuð,
enn ór beinom biqrg,
himinn ór hausi ins hrímkalda iqtuns,
enn ór sveita siór.*

Aus Ymirs wurde die Erde geschaffen
und aus den Knochen die Berge,
der Himmel aus der Hirnschale des reifkalten
Riesen und aus dem Blut die See.

¹⁰³⁰ Der früher verbreiteten Ansicht, der Ymirmythos sei aus dem christlichen Schrifttum abzuleiten, hat GÜNTERTS 1923: 328ff. Vergleich jeden Boden entzogen.

Eher als eine solche Ansicht könnte man typologische Erwägungen heranziehen, denn sowohl die Menschenentstehung aus einem hermaphroditischen Prinzip als auch die Zerstückelung eines Urwesens ist ein der Ethnologie wohl bekannter Typus; vgl. HAEKEL bei TRIMBORN 1971: 111ff. Gegen eine rein typologische Gleichsetzung und damit autochthone Entstehung spricht aber die Tatsache, daß in den beteiligten Figuren nicht nur Inhaltsrelationen, sondern – infolge der etymologischen Namensgleichungen – auch historische Relationen nachweisbar sind.

¹⁰³¹ Vgl. besonders SCHRÖDER 1931: 5ff.; DE VRIES ARG II: 359f. 363ff.

¹⁰³² GÜNTERT 1923: 340f.

¹⁰³³ STEPHANOS Byzant. 2 Ἀκμονα γὰρ καὶ Δοιάντᾳ φασιν ἀδελφούς, ἀφ' ὧν καὶ Δοιάντειον καὶ Ἀκμόνιον ἄλση.

¹⁰³⁴ So bereits FICK ZVS 41.1907: 347.

gewesen sein¹⁰³⁵; er ist jedenfalls seinerseits Vater des Μάνης, den GÜNTERT mit *Mannus-Mánuh* zusammenbringen will. Μάνης schließlich gilt als der erste, mythische König der Lyder, hat also in der Tat Stammvaterfunktion. Die Zusammenstellung ist jedoch mit sprachlichen Argumenten bestritten worden. So hat WILAMOWITZ-MÖLLENDORF¹⁰³⁶ nachzuweisen versucht, daß der bei HERODOT (1,94; 4,45) bezeugte Μάνης mit DIONYSIOS VON HALIKARNASSOS in Μάσνης zu ändern sei¹⁰³⁷; WILHELM glaubte darauf, eine Zwischenform Μάννης auf einem attischen Grabstein wiederzufinden¹⁰³⁸. Allerdings kennt HERODIAN auch einen Flußnamen Μάσνης, von dessen Flußgottheit WILAMOWITZ-MÖLLENDORF den Namen des mythischen Königs herleiten will¹⁰³⁹. Da jedoch die älteste Form bei HERODOT Μάνης lautet, ist es auch denkbar, daß eine Gleichsetzung zweier Namen erst später stattgefunden hat.

4.1.3 Germanische Ethnogenie und der Semnonenhain

Ungeachtet dessen, wie der Zeugniswert der letzten Beleggruppe zu beurteilen ist, verdeutlicht sich die zentrale Rolle des Namenspaares *Tuisto-Mannus* in der germanischen Kosmogonie und Ethnogenie. Einzelne, wiederum zentrale Motive dieser Überlieferung weisen bis in sehr frühe Zeit zurück, und es wird nun verständlich, warum TACITUS diese beiden Namen genau an der wichtigsten Stelle seiner *Germania* einflacht. *Tuisto* ist ihm hier *terra editus*, *Mannus* dagegen *origo gentis*.

Letztere Funktion taucht im Semnonenhain wieder auf, wo die *initia gentis* zelebriert werden¹⁰⁴⁰:

Vetustissimos se nobilissimosque Sueborum Semnones memorant; fides antiquitatis religione firmatur. stato tempore in silvam auguriis patrum et prisca formidine sacram omnes eiusdem sanguinis populi legationibus coeunt caesoque publice homine celebrant barbari ritus horrenda primordia ... eoque omnis superstitio respicit, tamquam inde initia gentis, ibi regnator omnium deus, cetera subiecta atque parentia ...

Ich möchte dies so wiedergeben:

¹⁰³⁵ Idg. **h₂ekmen-*; ai. *ásman-* 'Stein, Himmel', awest. *asman-* 'Himmel'; got. *himins* 'Himmel'; vgl. REICHELTF 32.1907: 23ff; POKORNY IEW: 19.

¹⁰³⁶ HERMES 34.1899: 222f.

¹⁰³⁷ DIONYSIOS VON HALIKARNASSOS Arch. 1,27 nennt den ersten König Lydiens ἐκ Διὸς καὶ Γῆς Μάσνην.

¹⁰³⁸ CIG I add. 907: 175b; vgl. A. WILHELM: Beiträge zur griechischen Inschriftenkunde, 1909: 35.

¹⁰³⁹ WILAMOWITZ-MÖLLENDORF *ibid.*

¹⁰⁴⁰ TACITUS Germ. 39.

Für die ältesten und vornehmsten Sueben halten sich die Semnonen; der Glaube an ihr Alter wird durch eine Kultzeremonie bestärkt. Zu bestimmter Zeit kommen alle Stämme derselben Blutsverwandtschaft, durch Abgesandte vertreten, in einem Wald zusammen, welcher durch die Weissagungen der Vorfahren und uraltes Entsetzen geheiligt ist, und dort feiern grausame Kult-handlungen mit einem geopfertem Menschen im Namen der Gemeinschaft die schauerlichen Uranfänge¹⁰⁴¹ ... insgesamt beruft sich das Ritual darauf, daß sich von dort der Ursprung des Volkes herleitet, dort der allbeherrschende Gott wohnt, dem alles andere unterworfen und gehorsam ist.

Um nur die wichtigsten Punkte hervorzuheben:

(1) Das hohe *Alter* der Semnonen wird durch die regelmäßig wiederkehrende (*stato tempore*) Kultfeier immer wieder wachgerufen; es erklärt sich durch das hohe Alter dessen, was gefeiert wird (*primordia, initia*). Das hohe Alter muß natürlich an etwas meßbar sein, das als weniger alt gilt.

(2) die Teilnehmer verschiedener *populi* – von denen die Semnonen, wenn auch herausragend, nur einer sind! – denken sich blutsverwandt (*omnes eiusdem sanguinis*), sie gehören der selben Abstammungslinie (*gens*) an. Die Abstammungslinie steht in direktem Bezug zur Heiligkeit der Stelle (*silva auguriis patrum ... sacra*).

(3) von dieser Stelle leiten sich keineswegs die *initia populi Semnonum* her, sondern vielmehr die *initia gentis*, die Ursprünge der gesamten beteiligten Abstammungsgemeinschaft, somit also aller beteiligten *eiusdem sanguinis populi*. Noch darüber stellen sich aber die *primordia*, die ‘Uranfänge’.

(4) Innerhalb der *barbari ritus* spielt zweifellos der *homo caesus* eine zentrale Rolle; nicht etwa mithilfe des Opfervorganges, sondern durch den geopfertem Menschen selbst werden die *horrenda primordia* zelebriert¹⁰⁴².

Seit HAMMERICH wurde die semnonische Kultfeier mehrfach mit dem Ymir-Mythos und der Ethnogenie *der Sueben* in Zusammenhang gebracht¹⁰⁴³. Ganz zwanglos lassen sich jedoch die *initia gentis* im Semnonenhain weiter mit der *origo gentis* Germ. 2

¹⁰⁴¹ Wie man sieht, lehne ich mich in diesem Satz allgemein (und mit der Interpretation der *barbari ritus* als N. Pl. speziell) an HAMMERICH 1952: 229f. an; mir erscheint die so entstehende Konstruktion schlicht als die einzig sinnvolle. HAMMERICH 1952: 230 übersetzt ‘Mit einem öffentlichen Menschenopfer feiern barbarische Kulthandlungen den schauerlichen Ursprung (des Volkes)’. Freilich erscheinen mir die *primordia* keineswegs als ‘der Ursprung (des Volkes)’, sondern sie stehen nicht nur wegen der Wortsemantik noch über den ebenfalls genannten *initia gentis*.

¹⁰⁴² Eine Übersetzung als ‘Menschenopfer’ gibt *caeso homine* nicht her, vielmehr wäre zu übersetzen ‘mit dem Niederhauen eines Menschen’. Die Wahl des Wortes *caesus* – *caedō* beschreibt ja gewöhnlich ein ‘Niederhauen, schnelles Töten’ – deutet jedoch darauf hin, daß wirklich der *homo caesus* gemeint ist, *mit dem* etwas geschieht.

¹⁰⁴³ HAMMERICH 1952: 228ff.; HAUCK 1955: 193f.; EBENBAUER 1974: 233ff.

identifizieren. Freilich ist an dieser Stelle der Einwand zu erwarten, die *origo gentis* in Germ. 2 bezöge sich ja auf *alle* Germanen, während die *initia gentis* in Germ. 39 nur die *omnes eiusdam sanguinis populi*, also die Sueben betreffen. Der logische Fehler einer solchen zirkulären Argumentation dürfte nun jedoch unschwer erkennbar sein: er beruht auf der Prämisse, daß der durch die Antike überlieferte Germanenbegriff zuverlässig ist und daß zwischen Germanen- und Suebenbegriff auch in „germanischer“ Intentionalität zu differenzieren sei. Wie oben gezeigt¹⁰⁴⁴, wurde der Germanenbegriff jedoch von CAESAR aufgrund territorial-politischer Erwägungen endgültig festgelegt und mußte daher zwangsläufig von einem auf germanischer Seite eventuell vorhandenen „Germanenbegriff“ abweichen.

Auch die *origo gentis* wird nach Germ. 2 „zelebriert“, und zwar mit „alten Liedern“. Wer die Worte als das nimmt, was sie sagen, kommt nicht umhin, die *origo gentis Germanorum* Germ. 2 wie die *initia gentis Sueborum* Germ. 39 in eine Kultfeier einzubetten. Der *conditor* und gleichzeitig die *origo gentis* trägt den Namen *Mannus*; dieser wiederum steht in direkter Linie zu *Tuisto-Ymir*, dem Urwesen, aus dessen Körperteilen in einem Opferritual die Welt erschaffen wurde¹⁰⁴⁵. Die mithilfe des *caeso homine* zelebrierten *horrenda primordia* leben im Zerstückelungsoffer des Ymir-Mythos fort und beweisen ihre 'hohes Alter' durch Parallelen außerhalb der Germania. In diesem Ritus werden Kosmogonie, Anthropogonie und Ethnogenie nicht nur wachgerufen, sondern wiederholt, und es ist schließlich an die allgemeine Aussage der Religionsethnologie zu erinnern: „eine Mythe ist gar nicht dazu bestimmt, nur erzählt zu werden. Eine Mythe muß gleichzeitig bewirken, was sie erzählt“¹⁰⁴⁶. Die *silva sacra* der Semnonen ist der Ort, wo nach germanischem Ermessen der Kosmos, die Menschen und die Germanen selbst entstanden¹⁰⁴⁷.

Es erstaunt zunächst, daß über Details des semnonischen Kultus so genau berichtet wird, obwohl nie ein Römer in seine Nähe gekommen und die Kultfeier ohnehin von

¹⁰⁴⁴ Vgl. die Kapitel 3.1.2.5, 3.1.3 und 3.5.

¹⁰⁴⁵ DE VRIES ARG II: 364 sieht im erdgeborenen Tuisto und der Kosmogonie aus Ymirs Körper zwei Varianten desselben Mythos. Tatsächlich könnte in ersterem eine Parallele zu jener nordischen Überlieferung vorliegen, nach welcher *Búri* von der Urkuh *Auðumla* aus dem Salzgestein herausgeleckt wird; vgl. MUCH 1967: 51f. Weniger zuzutrauen ist dem großen Historiker und Ethnographen – in dessen kosmogonisches Konzept eine gottgeborene Erde sicher nicht hineinpaßte – freilich eine *interpretatio*, worin eine **terra deo edita* zu Germ. 2 *Tuistonem deum terra editum* wurde, wenn sich das auch mit letzter Sicherheit nicht ausschließen läßt.

¹⁰⁴⁶ THIEL 1983: 160; vgl. oben Seite 24ff.

¹⁰⁴⁷ Ähnlich auch LUND 1982: 300: „Die uralten religiösen Hymnen der Germanen deuten ferner darauf hin, daß nicht nur die Germanen, sondern die Menschen überhaupt – jedenfalls nach germanischer Auffassung – aus Germanien stammen. Diese Hymnen bilden somit zugleich eine Ethnogenie und eine Anthropogenie.“

einer gewissen Exklusivität umgeben ist. Für solche Nachrichten können nur germanische Gewährsleute – eingeweihte zudem – verantwortlich sein. Wie schon gesagt¹⁰⁴⁸, kommen dafür allein der Semnonenkönig Μάστος und seine Seherin Γάννα in Betracht. CASSIUS DIO ordnet Γάννα als Seherin für Germanien und Nachfolgerin der Veleda ein¹⁰⁴⁹. Letztere freilich spielte eine große Rolle beim Bataver-Aufstand des Iulius Civilis, also in einem ganz anderen Kontext, in einem andern Raum. Dennoch wird Γάννα in eine Linie mit ihr eingereiht, als gäbe es jeweils nur *eine* legitime Seherin für Germanien¹⁰⁵⁰. Es entsteht der Eindruck, als kämen hier zwei zentrale Repräsentanten des germanischen Sakrallebens, ja, zentrale Repräsentanten der Germania überhaupt¹⁰⁵¹, nach Rom und als wären diese nicht von ungefähr dem semnonischen Bereich zugeordnet¹⁰⁵².

TACITUS verwendet also zu Beginn (Germ. 2) Informationsbruchstücke – vor allem Namen – seiner semnonischen Gewährsleute, um eine Ethnogonie für jenen Raum zu begründen, den er als *Germania* zu beschreiben im Begriff ist. Die ethnographische Einheitlichkeit dieses Raumes ist jedoch eine auf CAESAR beruhende Fiktion. Anlässlich der semnonischen Kultfeier aber begegnen wir demselben Informationskomplex, diesmal im ursprünglichen Zusammenhang belassen. Hieraus erklärt sich auch, daß die Kultfeier Germ. 39 anstelle des spekulativen Meinungsstreits von Germ. 2 eine in sich geschlossene Beschreibung erfährt.

Im durchaus universalen Prozeß der Gleichsetzung des eigenen Stamms mit der gesamten Menschheit nannten sich die Germanen ‘Menschen’ und ihren *conditor gentis* ‘Mensch’. Die Umschreibung mit ‘Mensch’ ist freilich ein Provisorium, denn soweit erkennbar, decken sich die Verbreitung der Stammvaterbezeichnung und des Appellativums ‘Mensch’ in der Indogermania¹⁰⁵³; es erscheint also ratsam, beide nicht getrennt zu halten. Welches das Grundwort und welches die Ableitung ist, bleibt

¹⁰⁴⁸ Oben Seite 222f.

¹⁰⁴⁹ CASSIUS DIO 67,5,3 παρθένος ἥν μετὰ τὴν Οὐελήδαν ἐν τῇ Κελτικῇ θειάζουσα.

¹⁰⁵⁰ Es sei hier – allerdings eine ganz assoziative Beobachtung – noch an jene übermenschlich große Frau erinnert, die Drusus bei seinem Vorstoß an die Elbe den Tod voraussagte und die dies offensichtlich auch in einer herauszuhebenden Funktion, *publice*, ‘im Namen der Gemeinschaft,’ tat; vgl. CASSIUS DIO 55,1,3ff.

¹⁰⁵¹ Oben Seite 222f. ist bereits der Gedanke ausgesprochen worden, daß die taciteische Germania aus diesen beiden Gewährsleuten womöglich nicht nur schöpft, sondern deren Rombesuch – und den mitgebrachten neuen Informationen – ihr Entstehen vielleicht erst verdankt.

¹⁰⁵² Es liegt nach den oben angeführten Punkten auf der Hand, daß ein angenommenes suebisch-germanisches Sakralkönigtum untrennbar mit dem semnonischen Zentrum und seiner Kultfeier verbunden gewesen sein muß. Diese Vermutung bekommt mit dem von seiner Seherin begleiteten Μάστος konkrete Gestalt, denn um einen Heerkönig mit dem Status eines Marbod oder Ariovist kann es sich bei ihm nicht gehandelt haben.

dunkel. Während der germanische *Mannus* den Eindruck der Ableitung von einem Grundwort 'Mensch' erweckt¹⁰⁵⁴, ist im Aind. die Relation umgekehrt: hier sind die Appellativa für 'Mensch' – und zwar im Sinn einer Zugehörigkeit – eher von *Mánu(s)*-abgeleitet: *manuśyá-*, *mānavá-*, *mānuśá-*, *mánuṣa-* usw. Die berühmte Frage nach „Ei oder Henne“ – war zuerst der GN oder das Appellativum? – läßt sich kaum beantworten; insofern nimmt die vorliegende Relation gegenüber anderen eine Sonderstellung ein¹⁰⁵⁵.

Diese Benennung 'Mensch' mußte zudem jedoch funktional weitgehend unwirksam bleiben: ihr emblematischer Wert war wegen des appellativischen Charakters nicht hoch genug; bei außenstehenden Rezipienten kommen deshalb auch zwangsläufig Fehldeutungen auf. Nur intentional war diese Benennung aktiv, denn in germanischem Bewußtsein galten allein jene als Menschen, die von *Mannus* abstammten, auch wenn die Kasuistik hier bisweilen in Schwierigkeiten gekommen sein muß. Intentional werden diese Schwierigkeiten in der logischen Figur der Rekursion annulliert, also mit einer sich selbst definierenden Definition.

Funktional jedoch erscheint der Mensch-Terminus als VN nur dort, wo ohnehin eine spezifizierte Teilmenge gemeint ist, wie bei den *Marcomanni* und *Alamanni*. Darüber hinaus verwahrt man sich gegen den Anspruch Fremder¹⁰⁵⁶, Menschen im Sinn einer *Mannus*-Abstammung zu sein, mit einem Exklusivitäts- und Echtheitsterminus. Auf diese Weise kommt der Name *Suebi* zustande, wird der Konflikt zwischen Anthropogenie und Ethnogenie, der keiner sein darf, aufgelöst.

4.2 Suebi, Manni und die Kontinuität: intentionaler und funktionaler Aspekt germanischer Ethnogenese

Auf diese Weise entschlüsseln sich verschiedene Probleme der klassischen Ethnographie Germanies von selbst.

1. Einmal gehören potentiell alle jene, welche ein zu *Mannus* stimmendes Appellativum **man-* bzw. **manna(n)-* 'Mensch' besitzen, zum exklusiven Kreis. Nur diese

¹⁰⁵³ Aks. *mǫžb* (< **monžsb* wie ai. *manuśyá-*?) ist umstritten; vgl. POKORNY IEW: 700; VASMER REW II: 169f.

¹⁰⁵⁴ Vgl. oben Seite 247f.

¹⁰⁵⁵ In vielen anderen Fällen verrät der GN das eponymische Benennungsprinzip; vgl. Seite 144, Fußnote 579f. Von einem uridg. Wort für 'Mensch' kann vorläufig keine Rede sein, man müßte denn in Stammbaumkategorien sprechen und das Überleben dieses Wortes nur da anzusetzen, wo auch die Vorstellung vom Stammvater 'Urmensch' sich gehalten hatte. Genau an dieser Stelle aber wird die Relation umkehrbar.

¹⁰⁵⁶ Vgl. Kapitel 3.3.3, Seite 224 und 227f.

pflegen ja eine *Mannus*-Tradition und dürfen sich mithin *Suebi* nennen. Daher ist auch die Zugehörigkeit der Goten, Lugier und des gesamten Ostens bei STRABO und zusätzlich der Skandinavier bei TACITUS völlig selbstverständlich.

2. Weiter ist es nun verständlich, warum dieser Begriff nicht unter dem Primat seiner Form, sondern dem seines Inhalts verwendet wird. Daraus resultiert seine Um- und Übersetzbarkeit. Er findet sich wieder im Namen *Suiones* – ohne daß letztere deshalb in Konkurrenz zu den *Suebi* treten – und im Namen *Germani*. Beim Auftreten der Sueben in Gallien verbreitet sich mit einem Mal auch der Name *Germani* entlang der gesamten Rheingrenze. Dies ist nicht weiter erstaunlich, ordnen sich doch nach guter Überlieferung gerade jene Stämme den Sueben, i. e. der Mannustradition zu.
3. Es liegt auch auf der Hand, warum von Anfang an gerade die VN auf *°manni* besonders eng mit dem Suebenbegriff liiert sind, so eng, daß auf weite Strecken nur noch Synonymität beider konstatiert werden kann. In der Tat resultiert aus diesem Phänomen auch der Ansatz eines „engeren“ und eines „weiteren“ Suebenbegriffs, den sich die neuzeitliche Forschung geleistet hat.
4. Schließlich wird klar, warum sich das germanisch-suebische Zentrum der frühen Überlieferungsphase im Elbebereich¹⁰⁵⁷, stets im semnonischen Umfeld, befindet. Hier wird die Tradition von der Mannus-Abkunft gefeiert und ständig neu jene Identität von Kosmogonie, Anthropogenie und Ethnogenie begründet, die an den ethnischen Grenzen zu definitorischen Konflikten führen muß.

Tatsächlich ist es eine dieser Grenzen, an denen sich der ethnische Umschwung besonders krass vollzieht. Die suebische Dominanz an der Galliergrenze¹⁰⁵⁸ wird mit CAESAR empfindlich gestört, und die Zuordnung weist plötzlich auch wieder hinüber ins linksrheinische Gebiet, wie am deutlichsten bei den Ubiern zu sehen ist¹⁰⁵⁹. Um die Zeitenwende und kurz danach stabilisiert sich während der für Rom erfolglosen Germanenkriege noch einmal der Suebenbegriff; mit dem Bau des Limes und der Festschreibung römischer Vorherrschaft wird die Entwicklung endgültig umgekehrt. Der Exklusivitätsanspruch hat keinen festen Halt mehr in der ethnisch-politischen Realität und beginnt abzubrockeln. Irrationaler Ethnozentrismus wird durch ein eher rational-taktisches Beziehungsgefüge zu Rom überlagert, welches über Handelsaustausch, Söldnertum bis zu den Raids verschiedenste Prägungen annimmt, die ein

¹⁰⁵⁷ Eine andere Datenbasis führt GUTENBRUNNER 1936: 459 zur Vermutung: „die sprachliche Verankerung des Namens *Albis* im Germanischen ist so stark, daß man aus ihr beinahe schon folgern könnte, die Germanen seien nichts anderes als die alten Elbe-Indogermanen“.

¹⁰⁵⁸ Hier seien auch alle zu postulierenden Dritt-, Viert- usw. -gruppen einbezogen.

¹⁰⁵⁹ Vgl. MUCH bei HOOPS IV: 371f. und besonders NORDEN 1920: 272.

„kalter Krieg“ erlaubt. Die Raids bilden schließlich die Keimzelle für jenes Phänomen, das die Grenze des Imperiums in Gefahr bringt, nämlich die Südbewegung der Herrschaftszentren¹⁰⁶⁰. Der Markomannenkrieg des zweiten Jahrhunderts wurzelt in diesem Phänomen, ebenso die Goteneinfälle seit dem dritten Jahrhundert und schließlich auch der alamannische Limesdurchbruch.

Der Name der *Alamanni* ist aus einem älteren Appellativum ‘Gesamtheit der Menschen’ erwachsen. Der rekursive, ethnozentrische Menschenbegriff¹⁰⁶¹, der sich an der in *Mannus* verkörperten Anthropogonie und Ethnogonie orientiert, ist zum Zeitpunkt der Namensbildung noch lebendig. Bald aber kann man die Bildung auch anders verstehen, wie der oben gegebene Beleg bei ASINIUS QUADRATUS zeigt¹⁰⁶². Diese Mehrdeutigkeit ist es schließlich, die den Namen auf Kosten des alten *Suebi* wieder zurückdrängt. Während der FREDEGAR-Fortsetzer den Suebennamen noch als das ältere kennt¹⁰⁶³, ist zur Zeit WALAHFRID STRABOS die Fortsetzung des alten *Suebi* wieder alleingültige Selbstbenennung¹⁰⁶⁴. Das vorauszusetzende Nebeneinander beider Namen über längere Zeit ist nur denkbar, wenn der eine Name eine Ergänzung zum anderen darstellte.

¹⁰⁶⁰ Vgl. Seite 85f., Fußnote 345.

¹⁰⁶¹ Vgl. Kapitel 0.2.4.

¹⁰⁶² Vgl. Fußnote 1010.

¹⁰⁶³ 23: *Suavia que nunc Alamannia dicetur*.

¹⁰⁶⁴ WALAHFRID STRABO erwähnt im Prolog zur Gallusvita *terram quam nos Alamanni vel Suevi incolimus* bzw. *pars Alamanniae vel Sueviae*...; kurz darauf interpretiert er diesen Sachverhalt: *igitur quia mixti Alamannis Suevi partem Germaniae ultra Danubium (...) obsederunt (...), ab incolis nomen patriae dirivemus et Alamanniam vel Sueviam nominemus*. Die zu dieser Zeit längst nicht mehr sprachwirkliche Form des Namens *Suevi* mit <e> zeigt, daß WALAHFRID hierbei aus literarischen Quellen schöpft; am Ende des Prologs stellt er jedoch klar: *nam cum duo sint vocabula, unam gentem significantia, priori nomine nos appellant circumpositae gentes, quae Latinum habent sermonem; sequenti usus nos nuncubat barbarorum*. Aus diesem späten Zeugnis kann natürlich nicht geschlossen werden, daß der Alamannennamen seit jeher eine Fremdbenennung war, denn die Beschränkung des germanischen Namens auf die romanischsprachigen Völker zeigt, daß hier eine Rückzugsposition vorliegt, Endergebnis einer Tendenz, welche mit der Namensdeutung nach ASINIUS ihren Ausgang nahm.

Im *mixti Alamannis Suevi partem Germaniae ultra Danubium (...) obsederunt* und vergleichbaren Angaben frühmittelalterlicher Historiographen sah man das Nebeneinander zweier verschiedener Gruppen, wobei die einstigen Quaden oder die Juthungen den Namen *Suebi* fortgeführt haben sollten; siehe z. B. BREMER 1904: 199f., vgl. auch SCHWARZ 1956: 171. 174f., 1960: 38f. Die unmißverständliche Richtigstellung WALAHFRIDS selbst im zweiten Satz löst aber die dubiosen *mixti Alamannis Suevi* in Nichts auf. Mit dem Stereotyp *mixti* versucht WALAHFRID lediglich, der Autorität älterer Historiographen gerecht zu werden, obwohl er für seine Zeit eine hinreichende Erklärung parat hat.

Daß das Aufkommen des Alamannennamens zeitlich mit dem Erlöschen des Semnonennamens zusammenfällt, ist kein Zufall. Vielmehr liegt ein Kausalzusammenhang vor, denn die oft angenommene Metamorphose des semnonischen Stammes zu dem der Alamannen ist mehr als eine wissenschaftliche Fiktion. Nicht nur leiten schon die frühesten Quellen die Alamannen von der Elbe her¹⁰⁶⁵; da die Semnonen die Träger der *Mannus*-Tradition waren, liegt es nahe, daß diese Tradition im Namen der *Ala-manni* aufgegangen ist¹⁰⁶⁶. Die Funktionalisierung des Appellativums zum Namen *Alamanni* besiegelt gleichzeitig das Schicksal des Suebennamens als Oberbegriff. Denn beide Namen sind zwar eng aneinander gekoppelt, doch wird der alten Namensfunktion durch die Einengung auf den sich verlagernden Traditionskern gerade die Grundlage entzogen. Aus dieser Perspektive erklärt sich somit die Einengung des Namens *Suebi* als historisch gleichlaufend mit der Einengung des Gesamtheitsbegriffs *Alamanni* 'Gesamtheit der Mannus-Abkömmlinge = Menschen'.

Um mithilfe der Namensbedeutung ein recht großflächiges Bild zu malen, könnte man behaupten, die 'Gesamtheit der an der Mannus-Tradition beteiligten' sei aus dem Elberaum an den Limes gezogen. Unter differenzierterer Betrachtung behält diese Aussage insofern Gültigkeit, als zwar nicht die Gesamtheit der Population, aber doch der traditionstragende Kern sich verlagert hat. Grund für die Verlagerung ist eine soziale Umschichtung, die wesentlich durch das Erscheinen Roms am germanischen Horizont mitbedingt wurde. Ein kennzeichnendes Phänomen dieser Umschichtung sind die dominanter werdenden Gefolgschaftssysteme; die alten Traditionszentren entwickeln sich mehr und mehr zu Herrschaftszentren. Die traditionstragende Schicht der Alamannen ist jedenfalls mit jener bei den Semnonen strukturell nicht mehr identisch.

Die den Herrschaftssystemen zugrundeliegenden Sozialstrukturen müssen freilich schon älter sein; sie bilden sich gleichwohl mit Vorliebe an der Peripherie, abseits des Zentrums aus¹⁰⁶⁷. Eine Spielart dieser dezentralen Herrschaftsbildung zeigt sich,

¹⁰⁶⁵ So der erste Namenszeuge CASSIUS DIO 78,13f.

¹⁰⁶⁶ BREMER 1904: 197, der sonst die Genese der Alamannen aus den Semnonen verflocht, nennt als einzige Einschränkung: „Die Alamannen sind jedoch, das beweist ihr Name, politisch nicht identisch mit den Semnen“; wie sich nun zeigt, ist gerade der Name ein Argument für die Identität, wenn auch nicht die „politische“.

Übrigens könnte man weiter gehen und in einigen Zeugnissen zum Alamannen-Namen Reflexe einer alten Identität mit der gesamten Germania vermuten; hierher gehört z. B. *Quadrigae Tyrannorum* 13,3 (SHA 2): *Alamannos, qui tunc adhuc Germani dicebantur*.

¹⁰⁶⁷ Hierbei ist unbedingt hervorzuheben, daß das semnonische Zentrum nicht selbst militärisch aktiv wird (vgl. LASER bei KRÜGER 1988: 297), wenn es auch immer wieder mit Reichsfeinden – z. B.

womöglich verbunden mit Handelskolonisation, in der Ausbreitung des Gotennamens. Gerade auch den Norden betrifft dies ethnosozologische Phänomen in besonderer Ausprägung; dort erscheint später für das konstitutive soziale Element die Bezeichnung **erla-*, welche im Namen der Heruler und schließlich in der Standesbezeichnung *Jarl* wiederkehrt.

Es zeichnet sich mir am Ende das Bild eines ethnischen Großraumes Europa, der in eine Vielzahl ethnischer und politischer Zentren aufgeteilt ist. Zwischen diesen kann sowohl das Kontinuum herrschen, der allmähliche Übergang, als auch die schroffe ethnische Grenze. Das Kontinuum weist dabei auf ein Zuordnungsverhältnis fremder Ethnien, die Grenze auf ein Kontrasterlebnis mit allen Konsequenzen. Alle diese Konstellationen weisen jedoch hohe Dynamik auf, niemals herrscht das statische Territorium. Zentrum und Randlage wechseln stetig. Das historische Bild von den drei großen Blöcken Zentral-Westeuropas, nämlich den Italikern, den Kelten und den Germanen ist nicht ursprünglich, sondern seinerseits Ergebnis des Gesetzes von der wachsenden Größe ethnischer und ethno-kultureller Einheiten.

Das Gebiet der Germania teilt sich grob gesehen in zwei Teile, nämlich den engerräumigen Südwesten und den großräumigen Nordosten mit der Ostsee als zentralem Verkehrsraum. Dies Gebiet ist hinsichtlich seiner Grenzformationen uneinheitlich: im Osten zeigt sich ein Kontinuum, das erst bei den Sarmaten umzuschlagen scheint¹⁰⁶⁸; im Norden und Süden dagegen weisen Kontrast- und Distanzphänomene auf eine ethnische Grenze hin, die ihre schroffste Gestalt gegenüber den *Volcae*, im Umfeld der alten *Hercynia* bekommt¹⁰⁶⁹. Es kann kaum überraschen, daß sich das funktionale und intentionale Zentrum der Germania im Elberaum, also nicht allzuweit entfernt von dieser Grenze, etabliert¹⁰⁷⁰. Damit bestätigen sich universale Erkenntnisse der Völkerkunde über die wechselseitige Abhängigkeit von Ethnozentrismus und ethnischer Distanzierung, wobei das eine ohne das andere seinen Sinn verliert.

den Markomannen – in enger Verbindung steht und als Ausgangspunkt des Widerstandes gegen Rom erscheint. Das liegt daran, daß dies Zentrum die notwendige soziale „Infrastruktur“ vermissen läßt: Heerverbände und Gefolgschaftsformen werden hier wohl koordiniert, vielleicht auch ins Leben gerufen, sind aber kein konstitutives Element der semnonischen Gesellschaft selbst.

¹⁰⁶⁸ Vgl. Kapitel 1.4.

¹⁰⁶⁹ Vgl. oben Kapitel 1.3.3.

¹⁰⁷⁰ Funktional hier historisch verstanden – seit CAESAR weisen Rückzugsgebiet wie Ausgangspunkt der Konfrontation Germania : Rom immer wieder in den Elberaum. Auf der „intentionalen“ Seite verstärkt sich dies Bild in der Analyse der dort anzusiedelnden Sueben-Mannustradition und des Semnonen-Kultes.

5 LITERATUR

ALFÖLDI, A.

1957 Die trojanischen Urahnen der Römer. Basel 1956.

ALMGREN, O.

1934 Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden. Frankfurt/M 1934.

ALTHEIM, F.

1948 Literatur und Gesellschaft im ausgehenden Altertum, I. Halle 1948.

1956 Greutungen. BzN 7.1956: 81ff. 241ff.

1962 Geschichte der Hunnen. IV: Die europäischen Hunnen. Berlin 1962.

ALY, W. (HG.).

1968 Strabonis Geographica I-IV. Text, Übersetzung und erläuternde Anmerkungen. Bonn 1968.

AMIRA, K. VON

1893 Recht. In: H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie II.2. Straßburg 1893.

1913 Grundriß des germanischen Rechts. Straßburg ³1913.

AMIRA, K. – ECKHARDT, K. A.

I-II Germanisches Recht. Berlin ⁴1960-II.1967.

ANCILLOTTI, A.

1983 Proposta di Storicizzazione del nome Veneti. In: A. Ancillotti, Studi di Indoeuropeistica. Perugia 1983.

ANDERSSON, H.

1963 Gothus, Gog och Magog. Scandia 29.1963: 155f.

AREND, W.

1965 Geschichte in Quellen. Bd. I: Altertum. München 1965.

ARMINI, H.

1948 Ett par svenska ortnamn belysta av Tacitus och Iordanes. ANF 63.1948: 73ff.

ARNTZ, H.

1944 Handbuch der Runenkunde. Halle ²1944.

BACH, A.

1943 Die deutschen Personennamen. Berlin 1943.

I.- Deutsche Namenkunde I-III. Heidelberg 1952ff.

BADER, F.

1985 De skr. *anyá-* a skr. *árya-*: noms i. e. de l'„autre“. BSL 80.1985: 57ff.

1986 Le nom des Aryens, Exposé. BSL 81.1986: XVIIff.

BAETKE, W.

1944 Die Religion der Germanen in Quellenzeugnissen. Frankfurt ³1944.

BAMMESBERGER, A.

1981 Die Betonung der nominalen ga-Komposita im Urgermanischen. PBB (T) 103.1981: 337ff.

BARTHOLOMAE, C.

1904 Altiranisches Wörterbuch. Straßburg 1904.

BARWICK, K.

1955 Kleine Studien zu Cäsars Bellum Gallicum. RhMusfPhil 98.1955: 41ff.

BAUMSTARK, D. A.

1875 Ausführliche Erläuterung des allgemeinen Theiles der Germania des Tacitus. Leipzig 1875.

- BECKMANN, F.
1930 Geographie und Ethnographie in Cäsars Bellum Gallicum. Dortmund 1930.
- BEHM-BLANCKE, G.
1973 Gesellschaft und Kunst der Germanen. Die Thüringer und ihre Welt. Dresden 1973.
- BEHN, F.
1937 Germanische Stammeskulturen der Völkerwanderungszeit. München 1937.
- BENVENISTE, E.
I-II Le vocabulaire des institutions indo-européennes I-II. Paris 1969.
- BERNEKER, E.
SEWB Slavisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1908ff.
- BERNHEIM, E.
1896 Über die Origo gentis Langobardorum. Neues Archiv d. Ges. für ältere dt. Geschichte 21.1896: 375ff.
- BICKEL, E.
1934 Die Glaubwürdigkeit des Tacitus und seine Nachrichten über den Nerthuskult und den Germanennamen. BJB 139.1934: 1ff.
- BICKERMANN, E.
1952 Origines gentium. Classical Philology 47.1952: 65ff.
- BIEDER, T.
I-III Geschichte der Germanenforschung I-III. Leipzig-Berlin 1921-25.
- BIRKHAN, H.
1965 Gapt und Gaut. ZfdA 94.1965: 1ff.
1968 Falcons und Caturvolcus. Studia Celtica 3.1968: 106ff.
1970 Germanen und Kelten bis zum Ausgang der Römerzeit. Wien 1970.
1976 Altgermanische Miscellen „aus funfzehn Zettelkästen gezogen“. Fs. O. Höfler. Wien 1976.
- BIRNBAUM, H.
1984a Zu den ältesten lexikalischen Lehnbeziehungen zwischen Slaven und Germanen. In: Fs. G. Hüttl-Folter. Wien 1984.
1984b Indo-Europeans between the Baltic and the Black Sea. JIES 12.1984: 235ff.
- BIRT, T.
1917 Die Germanen. Eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Namens. München 1917.
- BJÖRKMAN, E.
1902 Scandinavian Loanwords in Middle-English. Halle 1902.
- BODMER, J. P.
1957 Der Krieger der Merowingerzeit und seine Welt. Zürich 1957.
- BOHNBERGER, K.
1951 Zur Gliederung Altschwabens in Hundertschaften. ZsfwürttLandesgesch 7.1951: 1ff.
- BOLLNOW, H.
1968 Die Herkunftssagen der germanischen Stämme als Geschichtsquelle. Baltische Studien N. F. 54.1968: 14ff.
- BOSWORTH, J. – TOLLER, T. N.
ASD I. Anglo-Saxon Dictionary. Oxford 1898. II. Supplement. Oxford 1955.
- BRANDENSTEIN, W.
1954 Bemerkungen zur Völkertafel in der Genesis. In: Fs. A. Debrunner. Bern 1954.

- BREMER, O.
 1893 Der Name Semnones. ZfdA 37.1893: 9ff.
 1904 Ethnographie der germanischen Stämme. Straßburg 1899; 21904.
- BRUGMANN, K.
 II.1 Vergleichende Laut-, Stammbildungs- und Flexionslehre nebst Lehre vom Gebrauch der Wortformen der indogermanischen Sprachen. Band II.1: Allgemeines, Zusammensetzung (Komposita), Nominalstämme.
- BRUNN, W. A.
 1965 Kelten, Germanen und Slawen im südöstlichen Mitteleuropa. Nachr. d. Gießener Hochschulg. 34.1965: 233ff.
- BRUNNER, H.
 I-II Deutsche Rechtsgeschichte. Leipzig 21.1906, 2II.1928.
- BUCHNER, R.
 1937 Das Geschichtsbewußtsein der Germanen. Mannus 29.1937: 459ff.
- BÜCHNER, K.
 1955 P. Cornelius Tacitus. Die historischen Versuche. Stuttgart 1955.
- BÜHL, W. L.
 1987 Kulturanthropologie und Systemtheorie. In: W. von der Ohe (Hg.), Kulturanthropologie. Beiträge zum Neubeginn einer Disziplin (Festgabe K. Francis). Berlin 1987.
- BUEHLER, J.
 1922 Die Germanen der Völkerwanderungszeit nach zeitgenössischen Quellen. Leipzig 1922.
- BÜGA, K.
 1922 Kalba ir Senovė. In: Büga, K., Rinkiniai raštai, Tomas II. Vilnius 1959.
- BUGGE, S.
 1907 Om nordiske folkenavne hos Jordanes. FV 2.1907: 98ff.
- CAPELLE, W.
 1937 Das alte Germanien. Jena 1937.
 1939 Die Germanen der Völkerwanderung, auf Grund der zeitgenössischen Quellen dargestellt. Stuttgart 1939.
- CARDONA, G. – HOENIGSWALD, H. M. – SENN, A.
 1970 Indo-European and Indo-Europeans. Papers Presented at the Third Indo-European Conference of Pennsylvania. Philadelphia 1970.
- CARSTEN, R. H.
 1941 Chauken, Friesen und Sachsen zwischen Elbe und Flie. Beitr. z. germ. Stammeskunde 3.1941.
- CHANTRAINE, P.
 DELG Dictionnaire étymologique de la Langue Grèque. Paris 1968.
- CLAUDE, D.
 1970 Geschichte der Westgoten. Stuttgart 1970.
- CLEASBY, R. – VIGFUSSON, G.
 IED An Icelandic-English Dictionary. Oxford 21957.
- CLEMEN, C.
 1926 Die Kelten. Religionsgeschichte Europas, Bd. I. Heidelberg 1926.
- COLLINDER, B.
 1932 Die urgermanischen Lehnwörter im Finnischen. Uppsala 1932.
 1944 The Name Germani. ANF 59.1944: 19ff.

- CONRAD, H.
1962 Deutsche Rechtsgeschichte. Band I, Karlsruhe ²1962.
- CONZE, W.
1985 Ethnogenese und Nationsbildung – Ostmitteleuropa als Beispiel. In: Studien zur Ethnogenese. Opladen 1985.
- COURCELLE, P.
1964 Histoire litteraire des grandes invasions germaniques. Paris ³1964.
- CREVATIN, F.
1979 Ricerche di antichità indoeuropee. Triest 1979.
- CUNTZ, O.
1923 Die Geographie des Ptolemaeus. Galliae, Germania, Raetia, Noricum, Pannoniae, Illyricum, Italia. Handschriften, Text und Untersuchung. Berlin 1923.
- CZARNECKI, J.
1975 The Goths in Ancient Poland: A study on the historical geography of the Oder-Vistula region during the first two centuries of our era. University of Miami Press 1975.
- CLOSS, A.
1936 Die Religion des Semnonenstammes. WienBeitrKulturgesch. u. Linguistik 4.1936: 549ff.
- DANNENBAUER, H.
1949 Hundertschaft, Centena und Huntari. Historisches Jahrbuch 62/69.1949: 155ff.
- DARMS, G.
1978 Schwäher und Schwager, Hahn und Huhn. Die Vřddhi-Ableitung im Germanischen. München 1978.
- DETLEFSEN, D.
1904 Die Entdeckung des germanischen Nordens im Altertum. Berlin ¹894 (²1904).
- DEUTSCHBEIN, M.
1942 Geographie der Wortbildung der germanischen Völkernamen nach angelsächsischer Überlieferung. ZfMaf 16.1942: 113ff.
- DEVRIENT, E.
1901 Hermunduren und Markomannen. Neue Jbb. f. Klass. Altert. 4.1901: 51ff.
1903 Die Sweben und ihre Teilstämme. Hist. Vierteljschr. 6.1903: 1ff.
- DIRLMEIER, C – GOTTLIEB, G. – SPRIGADE, K.
1976 Quellen zur Geschichte der Alamannen. 5 Bände. Sigmaringen 1976-1984.
- DKP
I-V Der kleine Pauly. Lexikon der Antike. Stuttgart 1964ff.
- DOBESCH, G.
1983 Zur Ausbreitung des Germanennamens. In: Pro Arte antiqua (Fs. H. Kenner) Wien 1982.
- DRESSLER, W.
1965 Methodische Vorfragen bei der Bestimmung der „Urheimat“. Die Sprache 11.1965: 25ff.
- DRÖGEREIT, R.
1954 Die sächsische Stammesgeschichte. Nieders. Jb 26.1954: 194ff.
- DÜWEL, K.
1983 Runenkunde. Stuttgart ²1983.
- EBBINGHAUS, E. A.
1983 A Parallel to humus : homo? GL 23.1983: 156ff.

- EBENBAUER, A.
1974 Ursprungsglaube, Herrschergott und Menschenopfer. In: Gds. Güntert. Innsbruck 1974.
- ECKHARDT, K. A.
1939 Ingwi und die Ingweonen. Weimar 1939.
1955 Die Nachbenennung in den Königshäusern der Goten. Südostforschungen 14.1955: 34ff.
- EGGERS, H. J.
1950 Das Problem der ethnischen Deutung in der Frühgeschichte. In: Fs. E. Wahle. Heidelberg 1950.
- ELGQVIST, E.
1952 Studier rörande Njordkultens spridning bland de nordiska folken. Lund 1952.
- ELIADE, M.
1976 Some European Secret Cults. In: Fs. Otto Höfler. Wien 1976.
- ERDMANN, A.
1890 Über die Heimat und den Namen der Angeln. Uppsala 1890.
- ERNOUT, A. – MEILLET, A.
DELL Dictionnaire étymologique de la langue latine. Paris 1959.
- EVANS, D. E.
1967 Gaulish Personal Names. Oxford 1967.
- FALK, H.
1924 Odinsheite. Kristiania 1924.
- FALK, H. – TORP, A.
WSGS Wortschatz der germanischen Spracheinheit. Göttingen 1909.
- FEIST, S.
1927 Germanen und Kelten in der antiken Überlieferung. Halle 1927.
1928 Die Ausbreitung des indogermanischen Sprachstammes über Nordeuropa in vorgeschichtlicher Zeit. WuS 11.1928: 29ff.
- FICKER, J.
1906 Das langobardische Recht und die skandinavischen Rechte. MIÖG 22.1906: 1.
- FIEBIGER, O. – SCHMIDT, L.
1917 Inschriftensammlung zur Geschichte der Ostgermanen. Wien 1917.
- FISCHER, F.
1972 Die Kelten bei Herodot. Madrider Mitteilungen 13.1972: 109ff.
- FISCHER, H.
1983a Anfänge Abgrenzungen, Anwendungen. In: Fischer 1983: 11ff.
1983b Feldforschung. In: Fischer 1983: 69ff.
- FISCHER, H. (HG.).
1983 Ethnologie. Eine Einführung. Berlin 1983.
- FISCHER, R. W.
1964 Vinculo ligatus. Zur Akzessvorschrift des Kultes im Semnonenhain. Antaios 5.1964: 285ff.
- FOGOLARI, J. – PROSDOCIMI, A. L.
1988 Gli Veneti Antichi. Padua 1988.
- FOERSTE, W.
1969 Die germanischen Stammesnamen auf -vari. ZfFrühmaf 3.1969: 60ff.
- FÖRSTEMANN, E.
PN Altdeutsches Namenbuch. I Personennamen. Bonn 1900.

- ON I- Altdeutsches Namenbuch. II-III Orts- und sonstige geographische Namen. Bonn 1913ff.
- FRAENKEL, E.
 1950 Die baltischen Sprachen. Heidelberg 1950.
 LWB Litauisches etymologisches Wörterbuch I-II. Heidelberg 1962.
- FRAHM, F.
 1929 Caesar und Tacitus als Quellen für die altgermanische Verfassung. Historische Vierteljahresschrift 24.1929: 145ff.
 1930 Die Entwicklung des Suebenbegriffs in der antiken Literatur. Klio 23.1930: 181ff.
- FRISK, H.
 GEWB Griechisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1954ff.
- FRITZNER, J.
 OB Ordbog over det gamle norske Sprog I-III. Oslo 1954.
- FROMM, H.
 1986 Germanisch-finnische Lehnforschung und germanische Sprachgeschichte. In: RGA Erg. I: 213ff.
- GENRICH, A.
 1970 Der Ursprung der Sachsen. Die Kunde N. F. 21.1970: 66ff.
 1975 Der Siedlungsraum der Nerthusstämme. Die Kunde, N. F. 26-27.1975-76: 103ff.
- GIMBUTAS, M.
 1965 Die Indoeuropäer: Archäologische Probleme. In: Scherer 1968: 538ff. (erstmalig American Anthropologist 65.1963: 815ff.).
 1970 Proto-Indo-European Culture. In: Cardona-Hoenigswald-Senn 1970: 155ff.
- GOŁĄB, Z.
 1975 Veneti/Venedi – The Oldest Name of The Slavs. JIES 3.1975: 321ff.
- GÖTZE, A. (HG.)
 TDWB Trübners deutsches Wörterbuch. Berlin 1939ff.
- GOTTSMANN, C.
 1973 Das alte Atlilied. Untersuchungen der Gestaltungsprinzipien seiner Handlungsstruktur. Heidelberg 1973.
- GRAFF, E. G.
 I-VII Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache. Berlin 1834ff.
- GRAU, A.
 1938 Der Gedanke der Herkunft in der deutschen Geschichtsschreibung des Mittelalters. Würzburg 1938.
- GRIENBERGER, T.
 1894 Dea Garmangabis. ZfdA 38.1894: 189ff.
 1900 Untersuchungen zur gotischen Wortkunde. Wien 1900.
 1902 Die nordischen Völker bei Jordanes (1.). ZfdA 46.1902: 128ff.
 1904 Die nordischen Völker bei Jordanes (2.). ZfdA 47.1904: 272ff.
- GRIMM, J.
 DG Deutsche Grammatik I-IV. Gütersloh 2.1893ff.
 DM Deutsche Mythologie I-III. Berlin 4.1878.
 GDS Geschichte der deutschen Sprache. Leipzig 3.1868.

GRÖNBECH, W.

I-II Kultur und Religion der Germanen. Hamburg 1942.

GSCHWANTLER, O.

1976 Die Heldensage von Alboin und Rosimund. In: Fs. O. Höfler. Wien 1976.

GUDEMAN, A.

1899 Zur Germania des Tacitus. *Philologus* 12.1899: 25ff.

GÜNTERT, H.

1923 Der arische Weltkönig und Heiland. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur indo-iranischen Religionsgeschichte und Altertumskunde. Halle 1923.

1934 Der Ursprung der Germanen. Heidelberg 1934.

1943 Geschichte der germanischen Völkerschaften. Leipzig 1943.

GUTENBRUNNER, S.

1932 Die Geschichte der linksrheinischen Germanen bis auf Cäsar. *Volk und Rasse* 7.1932: 150ff.

1936 Namenkundliche Zeugnisse zur germanischen Urgeschichte. In: Fs. Hirt II.1936: 453ff.

1936a Die Stammesgliederung der rheinischen Germanen. *PBB* 60.1936: 350ff.

1936b Die Herkunft der Baininge. *PBB* 20.1936: 339ff.

1936c Die germanischen Götternamen der antiken Inschriften. Halle 1936.

1936d Mars Cnabetius. *ZcPh* 20.1936: 278ff.

1939 Germanische Frühzeit in den Berichten der Antike. Halle 1939.

1940 Die Harier im Markomannenkrieg. *ZfdA* 77.1940: 27ff.

1941 Zum Namen Germanen. *PBB* 65.1941: 106ff.

1942 Zur Landeskunde Germaniens bei Pomponius Mela. *PBB* 66.1942: 363ff.

1951 Historische Laut- und Formenlehre des Altisländischen. Zugleich eine Einführung in das Urnordische. Heidelberg 1951.

1957 Vorindogermanisches bei den rheinischen Germanen. *ZfdA* 88.1957: 241ff.

1969 Gotisch *fairguni* und altnordisch *fjörgyn*. In: Akten des 10. internationalen Kongresses für Namenforschung Wien 1969: 177ff.

GUTENBRUNNER, S. – JANKUHN, H. – LAUR, W.

1952 Völker und Stämme Südoschleswigs. Schleswig 1952.

GUTHJAHR, R.

1934 Die Semnonen im Havelland zur frühen Kaiserzeit. Greifswald 1934.

GUYONVARCH, C.-J.

1969 Les *Volcae* celtiques, l'irlandais *olc* 'méchant, mauvais', et le nom du *loup* en indo-européen. *Ogam* 21.1969: 337ff.

HABERLAND, E.

1983 Historische Ethnologie. In: Fischer 1983: 319ff.

HACHMANN, R.

1964 Rezension von Wenskus 1961. *HZ* 198.1964: 663ff.

1970 Die Goten und Skandinavien. Berlin 1970.

1971 Die Germanen. München 1971.

HACHMANN, R. – KOSSACK, G. – KUHN, H.

1962 Völker zwischen Germanen und Kelten. Neumünster 1962.

HAMMERICH, L. L.

1952 Horrenda primordia. Zur „Germania“ c. 39. *GRM* 33.1952: 228ff.

HARTKE, W.

- 1985 Manipulierter Germanenschreck als innenpolitische Argumentation im römischen Parteienkampf. *Philologus* 129.1985: 247ff.

HARTMANN, F.

- 1918 Germanus. *Glotta* 9.1918: 1ff.
1921 Nachtrag zu Germanus. *Glotta* 11.1921: 198ff.

HAUCK, K.

- 1955 Lebensnormen und Kultmythen in germanischen Stammes- und Herrschergenealogien. *Saeculum* 6.1955: 186ff.
1964 Carmina antiqua. *ZfbayrLg* 27.1964: 1ff.
1970 Goldbrakteaten aus Sievern. München 1970.

HEISSIG, W.

- 1985 Ethnische Gruppenbildung in Zentralasien im Licht mündlicher und schriftlicher Überlieferung. In: *Studien zur Ethnogenese*. Opladen 1985.

HELBING, H.

- 1954 Goten und Wandalen. Wandlungen der historischen Realität. Zürich 1954.

HELBLING, J.

- 1984 Evolutionismus, Strukturfunktionalismus und die Analyse von Geschichte in der Ethnologie. In: *Kamber-Moser* 1984.

HENNING, R.

- 1913 Der Name Germanen. *ZfdA* 54.1913: 210ff.

HERMANN, E.

- 1941 Sind der Name der Gudden und die Ortsnamen Danzig, Gdingen und Graudenz gotischen Ursprungs? *AkaWiss Göttingen* 1941.

HEUBERGER, R.

- 1938a Die Gaesaten. *Klio* 31.1938: 60ff.
1938b Germanen der Urzeit im Wallis?. *MIÖG* 52.1938: 137ff.

HIRSCHBERG, W.

- 1965 Wörterbuch der Völkerkunde. Stuttgart 1965.

HIRSCHFELD, O.

- 1898 Der Name Germani bei Tacitus und sein Aufkommen bei den Römern. In: *Fs. H. Kiepert* (Berlin 1898); zit. aus: *Kleine Schriften*, Berlin 1913.

HIRT, H.

- 1892 Die Heimat der indogermanischen Völker und ihre Wanderungen. Zit. aus *Scherer* 1968: 1ff. (Zuerst 1892).
1896 Nochmals die Deutung der germanischen Völkernamen. *PBB* 21.1896: 125ff.
IG Indogermanische Grammatik I-VII. Heidelberg 1927ff.
UG Handbuch des Urgermanischen I-III. Heidelberg 1931ff.

HÖFLER, O.

- 1938 Das germanische Kontinuitätsproblem. *Historische Zeitschrift* 157.1938: 1ff.
1954 Das Opfer im Semnonenhain und die Edda. In: *Fs. Felix Genzmer*. Heidelberg 1952.
1961 Siegfried, Arminius und die Symbolik. Heidelberg 1961.
1963 Der Rökstein und die Sage. *ANF* 78.1963: 1ff.
1971 Herkunft und Ausbreitung der Runen. *Die Sprache* 17.1971: 134ff.
1978 Siegfried, Arminius und der Nibelungenhort. *AkaWiss Wien* 1978.

- HOFSTRA, T.
 1985 Ostseefinnisch und Germanisch. Frühe Lehnbeziehungen im nördlichen Ostseeraum im Lichte der Forschung seit 1961. Groningen 1985.
- HOLDER, A.
 ACS Alt-celtischer Sprachschatz I-III. Graz 1961 (Nachdruck von Leipzig 1896).
- HOLTHAUSEN, F.
 AEEW Altenglisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1934.
 1934 Gotisches etymologisches Wörterbuch. Heidelberg 1934.
 1948 Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch des Altwestnordischen. Göttingen 1948.
- HOLTZMANN, A.
 1873 Germanische Alterthümer mit Text, Übersetzung und Erklärung von Tacitus Germania. Leipzig 1873.
- HOMMEL, H.
 1941 Die Hauptgottheiten bei Tacitus. ARW 37.1941: 144ff.
- HÜBENER, W. (Hg.).
 1974 Die Alamannen in der Frühzeit. Bühl 1974.
- HUCKO, M.
 1904 Bildung der Substantiva durch Ableitung und Zusammensetzung im Altsächsischen. Straßburg 1904.
- HÜNNERKOPF, R.
 1954 Die Söhne des Mannus. Gymnasium 61.1954: 542ff.
- JACOB-FRIESEN, K. H.
 1928 Grundfragen der Urgeschichtsforschung – Stand und Kritik der Forschung über Rassen, Völker und Kulturen der urgeschichtlichen Zeit. Hannover 1928.
- JACOBSON, H.
 1929 Altgermanisches. ZfdA 66.1929: 217ff.
- JACOBY, F.
 FGH Die Fragmente der griechischen Historiker Iff. Berlin 1923ff.
- JAHN, M.
 1931 Die Kelten in Schlesien. Leipzig 1931.
 1932 Der Wanderweg der Kimbern, Teutonen und Wandalen. Mannus 24.1932: 150ff.
 1937 Die Heimat der Wandalen und Norwegen. Acta Archaeologica 8.1937: 149ff.
 1941 Die ersten Germanen in Südböhmen. Altböhmen und Altmähren 1.1941: 64ff.
- JANKUHN, H.
 1986 Das Germanenproblem in der älteren archäologischen Forschung (Von der Mitte des 19. Jh.s bis zum Tode Kossinnas). In: RGA Erg. I: 298ff.
- JELLINEK, M. H.
 1926 Geschichte der gotischen Sprache. In: H. Paul (Hg.), Grundriß der germanischen Philologie. Berlin 1926.
- JOHANNESSON, A.
 IsEW Isländisches etymologisches Wörterbuch. Bern 1956.
- JOKI, A. J.
 1973 Uralier und Indogermanen. Helsinki 1973.

JONSSON, F.

- LP Lexikon Poeticum antiquae linguae septentrionalis. Ordbok over det norsk-islandske skjaldesprog. Kopenhagen 1966.

JUNGANDREAS, W.

- 1944 Der Angrivarierwall. ZfdA 81.1944: 1ff.
 1948 Indogermanisch \bar{a} = urgermanisch \bar{o} . Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 71.1948: 8ff.
 1962 Historisches Lexikon der Siedlungs- und Flurnamen des Mosellandes. Trier 1962f.
 1974 Nord-, Ost- und Westgermanen im 1. Jhd. nach Chr. Geburt. Leuvense Bijdragen 63.1974: 197ff.
 1981 Sprachliche Studien zur germanischen Altertumskunde. Wiesbaden 1981.

JUSTI, F.

- 1895 Iranisches Namenbuch. Marburg 1895.

KAHRSTEDT, U.

- 1950 Methodisches zur Geschichte des Mittel- und Niederrheins zwischen Caesar und Vespasian. BJB 150.1950: 63ff.

KAMBER, P. H. – MOSER, R.

- 1984 Diachronica. Zum Verhältnis von Ethnologie, Geschichte und Geschichtswissenschaft. Bern 1984.

KARSTEN, T. E.

- 1915 Germanisch-Finnische Lehnwortstudien. Ein Beitrag zu der ältesten Sprach- und Kulturgeschichte der Germanen. Helsingfors 1915.
 1928 Die Germanen. Eine Einführung in die Geschichte ihrer Sprache und Kultur. Berlin 1928.
 1936 Völker- und Ortsnamen der Ostseeländer. In: Fs. Hirt II.1936.

KAUFFMANN, F.

- 1895 Mythologische Zeugnisse aus römischen Inschriften. 6. Dea Garmangabis. PBB 20.1895: 526ff.
 DA Deutsche Altertumskunde I-II. München 1913ff.

KAUFMANN, C.

- 1984 Von den mündlich überlieferten Geschichten zu den Umrissen einer Geschichte des Sepikgebietes. In: Kamber-Moser 1984.

KAUFMANN, H.

- 1965 Untersuchungen zu altdeutschen Rufnamen. München 1965.

KIENLE, R.

- 1932 Tier-Völkernamen bei den idg. Stämmen. WuS 14.1932: 25ff.
 1938 Das Auftreten keltischer u. germanischer Gottheiten zwischen Oberrhein und Limes. ARW 35.1938: 252ff.
 1939 Germanische Gemeinschaftsformen. Stuttgart 1939.

KIMMIG, W.

- 1964 Seevölkerbewegung und Urnenfelderkultur, ein archäologisch-historischer Vergleich. Studien aus Alteuropa I.1964: 220ff.

KILIAN, L.

- 1980 Zu Herkunft und Sprache der Prussen. Bonn 1980.

KLINGENBERG, H.

- 1973 Runenschrift – Schriftdenken – Runeninschriften. Heidelberg 1973.
 1974 Edda – Sammlung und Dichtung. Basel 1974.

KLINGNER, F.

- 1965 C. Iulius Caesar. In: Römische Geisteswelt. München 5.1965: 90ff.

KLUGE, F.

- 1913 Urgermanisch. Vorgeschichte der altgermanischen Dialekte. Straßburg ³1913.
- 1919 Der Name der Germanen. Sonderdruck Frankfurt 1919.
- 1926 Nominale Stammbildungslehre der altgermanischen Dialekte. Halle ³1926 (bearbeitet von L. Sütterlin und E. Ochs).
- EWB Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin ²¹1975.

KNOBLOCH, J.

- 1984 Bastarnen und Bastarde. *BalkE* 27.1984: 57ff.
- 1985 Der Name der Langobarden. *BzN Beiheft* 23.1985.

KOCH, H.

- 1975 Zum Verständnis des „Namenssatzes“ in Tacitus' *Germania*. *Gymnasium* 82.1975: 426ff.

KOIVULEHTU, J.

- 1981 Reflexe des germ. /ē₁/ im Finnischen und die Datierung der germanisch-finnischen Lehnbeziehungen. *PBB* 103.1981: 167ff. 333ff.
- 1986 Die Sieverssche Regel im Lichte der germanisch-finnischen Lehnbeziehungen. In: Fs. Heinz Klingenberg. Amsterdam 1986.

KÖNIG, R. – WINKLER, G.

- 1979 Plinius der Ältere. Leben und Werk eines antiken Naturforschers. München 1979.

KOSSINNA, G.

- 1890 Die Sweben im Zusammenhang der ältesten deutschen Völkerbewegungen. *Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst* 9.1890: 199ff.
- 1895a Der Ursprung des Germanennamens. *PBB* 20.1895: 258ff.
- 1895b Über die deutsche Altertumskunde und die vorgeschichtliche Archäologie. *Verh. d. 43. Vers. dt. Philol.* Leipzig 1895.
- 1896 Die vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen in Deutschland. *Zs. d. Ver. f. Volksk.* 6.1896: 1ff.
- 1897 Die ethnologische Stellung der Ostgermanen. *IF* 7.1897: 276ff.
- 1902 Die indogermanische Frage archäologisch beantwortet. In: Scherer 1968 (Zuerst *ZfEthn.* 34.1902: 161ff.)
- 1905 Über verzierte Eisenlanzen als Kennzeichen der Ostgermanen. *ZfEthn.* 37.1905: 369ff.
- 1911 Die Herkunft der Germanen. Würzburg 1911.
- 1920a Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. Leipzig ²1920.
- 1920b Wandalen in der Wetterau. *Mannus* 11-12.1919-1920: 405ff.
- 1924 Zu meiner Ostgermanenkarte. *Mannus* 16.1924: 160ff.
- 1929 Die Wandalen in Nordjütland. *Mannus* 21.1929: 233ff.
- 1932 Germanische Kultur im ersten Jahrtausend nach Christus. Leipzig 1932.
- 1936 Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft. Leipzig ⁷1936.
- 1943 Das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen. Leipzig ⁴1943 (Danzig ¹1919).

KOTHE, H.

- 1979 Nationis nomen, non gentis. Das Furchtmotiv im Namensatz der *Germania*. *Philologus* 123.1979: 242ff.
- 1985 Centum pagi Sueborum. Eine vermeintliche „Formel“ bei Caesar und Tacitus. *Philologus* 129.1985: 213ff.

KRAFT, K.

- 1970 Zur Entstehung des Namens „Germania“. Frankfurt/M 1970.

KRAHE, H.

- 1929 Lexikon altillyrischer Personennamen. Heidelberg 1929.

- 1936 Germanisch und Illyrisch. In: Fs. Hirt II.1936: 565ff.
- 1942 Beiträge zur illyrischen Wort- und Namenforschung. IF 58.1942: 131ff. 209ff.
- 1950 Das Venetische. Seine Stellung im Kreise der verwandten Sprachen. AkaWiss Heidelberg 1950.
- 1951 Sprachverwandtschaft im alten Europa. Heidelberg 1951.
- 1954a Völkernamen und Flußnamen. Fs. Friedrich Zucker. Berlin 1954.
- 1954b Sprache und Vorzeit. Heidelberg 1954.
- 1957a Indogermanisch und Alteuropäisch. Saeculum 8.1957: 1ff.
- 1957b Vorgeschichtliche Sprachbeziehungen von den baltischen Ostseeländern bis zu den Gebieten um den Nordteil der Adria. AkaWiss Wiesbaden 1957: 103ff.
- 1964 Unsere ältesten Flußnamen. Wiesbaden 1964.
- KRAHE, H. – MEID, W.
I-III Germanische Sprachwissenschaft. Berlin I-II. 1969, III. 1967.
- KRAHE, H. – SEEBOLD, E.
1967 Historische Laut- und Formenlehre des Gotischen. Heidelberg 1967.
- KRAUSE, W.
1940 Die Herkunft der Germanen. AkaWiss Göttingen 1940.
- 1966 Die Runeninschriften im älteren Futhark. Mit Beiträgen v. H. Jankuhn. AkaWiss Göttingen 1966.
- 1968 Handbuch des Gotischen. München 1963.
- 1971 Die Sprache der urnordischen Runeninschriften. Heidelberg 1971.
- KRETSCHMER, P.
1929 Scandinavia. Glotta 17.1929: 148ff.
- 1933 Die Herkunft der Umbrier. Glotta 21.1933: 112ff.
- 1948 Die frühesten sprachlichen Spuren von Germanen. ZVS 69.1948: 9ff.
- KROGMANN, W.
1933 Der Name Germanen. Wismar 1933.
- 1952 Zum Problem des Germanennamens. BzN 3.1952: 139ff.
- 1961 Die Bernsteininsel Basileia. Atti VII. Congresso Internazionale di Scienze Onomastiche. Firenze 1961.
- KRONASSER, H.
1959 Vorgeschichte und Indogermanistik. In: Scherer 1968: 478ff.
- 1965 Illyrier und Illyricum. Die Sprache 11.1965: 155ff.
- KRÜGER, B. (HG.)
1988 Die Germanen. Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa. I: Von den Anfängen bis zum 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Berlin 1988.
- KUHN, H.
1954 Gaut. In: Fs. J. Trier. Köln 1954: 417ff.
- 1963 Der Name der Friesen. It Beaken 25.1963: 270ff.
- 1969 Gewässernamen in Siedlungs- und Bevölkerungsnamen. ZfdA 98.1969: 161.
- KURYŁOWICZ, J.
1956 L'apophonie en Indo-européen. Wrocław 1956.
- LAISTNER, L.
1892 Germanische Völkernamen. WürttVjheftefLandesg 1892: 25ff.
- LAMMERS, W.
1957 Die Stammesbildung bei den Sachsen. WestfälForsch 10.1957: 25ff.

- LANGENFELT, G.
 1919 On the Origin of Tribal Names. *Anthropos* 14.1919: 295ff.
- LAUBSCHER, M.
 1983 Religionsethnologie. In: Fischer 1983: 231ff.
- LAUR, W.
 1954a Zur Herkunftsfrage der Nordfriesen. *GRM* 35.1954: 324ff.
 1954b Aisten/Esten, eine germanische Volksbezeichnung im baltischen Raum. *ZfOstf* 3.1954: 223ff.
- LEHMANN, W. P.
 GED A Gothic Etymological Dictionary. Leiden 1986.
- LESKIEN, A.
 1891 Die Bildung der Nomina im Litauischen. Leipzig 1891.
- LEUE, G.
 1928 Die neun Rätsel der berühmtesten Germania-Stelle. Gotha 1928.
- LEUMANN, M. – HOFMANN, J. B. – SZANTYR, A.
 I-III Lateinische Grammatik. München ⁵1977ff.
- LIDDELL, H. D. – SCOTT, R.
 GEL A Greek-English Lexicon. Oxford ⁹1940.
- LIDÉN, E.
 1897 Studien zur altindischen und vergleichenden Sprachgeschichte. Uppsala 1897.
- LINDROTH, H.
 1914 Namnet Gotland. *NoB* 2.1914: 75ff.
 1915 Är Skåne de gamles Scadinavia? *NoB* 3.1915: 10ff.
 1917 Varend och Virdar. *NoB* 5.1917: 41ff.
 1941 Namnet Gotland. *Meijerbergs Arkiv för Svensk ordforskning* 3.1941: 107ff.
- LINTZEL, M.
 1927 Zur Entstehungsgeschichte des sächsischen Stammes. *Sachsen und Anhalt* 3.1927: 1ff.
- LOEWENTHAL, J.
 1923 Altgermanische Völkernamen. *PBB* 47.1923: 289ff.
- LORENTZ, F.
 1966 Preussische Ortsnamen und Appellative in Namen im Raum links der unteren Weichsel. *ZfSl* 11.1966: 243ff.
- LUDAT, H.
 1953 Farbenbezeichnungen in Völkernamen. *Saeculum* 4.1953: 138ff.
- LUND, A. A.
 1981 Zur Beschreibung der Fennen in der Germania des Tacitus. *ZfdA* 110.1981: 241ff.
 1982 Neue Studien zum Verständnis der Namensätze in der Germania des Tacitus (2,2 und 2,3). *Gymnasium* 89.1982: 296ff.
 1986 Zum Germanenbegriff bei Tacitus. In: *RGA Erg. I*: 53ff.
- LÜHR, R.
 1982 Studien zur Sprache des Hildebrandliedes. Frankfurt 1982.
 1988 Expressivität und Lautgesetz. Heidelberg 1988.
- MALITZ, J.
 1983 Die Historien des Poseidonios. München 1983.
- MANCZAK, W.
 1982 Kamen die Goten aus Skandinavien? *IF* 87.1982: 127ff.

- MARKEY, T. L.
 1986 Social Spheres and National Groups in Germania. In: RGA Erg. I: 248ff.
- MAURER, F.
 1952 Nordgermanen und Alemannen. München 1952.
- MAYER, A.
 1952 Zwei Inselnamen in der Adria. ZVS 70.1952: 76ff.
- MAYRHOFER, M.
 KEWA Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch des Altindischen I-III. Heidelberg 1956ff.
- MEID, W.
 1957 Das Suffix -no- in Götternamen. BzN 8.1957: 72ff.
 1966 Die Königsbezeichnung in den germanischen Sprachen. Die Sprache 12.1966: 182ff.
 1986 Hans Kuhns „Nordwestblock“-Hypothese. Zur Problematik der „Völker zwischen Germanen und Kelten“. RGA Erg. I: 183ff.
 1987 Das Germanen-Problem. NOWELE 9.1987: 91ff.
- MEID, W. (HG.)
 1967 Beiträge zur Indogermanistik und Keltologie. Innsbruck 1967.
- MEISSNER, R.
 1939 A victore ob metum. Rhein. Mus 88.1939: 379ff.
- MELIN, B.
 1960 Die Heimat der Kimbern. UUÅ 5.1960.
 1963 Zum Namensatz der Germania. Eranos 61.1963: 143ff.
- METTE, H. J.
 1952 Pytheas von Massilia. Berlin 1952.
- MILDENBERGER, G.
 1972 Sozial- und Kulturgeschichte der Germanen. Stuttgart 1972.
 1986 Die Germanen in der archäologischen Forschung nach Kossinna. In: RGA Erg. I: 310ff.
- MILLER, K.
 1962 Die Peutingersche Tafel. Stuttgart 1962.
- MOSER, R.
 1984 Zur Frage der Übertragung ethnologischer Kategorien und Modelle auf historisches Material der europäischen Vorgeschichte. In: Kamber-Moser 1984.
- MUCH, R.
 1887 Die Verbreitung der Germanen vor ihrem Eintritt in die Geschichte. Correspondenzblatt d. dt. Gesellsch. f. Anthropologie 18.1887: 154ff.
 1888a Der Name Sveben. ZfdA 32.1888: 407ff.
 1888b Hercynia. ZfdA 32.1888: 454ff.
 1892 Der Name Semnonen. ZfdA 36.1892: 41ff.
 1893a Deutsche Stammsitze. Ein Beitrag zur ältesten Geschichte Deutschlands. PBB 17.1893: 1ff.
 1893b Die Germanen am Niederrhein. PBB 17.1893: 137ff.
 1893c Goten und Ingvaeonen. PBB 17.1893: 178ff.
 1895 Die Deutung der germanischen Völkernamen. PBB 20.1895: 1ff.
 1897a Gapt. ZfdA 41.1897: 95f.
 1897b Die Städte in der Germania des Ptolemaios. ZfdA 41.1897: 97ff.
 1901 Germanische Völkerschaftsnamen in sagenhafter Deutung. ZfdW 1.1901: 319ff.
 1920a Der Name Germanen. AkaWissWien 195.1920.
 1920b Der Osten in der germanischen Heldensage. ZfdA 57.1920: 143ff.

- 1920c Deutsche Stammeskunde. Berlin ³1920.
- 1925a Der Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte. Wien 1925.
- 1925b Widsith. ZfdA 62.1925: 113ff.
- 1926 Baiwarii. Neues Archiv 46.1926: 385ff.
- 1928a Der Namenssatz der Germania. AkaWiss Wien 1928.
- 1928b Waren die Germanen des Caesar und Tacitus Kelten? ZfdA 65.1928: 1ff.
- 1930 Urgermanische Kolonien im Spiegel der Völkernamens. Volk und Rasse 5.1930: 193ff.
- 1932a Die Gaesaten. ZfdA 69.1932: 17ff.
- 1932b Keltomanische Geschichtsklitterung. Mannus 24.1932: 465ff.
- 1936a Germanische Stammesnamen. In: Fs. H. Hirt II. Heidelberg 1936: 493ff.
- 1936b Das Problem des Germanennamens. In: Fs. H. Hirt II. Heidelberg 1936: 507ff.
- 1967 Die Germania des Tacitus. Heidelberg ³1967.
- MÜHLMANN, W. E.
- 1938 Methodik der Völkerkunde. Stuttgart 1938.
- 1964 Rassen, Ethnien, Kulturen. Moderne Ethnologie. Neuwied 1964.
- 1985 Ethnogenie und Ethnogenese. Theoretisch-ethnologische und ideologiekritische Studie. In: Studien zur Ethnogenese 1985.
- MÜLLENHOFF, K.
- 1853 Verderbte Namen bei Tacitus. ZfdA 9.1853: 223ff.
- DA Deutsche Altertumskunde. Berlin I.1890-V.1929.
- MÜLLER, K. E.
- I-II Geschichte der antiken Ethnographie und ethnologischen Theoriebildung. Wiesbaden 1972ff.
- MÜLLER, W.
- 1975 Zur Geschichte der Alamannen. Darmstadt 1975.
- MUNSKE, H. H.
- 1964 Das Suffix *-inga/-unga in den germanischen Sprachen. Marburg 1964.
- NARR, K. J.
- 1985 Kulturelle Vereinheitlichung und sprachliche Zersplitterung: Ein Beispiel aus dem Südwesten der Vereinigten Staaten. In: Studien zur Ethnogenese. Opladen 1985.
- NAUMANN, H.
- 1938 Der König und die Seherin. ZfdPh 63.1938: 347ff.
- NECKEL, G.
- 1927 Die Verwandtschaft der germanischen Völker untereinander. PBB 51.1927: 1ff.
- 1929 Germanen und Kelten. Historisch-linguistisch-rassenkundliche Forschungen und Gedanken zur Geisteskrise. Heidelberg 1929.
- NECKEL, G. – KUHN, H.
- 1962 Die Lieder des Codex Regius nebst verwandten Denkmälern. Heidelberg ⁴1962.
- NESSELHAUF, H.
- 1952 Tacitus und Domitian. Hermes 80.1952: 222ff.
- NEUMANN, G.
- 1986 Germani Cisrhenani – die Aussage der Namen. In: RGA Erg. I: 107ff.
- NIERHAUS, R.
- 1966 Das svebische Gräberfeld von Diersheim. Berlin 1966.
- NIESE, B.
- 1898 Die Geschichte der keltischen Wanderungen. ZfdA 42.1898: 129ff.

NORDEN, E.

- 1918 Germani. Ein grammatisch-ethnologisches Problem. AkaWiss Berlin 1918.
- 1920 Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania. Leipzig-Berlin 1920.
- 1934 Altgermanien. Völker- und namengeschichtliche Untersuchungen. Leipzig 1934.
- 1935 Zur Morphologie des Germanennamens. ZONF 11.1935: 185ff.

NOREEN, A.

- ASG Altschwedische Grammatik. Mit Einschluß des Altgutnischen. Halle 21904.
- I-IV Spridda studier I-IV. Stockholm 21911ff.

OBERMEIER, E.

- 1948 Die Sueben in der antiken Literatur. Diss. Göttingen 1948.

OLD

Oxford Latin Dictionary. Oxford 1968.

OTREBSKI, J.

- 1967 Die von dem indoeuropäischen Reflexivpronomen *se, *seue, *sue usw. abgeleiteten Verwandtschaftsnamen. In: MEID 1967: 73ff.

OXENSTIERNA, E. G.

- 1945 Die Urheimat der Goten. Leipzig 1945.

PANNOFF, M. – PERRIN, M.

- 1975 Taschenwörterbuch der Ethnologie. Berlin 1975.

PARRONI, P.

- 1984 Pomponii Melae De Chorographia Libri Tres. Rom 1984.

PAUL, O.

- 1932 Die Γερμανοί bei Herodot und das heutige Kirman. ZONF 8.1932: 110ff.

PAULOVICS, S.

- 1934 Germanendarstellungen aus dem swebisch-markomannischen Kreis. Mannus 26.1934: 128ff.

PAULY, A. – WISSOWA, G.

- RE I- Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung. Stuttgart 1893ff.

PEDERSEN, H. – LEWIS, H.

- 1937 A Concise Comparative Celtic Grammar. Göttingen 1937.

PEKKANEN, T.

- 1971 German As A Translation of Sciri. IF 76.1971: 151ff.

PENZL, H.

- 1985 Zur gotischen Urheimat und Ausgliederung der germanischen Dialekte. IF 90.1985: 147ff.

PERSSON, P.

- 1912 Beiträge zur indogermanischen Wortforschung. Uppsala 1912.

PESCHEL, K.

- 1978a Anfänge germanischer Besiedlung im Mittelgebirgsraum. Sueben-Hermunduren-Markomannen. Berlin 1978.
- 1978b Die Sueben in Ethnographie und Archäologie. Klio 60.1978: 259ff.

PETRIKOVITS, H. VON

- 1966 Arminius. BJB 166.1966: 175ff.
- 1985 Fragen der Ethnogenese aus der Sicht der römischen Archäologie. In: Studien zur Ethnogenese. Opladen 1985.
- 1986 Germani Cisrhenani. In: RGA Erg. I: 88ff.

PETTAZZONI, R.

1950 Der babylonische Ritus des Akitu und das Gedicht der Wertschöpfung. *Eranos-Jahrbuch* 19.1950: 403ff.

1954 *Regnator omnium deus*. In: *Essays on the history of religion*. Leiden 1954.

PHILIPPSON, E. A.

1953 *Die Genealogie der Götter in germanischer Religion, Mythologie und Theologie*. 1953.

PISANI, V.

1937 *Il problema illirico*. *Pannonia* 3.1937: 276ff.

1949 *Intorno al nome dei Germani*. *BzN* 1.1949: 72ff.

PITTIONI, R.

1967 *Zum Illyrier-Problem*. In: *Meid* 1967: 79ff.

POKORNY, J.

1936a Ist der Germanenname keltisch? *ZcPh* 20.1936: 461ff.

1936b *Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrer*. *ZcPh* 20.1936: 315ff. 489ff.;

1940 *Zur Urgeschichte der Kelten und Illyrer*. *ZcPh* 21.1940: 55ff.

IEW *Indogermanisches etymologisches Wörterbuch*. Bern 1959.

POLOMÉ, E. C.

1986 *Germanentum und religiöse Vorstellungen*. In: *RGA Erg. I*: 267ff.

PORZIG, W.

1954 *Die Gliederung des indogermanischen Sprachgebietes*. Heidelberg 1954.

PROSDOCIMI, A. L. – FOGOLARI, J.

1988 *Gli Veneti Antichi*. Padua 1988.

RAMAT, P.

1981 *Einführung in das Germanische*. Tübingen 1981.

RAUM, J. W.

1983 *Evolutionismus*. In: *Fischer* 1983: 275ff.

REDLICH, C.

1961 *Grundsätzliches zum Untergang der Kimbern und Teutonen*. *Ostdeutsche Wissenschaft* 8.1961: 319ff.

1965 *Germanische Gemeinschaftsformen in der Überlieferung des Tacitus*. In: *Fs. Kurt Tackenberg*. Köln 1965.

REICHERT, H.

1976 *Zum Problem der rechtsrheinischen Germanen vor und um Christi Geburt*. In: *Fs. Otto Höfler*. Wien 1976.

WB *Lexikon der altgermanischen Namen, Teil 1: Text*. Wien 1987.

REIFFENSTEIN, I.

1987 *Stammesbildung und Sprachgeschichte. Das Beispiel der bairischen Ethnogenese*. In: R. Bergmann u. a. (Hg.), *Althochdeutsch. Bd. II: Wörter und Namen. Forschungsgeschichte*. Heidelberg 1987.

REINERTH, H. (HG.).

I-III *Vorgeschichte der deutschen Stämme I-III*. Leipzig-Berlin 1940.

RGA

I- *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*. Berlin 1973ff.

Erg. I *Germanenprobleme in heutiger Sicht. Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde*. Berlin 1986.

- RIESE, A.
1890 Die Sueben. Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst 9.1890: 339ff.
- RIX, H.
1970 Anlautender Laryngal vor Sonant im Griechischen. MSS 27.1970: 79ff.
1976 Historische Grammatik des Griechischen. Laut- und Formenlehre. Darmstadt 1976.
- ROSENFELD, H.
1956 Goten und Greutungen. BzN 7.1956: 195ff.
1960 Name und Kult der Istrionen (Istwäonen), zugleich Beitrag zu Wodankult und Germanenfrage. ZfdA 90.1960: 161ff.
1961 „Germana vel ad monte“ und der Name der Germanen. BzN 12.1961: 250ff.
1987 Die Völkernamen *Baiern* und *Böhmen*, die althochdeutsche Lautverschiebung und W. Mayerthalers These ›Baier = Salzburger Rätoromanen‹. Völkernamen, Völkerwanderung, Stammesgenese und die Namen *Baiern*, *Bayern*, *Bajuwaren*. In: R. Bergmann u. a. (Hg.) – Althochdeutsch. Bd. II: Wörter und Namen. Forschungsgeschichte. Heidelberg 1987.
- ROTH, L.
1856 Über das Alter des Germanennamens in der Litteratur. Germania 1.1856: 156ff.
- RUDNICKI, M. M.
1939 Etymologies du nom de la Vistule et de la dénomination „Veneti“. In: Actes et mémoires du premier congrès international de toponymie et d'anthroponymie. Paris 1939.
- RUDOLPH, W.
1983 Ethnos und Kultur. In: Fischer 1983: 47ff.
- SADNIK, L. – AITZETMÜLLER, R.
HWB Handwörterbuch zu den altkirchenslavischen Texten. Heidelberg 1955.
- SCARDIGLI, P.
1973 Die Goten. Sprache und Kultur. München 1973.
- SCHALL, H.
1963 Berlin – ein slawobaltischer Flurname. ZVS 78.1963: 126ff.
1970 Preussische Namen längs der Weichsel. In: Donum Balticum (Fs. Ch. Stang). Stockholm 1970.
- SCHERER, A.
1953 Zum Sinngehalt der germanischen Personennamen. BzN 4.1953: 1ff.
- SCHERER, A. (Hg.).
1968 Die Urheimat der Indogermanen. Darmstadt 1968.
- SCHIER, K.
1963 Die Erdschöpfung aus einem Urmeer und die Kosmogonie der Völospá. In: Märchen, Mythos, Dichtung (Fs. F. von der Leyen). München 1963: 303ff.
- SCHINDLBECK, M.
1984 Über den mythischen Ursprungsort der Sawos und Iatmul (Papua-Neuguinea). In: Kamber-Moser 1984.
- SCHLERATH, B.
1973 Die Indogermanen. Innsbruck 1973.
- SCHMEJA, H.
1968 Der Mythos von den Alpengermanen. Wien 1968.
- SCHMIDT, J.
1954 Zum Namensatz in Tacitus' Germania. BzN 5.1954: 269ff.
1969 Zum Namensatz in Tacitus' Germania. Onoma 14.1969: 149ff.

SCHMIDT, K. H.

- 1977 Die festlandkeltischen Sprachen. Innsbruck 1977.
- 1986 Keltisch-germanische Isoglossen und ihre sprachgeschichtlichen Implikationen. In: RGA Erg. I: 231ff.

SCHMIDT, L.

- 1937 Zum Ursprung der Baiern. ZfbayrLandesgesch 10.1937: 16ff.
- I-II Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderungszeit. I. Die Ost-germanen. München ²1933. II. Die Westgermanen. München 1940.

SCHMID, W. P.

- 1986 Alteuropa und das Germanische. In: RGA Erg. I: 155ff.

SCHMITZ, H.

- 1942 Die Übersiedlung der Ubier auf das rechte Rheinufer. Klio 34.1942: 239ff.

SCHNEIDER, H.

- 1938 Die Götter der Germanen. Tübingen 1938.

SCHNETZ, J.

- 1923 Über den Namen Germanen. PBB 47.1923: 470ff.
- 1934 Zu dem Thema: Die Γερμανοί bei Herodot und das heutige Kirman. ZONF 10.1934: 215ff.

SCHÖNFELD, M.

- WB Wörterbuch der altgermanischen Personen und Völkernamen. Heidelberg 1911.

SCHOPPA, H.

- 1956 Die Besitzergreifung des Limesgebietes durch die Alamannen. NassAnn 67.1956: 1ff.

SCHOTT, R.

- 1971 Aufgaben und Verfahren der Völkerkunde. In: Trimborn 1971: 1ff.

SCHRADER, O.

- 1907 Sprachvergleichung und Urgeschichte. Jena ³1907.

SCHRADER, O. – NEHRING, A.

- I-II Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde I-II. Berlin 1917.

SCHRAMM, G.

- 1957 Namenschatz und Dichtersprache. Studien zu den zweigliedrigen PN der Germanen. Göttingen 1957.

SCHRÖDER, E.

- 1933 Sachsen und Cherusker. NiedersJbflLandesgesch 10.1933: 1ff.

SCHRÖDER, F. R.

- 1931 Germanische Schöpfungsmythen. GRM 19.1931: 1ff.
- 1933 Quellenbuch zur germanischen Religionsgeschichte. Berlin 1933.
- 1938 Germanische Urmythen. ARW 35.1938: 201ff.
- 1941 Skadi und die Götter Skandinaviens. Untersuchungen zur germanischen und vergleichenden Religionsgeschichte, Bd. II. Tübingen 1941.

SCHRODT, R.

- 1976 Die germ. Lautverschiebung und ihre Stellung im Kreise der idg. Sprachen. Wien 1976.

SCHÜCK, H.

- 1907 Folknarnet Geatas i den fornengelska dikten Beowulf. Uppsala 1907.

SCHULZ, W.

- 1929 Der Wanderzug der Kimbern zum Gebiete der Boier. Germania 13.1929: 139ff.

SCHÜTTE, G.

- 1930 Ethnische Prunknamen. ZfdA 67.1930: 129ff.
- FF Our Forefathers. The Gothonic Nations. A Manual of the Ethnography of the Gothic, German, Dutch, Anglo-Saxon, Frisian and Scandinavian Peoples. Cambridge I.1929-II.1933.
- GU Gotthiod und Utgard. Altgermanische Sagengeographie in neuer Auffassung. Kopenhagen I.1935-II.1936.
- 1939 Gotthiod. Die Welt der Germanen. Jena 1939.
- 1940a Die Wohnsitze der Angeln und Kimbern. Acta Philologica Scandinavica 14.1940: 21ff.
- 1940b Kimbrenne. Scandia 13.1940: 277ff.

SCHWANTES, G.

- 1933 Die swebische Landnahme. FuF 9.1933: 197ff.
- 1950 Die Jastorf-Zivilisation. In: Fs. Paul Reinecke. Mainz 1950.

SCHWARZ, E.

- 1951 Goten, Nordgermanen, Angelsachsen. Bern 1951.
- 1952 Germanen, Italiker, Kelten. ZfMaf 20.1952: 193ff.
- 1954 Die Herkunft der Juthungen. JbfrkLandesf 14.1954: 1ff.
- 1955 Alamannen und Juthungen. FuF 29.1955: 266ff.
- 1956 Germanische Stammeskunde. Heidelberg 1956.
- 1960 Sprache und Siedlung in Nordostbayern. Nürnberg 1960.
- 1967 Germanische Stammeskunde zwischen den Wissenschaften. Konstanz 1967.

SCHWYZER, E.

- I-III Griechische Grammatik I-III. München 1939ff.

SEEBOLD, E.

- 1970 Vergleichendes etymologisches Wörterbuch der germanischen starken Verben. Den Haag-Paris 1970.

SEEL, O.

- 1942 Zur Kritik der Quellen über Cäsars Frühzeit. Klio 34.1942: 196ff.

SEHRT, E. H.

- WBHG Vollständiges Wörterbuch zum Heliand und zur altsächsischen Genesis. Göttingen 1925.

SENN, A.

- 1925 Germanische Lehnwortstudien. Heidelberg 1925.

SEYER, H.

- 1968 Bemerkungen zur Ethnogenese der Germanen in der Jastorfzeit. In: Gramsch, B. (Hg.), Germanen-Slawen-Deutsche. Berlin 1968.

SEYER, R.

- 1968 Antike Nachrichten zu germanischen Stammessitzen. ZfA(rchäologie) 2.1968: 232ff.

SITTIG, E.

- 1935 Die Aestier. Studici Baltici 4.1935: 18ff.

SOLMSEN, F.

- 1922 Indogermanische Eigennamen als Spiegel der Kulturgeschichte. Heidelberg 1922.

SPECHT, F.

- 1939 Greutungi-Graudenz? ZVS 66.1939: 224ff.

STÄHELIN, F.

- 1948 Die Schweiz in römischer Zeit. Basel ²1930 ³1948.

STANG, C.

- 1949 L'adjectif slave *istъ*. NTS 15.1949: 343ff.
- 1966 Vergleichende Grammatik der baltischen Sprachen. Oslo 1966.

STECHE, T.

- 1937 Altgermanien im Erdkundebuch des Claudius Ptolemäus. Leipzig 1937.
- 1942 Deutsche Stammeskunde. Berlin 1942.

STEIDLE, W.

- 1965 Tacitusprobleme. Museum Helveticum 22.1965: 81ff.

STEINBACH, F.

- 1951 Hundertschar, Centena und Zehntgericht. Rhein. Vjbl. 15.1951: 121ff.
- 1962 Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte. Darmstadt 1962.

STEINHAUSER, W.

- 1954 Herkunft, Verwendung und Bedeutung des Namens „Germani“. In: Fs. Dietrich Kralik. Horn 1954.
- 1955 Der Namensatz im Cap. 2 der Germania des Tacitus. Rhein. Vjbl. 20.1955: 12ff.
- 1956 Der Name 'Germanen' im Süden. ZfdA 87.1956: 81ff.

STENDER-PETERSEN, A.

- 1927 Slavisch-Germanische Lehnwortkunde. Göteborg 1927.

STERZL, A.

- 1978 Der Untergang Roms an Rhein und Mosel. Krise, Katastrophe und Kompromiß im zeitgenössischen Denken. Köln 1978.

STEUER, H.

- 1982 Frühgeschichtliche Sozialstrukturen in Mitteleuropa. Göttingen 1982.

STICHTENOTH, D.

- 1956 Abalus und die Nerthusinsel. ZfdA 86.1956: 161ff.
- 1959 Pytheas von Marseille. Über das Weltmeer. Köln 1959.

STREITBERG, W.

- 1900 Urgermanische Grammatik. Heidelberg 1900.

STROHECKER, K. F.

- 1965 Germantum und Spätantike. Zürich 1965.
- 1975 Die Alamannen und das spätrömische Reich. In: Müller 1975: 20ff.

STUDIEN ZUR ETHNOGENESE

- 1985 Studien zur Ethnogenese. Rhein. Westfäl. AkaWiss Opladen 1985.

STÜMPPEL, G.

- 1932 Name und Nationalität der Germanen. Klio Beiheft 25.1932.

SVENNUNG, J.

- 1963a Scadinavia und Scandia. Lateinisch-Nordische Namensstudien. Lund 1963.
- 1963b Die Swioneninsel und die Sithones bei Tacitus. Eranos 61.1963: 121ff.
- 1965 Jordanes' Scandia-kapitel. FV 60.1965: 1ff.
- 1967a Jordanes und Scandia. Kritisch-exegetische Studien. Uppsala 1967.
- 1967b Zur Geschichte des Goticismus. Uppsala 1967.
- 1974 Skandinavien bei Plinius und Ptolemaios. Kritisch-exegetische Forschungen zu den ältesten nordischen Sprachdenkmälern. Uppsala 1974.

SVENSSON, J. V.

- 1917 De nordiska folknamen hos Jordanes. NoB 5.1917: 109ff.

- 1921 Plinius den äldres uppgifter om Norden. Bidrag till tolkningen av Naturalis Historia 4: 96-97. NoB 9.1921: 59ff.
- SZALAY, M.
1984 Zum Verhältnis von Ethnologie und Geschichtswissenschaft. In: Kamber-Moser 1984.
- SZEMERÉNYI, O.
1979 Germanica I. ZVS 93.1979: 103ff.
1989 Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft. Darmstadt 31980.
- TACKENBERG, K.
1962 Die Germania des Tacitus und das Fach der Vorgeschichte. In: Fs. Max Wegner. Münster 1962.
- THIEL, F. J.
1983 Grundbegriffe der Ethnologie. Vorlesungen zur Einführung. St. Augustin 21983.
- THOMPSON, E. A.
1965 The Early Germans. Oxford 1965.
- THURNEYSEN, R.
1946 A Grammar of Old Irish. Dublin 1946.
- TIMPE, D.
1967 Drusus' Umkehr an der Elbe. Rhein. Museum NF 110.1967: 289ff.
1968 Der Triumph des Germanicus. Bonn 1968.
1986 Ethnologische Begriffsbildung in der Antike. In: RGA Erg. I: 22ff.
- TODE, A.
1935 Zur Entstehung der Germanen. Mannus 27.1935: 19ff.
- TRATHNIGG, G.
1937 Glaube und Kult der Semnonen. ARW 34.1937: 226ff.
1939 Das Geschichtswissen der Germanen. Germanien 11.1939: 9ff.
- TRAUTMANN, R.
1910 Die altpreussischen Sprachdenkmäler. Göttingen 1910.
- TREIMER, K.
1954 Ethnogenese der Slawen. Wien 1954.
- TRIER, J.
1947 Völkernamen. Westfäl. Zs. 97.1947: 9ff.
- TRIMBORN, H.
1971 Lehrbuch der Völkerkunde. Stuttgart 41971.
- UDOLPH, J.
1980 Alteuropa an der Weichselmündung. BzN 15.1980: 25ff.
1981 Zur frühen Gliederung der Indogermanen. IF 86.1981: 30ff.
- UNTERMANN, J.
1985 Ursprache und historische Realität. Der Beitrag der Indogermanistik zu Fragen der Ethnogenese. In: Studien zur Ethnogenese. Opladen 1985.
- VAJDA, L.
1973 Zur Frage der Völkerwanderungen. Paideuma 19.1973: 5ff.
- VASMER, M.
1942 Ein vandalischer Name der Goten. Studia Neophilologica 15.1942: 132ff.
REW Russisches etymologisches Wörterbuch I-III. Heidelberg 1953ff.
- VENDRYES, J.
A-1ff. Lexique étymologique de l'irlandais ancien. Dublin-Paris 1959ff.

- VIVERO, F. R.
 1981 Handbuch der Kulturanthropologie. Stuttgart 1981.
- VOLKMAN, H.
 1964 Germanische Seherinnen in römischen Diensten. Krefeld 1964.
- VRIES, J. DE
 AGRG Altgermanische Religionsgeschichte I-II. Berlin 21956ff.
 1951 Kimbern und Teutonen. In: Fs. K. Helm. Tübingen 1951.
 1954 Über das Wort „Jarl“ und seine Verwandten. La Nouvelle Clío 6.1954: 459ff.
 1956 Das Königtum bei den Germanen. Saeculum 7.1956: 289ff.
 1960 Kelten und Germanen. Bern 1960.
 ANEW Altnordisches etymologisches Wörterbuch. Leiden 21962.
- WACKERNAGEL, J. – DEBRUNNER, A.
 IL2 Altindische Grammatik. Band IL2: Die Nominalsuffixe. Göttingen 1954.
- WADSTEIN, E.
 1925 Die nordischen Völkernamen bei Ptolemaios. Göteborgs Höögskolas Årsskrift 1925: 189ff.
 1930 Sveriges namn. FV 25.1930: 193ff.
- WAGNER, N.
 1967 Getica. Untersuchungen zum Leben des Jordanes und zur frühen Geschichte der Goten. Berlin 1967.
 1978 Gausus und Harodus. Odinsnamen und Stammesnamen in germanischen Stammesgenealogien. BzN 13.1978: 382ff.
 1986 Der völkerwanderungszeitliche Germanenbegriff. In: RGA Erg. I: 130ff.
- WAHLE, E.
 1941 Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen. Grenzen frühgeschichtlicher Erkenntnis. SB Heidelberger AkaWiss 1940/41.
- WALDE, A. – HOFMANN, J. B.
 I-III Lateinisches etymologisches Wörterbuch I-III. Heidelberg 1938ff.
- WALSER, G.
 1959 Caesar und die Germanen. Studien zur politischen Tendenz römischer Feldzugsberichte. Wiesbaden 1959.
 1961 Zu den Ursachen der Reichskrise im dritten nachchristlichen Jahrhundert. Schweizer Beiträge zur allgemeinen Geschichte 19.1961: 142ff.
- WARTBURG, W. VON
 FEW Französisches etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des galloromanischen Wortschatzes. Bonn 1928ff.
- WASSMANN, J.
 1984 Die Vergangenheitskonzeption der Nyaura (Papua-Neuguinea). In: Kamber-Moser 1984.
- WEBER, D.
 1988 Die ersten Germanen am Nordufer des schwarzen Meeres. ZVS 101.1988: 138ff.
- WEIBULL, C.
 1958 Die Auswanderung der Goten aus Schweden. Göteborg 1958.
- WEIBULL, L.
 1925 Skandza und ihre Völker in der Darstellung des Jordanes. ANF 41.1925: 213ff.
 1940 Kimbrernas boplatser. Scandia 13.1940: 284ff.

WEISGERBER, L.

1948 Walhisk. Die geschichtliche Leistung des Wortes welsch. Rhein. Vjbl. 13.1948: 87ff.

1968 Die Namen der Ubier. Köln und Opladen 1968.

WENSKUS, R.

1961 Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes. Köln 1961.

1976 Zum Problem der Ansippung. In: Fs. Otto Höfler. Wien 1976.

1986 Über die Möglichkeit eines allgemeinen interdisziplinären Germanenbegriffs. In: RGA Erg. Iff.

WESSÉN, E.

1924 Studier till Sveriges hedna mytologi och fornhistoria. UUA 6.1924.

WIRZ, A.

1984 Klio in Afrika: „Geschichtslosigkeit“ als historisches Problem. In: Kamber-Moser 1984.

WISSMANN, W.

1932 Nomina postverbalia in den altgermanischen Sprachen I. Ergänzungshefte zu ZVS 11.1932

WOLFRAM, H.

1979 Geschichte der Goten. München 1979.

WOYTE, C.

1922 Antike Quellen zur Geschichte der Germanen I-IV. Berlin 1922.

WÜHRER, K.

1959 Die schwedischen Landschaftsrechte und Tacitus' Germania. ZRG Germ. Abt. 73.1959: 1ff. 559.

WÜST, W.

1955 Zu Deutung und Herkunft des ae. *bāt* m. f. 'Boot, Schiff'. Anglia 73.1955: 262ff.

ZACHRISSON, R. E.

1928 Germani, the Name and its Early History. Studia neophilologica 1.1928: 18ff.

ZEITLER, W. M.

1986 Zum Germanenbegriff Caesars: Der Germanenexkurs im sechsten Buch von Caesars Bellum Gallicum. In: RGA Erg. I: 41ff.

ZEUSS, K.

1837 Die Deutschen und ihre Nachbarstämme. Heidelberg 1837.

ZIMMER, H.

1938 Die indische Weltmutter. Eranos-Jahrbuch 6.1938: 175ff.